

# DEUTSCH-MAROKKANISCHE LEBENSWEGE

Geschichten über das Suchen, Ankommen und Engagieren

Erste Generation



Bildungsmigrant\_innen



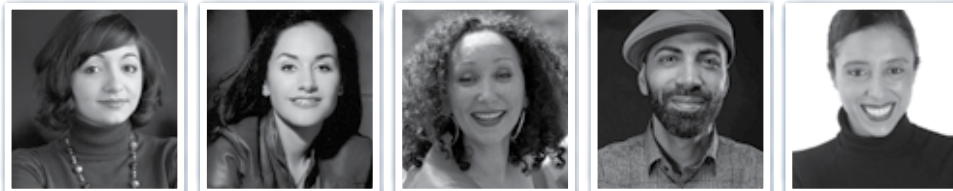
Zweite Generation



Vereinsarbeit



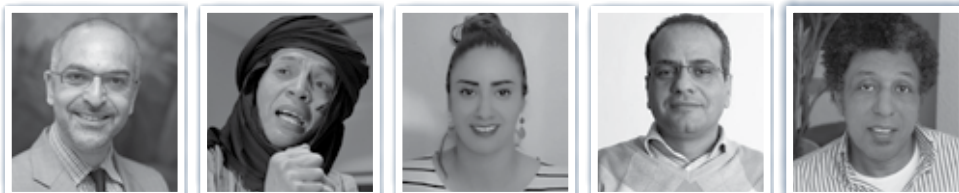
Kulturschaffende



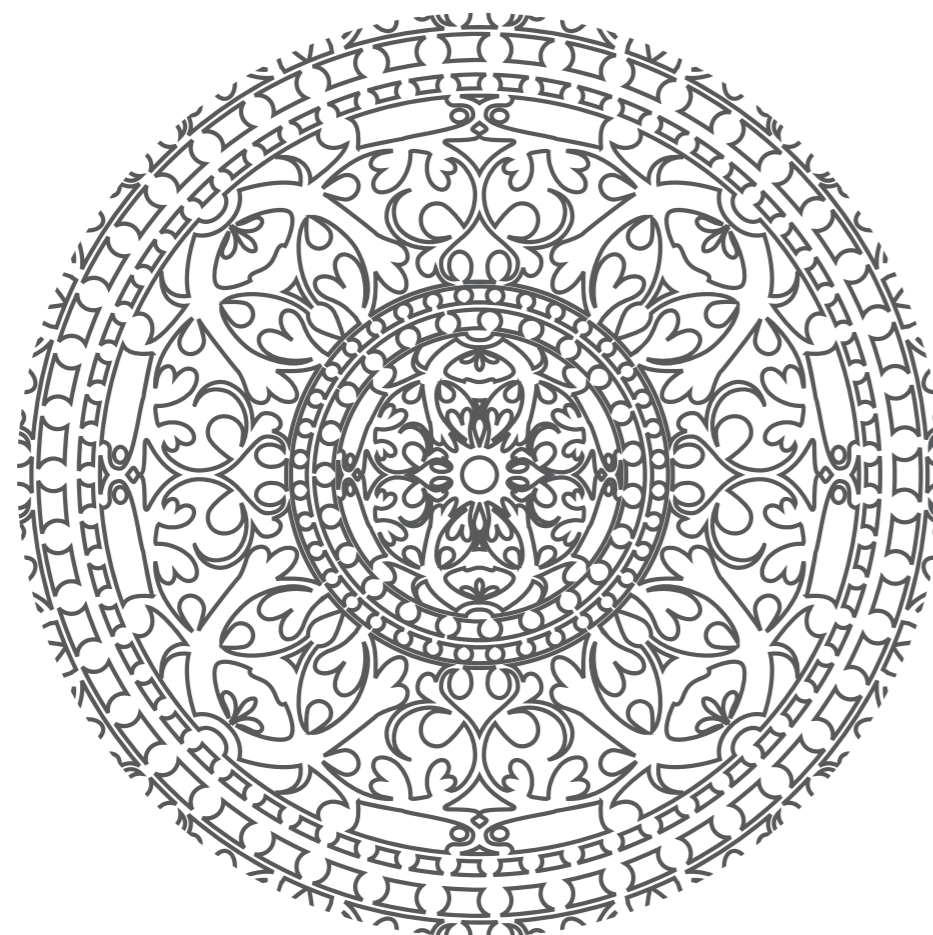
Sport



Literatur/Poesie



Herausgegeben von Abdellatif Youssafi • Rahim Hajji • Soraya Mocket



# DEUTSCH-MAROKKANISCHE LEBENSWEGE

Geschichten über das Suchen, Ankommen und Engagieren

Ein Buchprojekt der Hochschule Magdeburg-Stendal  
und des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK)  
über das Suchen, Ankommen und Engagieren.

Driss <b>Bartout</b>	Jean Joseph <b>Lévy</b>	Hafssa <b>El Bouhamouchi</b>	Benaïssa <b>Lamroubal</b>
Jessica <b>Schäfer</b>	Abderrahman <b>Machraoui</b>	Ouassima <b>Laabich</b>	Hayat <b>Chaoui</b>
Mouna <b>Maaroufi</b>	Leïla <b>Bekraoui</b>	Mhammed <b>El Carrouchi</b>	Rachid <b>Azzouzi</b>
Peter <b>Hauswald</b>	Hassan <b>Dihazi</b>	Majid <b>Hamdouchi</b>	Jalid <b>Sehouli</b>
Oum-Kaltoum <b>Bougrine</b>	Soraya <b>Moket</b>	Mohamed <b>Bouziani</b>	Idriss <b>Al-Jay</b>
Zineb <b>Daoudi</b>	Nariman <b>Hammouti-Reinke</b>	Karim <b>Zidane</b>	Fouzia <b>Taïbi</b>
Mohamed <b>Assila</b>	Sineb <b>El Masrar</b>	Miriam <b>Sabba</b>	Mohammed <b>Massad</b>
Mohammed <b>Akhardid</b>	Mimoun <b>Azizi</b>	Monia <b>Rizkallah</b>	Abdellatif <b>Youssafi</b>
Rahim <b>Hajji</b>	Malika <b>Laabdallaoui</b>	Malika <b>Reyad</b>	

Gefördert durch



STADT  FRANKFURT AM MAIN



**h<sup>2</sup>**  
Hochschule  
Magdeburg • Stendal

**DOMiD** Dokumentationszentrum  
und Museum über die  
Migration in Deutschland e.V.

Ein Buchprojekt der Hochschule Magdeburg-Stendal und des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK)



# IMPRESSUM

Für den Inhalt der Porträts (Texte, Bilder, Beiträge und Interviews) tragen die jeweiligen Verfasser\_innen die Verantwortung. Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Herausgebenden unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

## Alle Rechte vorbehalten.

### Herausgegeben von

Abdellatif Youssafi | Rahim Hajji | Soraya Mocket

### Projektleitung

Rahim Hajji | Soraya Mocket

### Konzept und Redaktion

Abdellatif Youssafi | Rahim Hajji | Soraya Mocket | Jessica Schäfer

### Interviews, Texte und Transkription

Rahim Hajji | Soraya Mocket | Abdellatif Youssafi | Jessica Schäfer

### Layout & Satz, Artwork & Lithographie, Final Artwork, Covergestaltung

Abdellatif Youssafi

### Korrektorat

Jessica Schäfer | Abdellatif Youssafi | Antonia Halt

### Mitarbeit und Unterstützung

Jessica Schäfer | Mouna Maaroufi

### Druck und Bindung

mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH

### Auflage

1. Auflage 2021

Das Copyright für die Texte liegt bei den Herausgebenden.

Das Copyright für die Abbildungen liegt bei den Fotograf\_innen/Inhaber\_innen der Bildrechte.

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.

### Internet

marokkanerindeutschland.jimdofree.com

Copyright © 2021

# INHALT

Gewünschte Seite einfach anklicken



## EINLEITUNG

### Vorwort „Die Brückenbauer\_innen“

Abdellatif Youssafi, Rahim Hajji, Soraya Mocket . . . . . 6

### Grußwort Driss Bartout

Vorsitzender des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK) . . . . . 8

### Grußwort Annette Widmann-Mauz

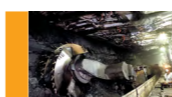
Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration . . . . . 9

### Von Marokko nach Deutschland

Jessica Schäfer, Mouna Maaroufi, Rahim Hajji . . . . . 10

### Zur [Un-]Kategorisierbarkeit der (biographischen) Beiträge

Jessica Schäfer . . . . . 18



## ERSTE GENERATION

### Peter Hauswald

„Anwerbung von ausländischen Arbeitnehmern“ . . . . . 22

### Oum-Kaltoum Bougrine

„Ich habe Liebe für die Leute und ich bin traurig, wenn ich Gewalt sehe und so Sachen.“ . . . . . 28

### Zineb Daoudi

„Ich lernte statt Emanzipation den modernen Wahnsinn kennen.“ . . . . . 36

### Mohamed Assila

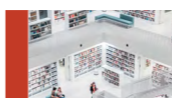
„Meine kurze Biographie“ . . . . . 44

### Mohammed Akhardid

„Eigentlich wollte ich nur meinen Onkel besuchen.“ . . . . . 46

### Mimount Hajji

„Ayema inou“ von Rahim Hajji . . . . . 58



## BILDUNGSMIGRANT\_INNEN

### Jean Joseph Lévy

„Das, was jetzt geblieben ist, sind wirklich Überreste, kümmerliche Überreste einer früheren Gemeinde.“ . . . 64

### Abderrahman Machraoui

Die Süd-Nord-Wanderung – eine Lebensgeschichte . . . . . 68

### Leila Bekraoui

„Weil ich immer auf der Suche nach Neuem bin ...“ . . . . . 80

### Hassan Dihazi

„Niemals aufgeben, das Ziel immer vor Augen behalten“ . . . . . 84

### Soraya Mocket

„Ich bin gegen jegliche Form der Diskriminierung.“ . . . . . 88

# INHALT



## ZWEITE GENERATION

<b>Nariman Hammouti-Reinke</b> „Ich bin deutsche Soldatin, mehr Integration geht doch gar nicht.“ . . . . .	100
<b>Sineb El Masrar</b> „Marokko, Land meiner religiösen und kulturellen Wurzeln.“ . . . . .	104
<b>Mimoun Azizi</b> „Gott ist nicht tot – wir haben ihn nur verkauft.“ . . . . .	112
<b>Malika Laabdallaoui</b> „Die Vielfalt in unserer Gesellschaft ist eine Chance für uns alle, die wir viel mehr nutzen sollten.“ . . . . .	118
<b>Hafssa El Bouhamouchi</b> „Muslime müssen die Diskurshoheit zurückerobern.“ . . . . .	126
<b>Ouassima Laabich</b> „Ich liebe unsere Arbeit, da wir uns eher darum kümmern, wer wir sind und sein wollen, statt uns zu rechtfertigen, wer wir nicht sind.“ . . . . .	132
 <b>VEREINSARBEIT</b>	
<b>Mhammed El Carrouchi</b> „Viele positive Entwicklungen in dieser Welt haben als Träumerei, als Utopie, angefangen.“ . . . . .	146
<b>Majid Hamdouchi</b> „Wir erwarten nicht nur was von euch, sondern wir geben auch was zurück.“ . . . . .	154
<b>Mohamed Bouziani</b> „Unsere Gemeinde ist inzwischen gewachsen und interkultureller geworden.“ . . . . .	160
<b>Karim Zidane</b> „Die Hautfarbe oder Herkunft ist nur in den Köpfen der Menschen ein Problem.“ . . . . .	164
 <b>KULTURSCHAFFENDE</b>	
<b>Miriam Sabba</b> „Die Überraschung des Abends ist ‚Pamina‘ Miriam Sabba.“ . . . . .	172
<b>Monia Rizkallah</b> „Berlin ist die Hauptstadt der Musik und die Zukunft für Dich!“ . . . . .	176
<b>Malika Reyad</b> „Startgleis Sehnsucht – eine Biographie“ . . . . .	182
<b>Benaissa Lamroubal</b> „Mir gefällt jemand, der über sich lacht oder Geschichten über sich erzählt.“ . . . . .	186
<b>Hayat Chaoui</b> „Erbe der Sehnsucht“ . . . . .	194



## SPORT

<b>Rachid Azzouzi</b> „Ich war der erste Marokkaner in der 1. Bundesliga.“ . . . . .	200
 <b>LITERATUR/POESIE – آداب وشعر</b>	
<b>Jalid Sehouli</b> „Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo“ . . . . .	206
<b>Idriss Al-Jay</b> „Die Zunge hat keinen Knochen“ . . . . .	212
<b>Fouzia Taibi</b> „Ein Gedicht kennt keine Nationalität!“ . . . . .	214
<b>Mohammed Massad</b> „Heimat – was ist das eigentlich genau?“ – <i>Die Brille des Verräters</i> . . . . . – نظارات الخائن . . . . .	220 224
<b>Abdellatif Youssafi</b> Taschendeutsch® – Ich heirate einen Hund . . . . . – Niemandland . . . . .	226 233
 <b>MEINE [LEBENS-]GESCHICHTE</b>	
..... „.....“ . . . . .	236



# VORWORT

Foto: Renate Kohler – Storebælt Brücke, Dänemark

## Die Brückenbauer\_innen

von Abdellatif Youssafi, Rahim Hajji, Soraya Mokat

### Liebe Lesende,

der Anlass, der zur Entstehung dieses Bandes führte, liegt schon einige Jahre zurück. Bereits im Jahr 2013 hatte das DMK\*, anlässlich der 50-jährigen marokkanischen Migration nach Deutschland, eine Jubiläumsveranstaltung in Berlin organisiert. Diese feierliche Veranstaltung, die mit einer audiovisuellen Ausstellung über die Hintergründe und Zusammenhänge der marokkanischen Migration begleitet wurde, fand über die Landesgrenzen hinaus eine positive Resonanz. Unter den Gästen durften wir – um nur einige Persönlichkeiten zu nennen – die ehemalige Präsidentin des Bundestages, Frau Prof. Dr. Rita Süsmuth, den damals amtierenden Bundestagspräsidenten, Herrn Dr. Norbert Lammert, den Minister der im Ausland lebenden Marokkaner\_innen, Abdellatif Maazouz sowie den marokkanischen Botschafter, Omar Zniber, begrüßen. Bei den Feierlichkeiten gab es Diskussionsrunden, Musikauftritte, Theateraufführungen und natürlich kulinarische Leckereien.

Ob dieser Resonanz erwogen wir, Soraya Mokat, Rahim Hajji und Abdellatif Youssafi, die schon bei der Organisation und dem Zustandekommen des 50-jährigen Jubiläums aktiv waren, die Möglichkeit, einen Band, welcher Selbstporträts, Interviews, Gedichte und Kurzgeschichten enthält, die sich auf unterschiedliche Weise mit der marokkanischen Migration in Deutschland beschäftigen, herauszugeben.

Den ausschlaggebenden Impuls gab allerdings im Jahr 2015 die „Silvesternacht in Köln“. Wer die Berichterstattung dieser Tage verfolgte, gewann den Eindruck, die deutsch-marokkanische Community bestehe ausschließlich aus sexualisierten jungen Männern, die grabschend und marodierend durch das Land ziehen. Der Höhepunkt dieser Verzerrung gipfelte in dem Ausdruck „Nafris“, der plötzlich in aller Munde war. Viele aus der deutsch-marokkanischen Community waren von heute auf morgen damit konfrontiert und stigmatisiert, dass sie wieder als „Ausländer“ an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden sollten, aus dem sie sich mehrere Jahrzehnte lang durch Fleiß, Engagement, Bildung, Leistung usw. herausgeschält hatten. Dieses Ereignis hat uns in unserem Entschluss bestärkt und motiviert, die Arbeit an diesem Band voranzutreiben.

Es ist selbstverständlich, dass wir dieses Thema weder ignorieren noch kleinreden. Es ist notwendig, die Ursachen zu erforschen und gegenzusteuern. Die deutsch-marokkanische Community allerdings auf solch ein Ereignis zu reduzieren, wird ihr ganz und gar nicht gerecht.

Mit diesem Band verknüpfen wir den Wunsch, die deutsch-marokkanische Community einer breiteren Öffentlichkeit bekannt zu

machen, mit der Hoffnung verbunden, Vorurteile abzubauen und rassistischen Ressentiments entgegenzuwirken.

Uns ist es wichtig, zu betonen, dass während des gesamten Entstehungsprozesses des Buches die Entwicklung von authentischen Beiträgen unsere Handlungsleitlinie war. Deshalb hat jeder Beitragende ganz individuell seinen Anteil an dem Buch geleistet und damit dazu beigetragen, ein einzigartiges Werk zu schaffen.

Beim Durchlesen, Sortieren und Gestalten der individuellen Beiträge waren wir begeistert und oft auch sehr berührt ob der vielfältigen biographischen Geschichten von Persönlichkeiten aus verschiedenen Teilen der Gesellschaft. Diese gesellschaftliche Entwicklung spiegelte sich besonders in der Anekdote wider, in der einen Marokkaner der ersten Stunde, auch „Gastarbeiter“ genannt, an einem dieser kurzen Tage und kalten Winternächte in einem Örtchen im Pfälzer Wald die Einsamkeit packte. Der Wunsch sich auszutauschen, wenn möglich in seiner Muttersprache, wurde immer größer und ließ sich weder unterdrücken noch verdrängen.

Telefongespräche in die Heimat waren sündhaft teuer, kompliziert und aufwändig.

Zu einer Kontaktaufnahme in der Dorfkneipe traute er sich nicht. Meist war nur der Stammtisch besetzt, von dem er nicht mal wusste,

aus welcher Richtung man sich ihm nähern durfte, ganz zu schweigen von der sprachlichen Barriere des ihm kaum verständlichen gedehnten „Pälzer“ Dialektes.

Also ging er zum nächsten Polizeirevier und bat den diensthabenden Wachtmeister um Hilfe. Er solle ihn dabei unterstützen, die Anschrift oder Telefonnummer eines Landsmannes in der näheren Umgebung ausfindig zu machen. Er sei einsam und möchte Menschen aus seiner Heimat kennenlernen. Der Beamte hatte Verständnis, suchte in den Akten, wurde fündig und händigte ihm Namen und Anschrift aus.

Draußen vor der Wache nahm er die Notizen in Augenschein und begann lauthals zu lachen. Der Beamte hatte ihm seinen eigenen Namen aufgeschrieben. Er war der einzige Marokkaner weit und breit.

Mit dieser Geschichte im Hinterkopf betrachteten wir die Texte und Bilder von Deutsch-Marokkaner\_innen. Sie sind die Brückenbauer\_innen und Botschafter\_innen, die ihre Neuheimat bereichern und befruchten und darüber hinaus als Vorbilder und Multiplikator\_innen der Ursprungsheimat dienen\*\*.

Viel Spaß bei der Lektüre!

\*DMK – Das Deutsch-Marokkanische Kompetenznetzwerk e. V. ist ein Zusammenschluss von Mitgliedern, überwiegend bestehend aus Akademiker\_innen, mit dem Ziel der Förderung einer nachhaltigen Entwicklung in Marokko durch Know-how-Transfers und des Ermöglichens der gesellschaftlichen Teilhabe für marokkanisch-stämmige Bürger\_innen in Deutschland.

\*\*Gerne hätten wir noch weitere interessante Persönlichkeiten aus den Bereichen Sport, Literatur, Kunst und Unterhaltung porträtiert. Leider ließen die Anforderungen seitens der Vereine, Manager oder Verlage dies nicht zu.



**Liebe Lesende,**

Ich selbst habe persönlich erlebt, dass zwei völlig verschiedene Länder mit unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Religionen zu einer Heimat werden können. Genau das wird Ihnen dieser besondere Band zeigen und genau das erfahre ich immer wieder in meinem Amt als Vorsitzender des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK).

In unserem Verein haben wir uns das Ziel gesetzt, die Menschen in Deutschland und Marokko zu stärken, damit sie ein selbstbestimmtes Leben führen können. Wir sehen uns als Mittler zwischen beiden Ländern und fördern daher den interkulturellen Austausch sowie gesellschaftliche Teilhabechancen durch konkrete Projekte, die immer einen gesellschaftlichen Mehrwert beinhalten. Beispielsweise haben wir in Dörfern der Region Essaouira ein Wasserprojekt realisiert, bei dem das Wasser durch Solarenergie nach oben befördert wird.

Weiterhin unterstützen wir unter anderem Marokkanisch-stämmige durch Bildungsprojekte, welche Teilhabechancen fördern und einen Aufstieg durch Bildung in Deutschland ermöglichen. In Zeiten der internationalen Vernetzung ist es besonders wichtig, Wissen und Bildung zu fördern. Daher geben wir vor allem jungen Menschen Hoffnung und zeigen ihnen, dass sie alles erreichen können, was sie sich vornehmen, da die Leistung und das Engagement ausschlaggebend sind und nicht die Herkunft.

Im Jahre 2013 erlebten wir bereits einen bilateralen Höhepunkt: 50 Jahre deutsch-marokkanische Migration unter der Schirmherrschaft von König Mohammed VI. In diesem Rahmen organisierten wir zahlreiche Veranstaltungen, sowohl in Deutschland als auch in Marokko. Dazu zählten beispielsweise Lesungen und Diskussionen während einer Buchmesse in Casablanca über die Einwanderung und Integration der verschiedenen Generationen, die Hintergründe des Anwerbeabkommens, transnationale Engagements sowie die Auswirkungen der Migration auf das Herkunftsland. Wir arrangierten ein emotionales Wiedersehen der Migrantinnen der 1. Generation, die damals in einer Schokoladenfabrik arbeiteten und sich nach all den Jahren über ihre Erlebnisse austauschen konnten. Wir organisierten ein Straßenfest in Düsseldorf, boten verschiedene Workshops in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Soziales, Landwirtschaft, Wirtschaft und Musik an und arrangierten in Deutschland und Marokko jeweils eine Ausstellung über die Geschichte der deutsch-marokkanischen Migration, um explizit auch die gesellschaftliche Teilhabe in verschiedenen Bereichen zu verdeutlichen. Zudem wurde ein wissenschaftlicher Sammelband über die Integrationsprozesse der marokkanisch-stämmigen Menschen veröffentlicht.

Ein weiteres Highlight und etwas ganz Besonderes stellt nun dieser Band dar, der aus (Selbst-)Porträts, Interviews, Gedichten und auch aus kurzen Buchauszügen besteht.

Ich freue mich sehr, dass wir, das DMK, dieses Projekt unterstützen dürfen, da es einen gesellschaftlichen Mehrwert bietet. Nicht nur lernen Sie, liebe Lesende, im vorliegenden Band etwas über die historische Entwicklung der deutsch-marokkanischen Migration, sondern Sie finden zahlreiche spannende und inspirierende Lebens-



Foto: Driss Bartout

geschichten von Menschen aus den verschiedensten Lebensbereichen über das Auswandern und Ankommen, das Einleben und das Zurechtfinden in einer fremden Kultur mit einer teils fremden Sprache, das Heimweh, die Suche nach Heimat und Identität sowie das Aufwachen zwischen zwei Kulturen und den zahlreichen Herausforderungen, die dabei zu bewältigen sind.

Mit diesem Band haben wir ein weiteres Werk geschaffen, welches die Stärke des interkulturellen Austausches zwischen Deutschland und Marokko zeigt. Damit zeigen und erinnern wir an die gemeinsame deutsch-marokkanische Geschichte, die tagtäglich von beiden Seiten mit neuem Leben gestaltet wird. Denn nur so kreieren wir die Basis für eine diverse, gleichberechtigte Gesellschaft voller Akzeptanz, Vielfalt, Bereicherung und Anerkennung.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen dieses einzigartigen Bandes, bei dem Sie sich vielleicht selbst in der einen oder anderen Geschichte wiederfinden oder aber auch etwas komplett Neues entdecken.

Ihr Driss Bartout, DMK-Vorsitzender



Foto: Steffen Kugler – Staatsministerin Annette Widmann-Mauz

**Grußwort**

von Staatsministerin Annette Widmann-Mauz, Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration

**Liebe Leserinnen und Leser,**

oft werde ich gefragt, wie wir den Zusammenhalt und die Integration in unserem vielfältigen Land stärken können. Meine Antwort: Wenn wir das Gemeinsame statt das Trennende suchen, wenn Menschen in unserem Land ankommen und teilhaben können und wenn wir uns füreinander engagieren. Suchen, Ankommen, Engagieren – dieser Dreiklang zeichnet viele marokkanisch-deutsche Lebenswege aus, die wir in diesem Buch entdecken können.

1963 riefen wir gezielt Marokkanerinnen und Marokkaner ins Land. Aber auch über ein halbes Jahrhundert später sind ihre Geschichte, ihre Lebenswege und ihre Gegenwart vergleichsweise unbekannt. Obwohl auch sie als Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer zum deutschen Wirtschaftswunder beitrugen und heute rund 240.000 Menschen marokkanischer Herkunft vor allem in den Industriestandorten und in den größeren Städten leben.

Das Deutsch-Marokkanische Kompetenznetzwerk und die engagierten Autorinnen und Autoren machen diese Lebenswege und Lebensleistungen sichtbar. Sie tragen dazu bei, dass wir Eingewanderte aus Marokko und ihre Kinder und Enkel nicht als einheitliche Gruppe, sondern in ihrer ganzen Vielfalt der Migrationsgeschichten, der Teilhabe, der Sprachen, Kulturen und Religionen wahrnehmen können. Dieses Buch zeigt: Die marokkanisch-deutschen Lebenswege führen

in alle Teile unserer Gesellschaft: in die Bundeswehr, in den Sport, in das Ehrenamt oder zu Kunst und Kultur.

Heute sind sie auch eine Brücke zwischen unserem Land, der Europäischen Union und Marokko. Ihre transnationalen Beziehungen setzen viele Deutsch-Marokkaner für die Entwicklung in Marokko ein.

Die Lebenswege und die Leistung der Deutsch-Marokkaner stehen stellvertretend dafür, dass Vielfalt unser Land stark macht, wenn wir auf Integration setzen und in die Köpfe unseres Landes investieren. Die kulturelle und sprachliche Vielfalt und das Engagement auch von Menschen mit familiären Einwanderungsgeschichten sind ein Gewinn für den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Zukunft eines starken Europas. Diese Überzeugung leitet auch den Nationalen Aktionsplan Integration, den ich für die Bundesregierung koordiniere.

Die Portraits zeigen, wie das Suchen, Ankommen und Engagieren gelingen kann. Sie sind ein Vorbild für andere und für die Teilhabe von Menschen mit Einwanderungsgeschichte in Deutschland. Dafür danke ich von Herzen!

Ihre Annette Widmann-Mauz MdB

Annette Widmann-Mauz



# EINLEITUNG

## Von Marokko nach Deutschland

Von Jessica Schäfer, Mouna Maaroufi, Rahim Hajji

### Die Migration der ersten Generation marokkanisch-stämmiger Deutscher

Die Migrationsgeschichte der Deutschen marokkanischer Herkunft ist eng verknüpft mit dem schnellen wirtschaftlichen Wachstum Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. De Haas 2007, S.45). Zu Beginn der 1950er Jahre erlebte das Land das sogenannte „Wirtschaftswunder“. Der Wiederaufbau Deutschlands beziehungsweise Europas, der durch den Krieg nötig war, führte zur Anwerbung vieler ausländischer Arbeitnehmer\_innen. Die deutsche Bundesregierung schloss daher verschiedene Anwerbeabkommen ab, etwa mit Italien, Spanien, Griechenland, der Türkei und eben auch mit Marokko (vgl. ebd., siehe dazu auch das Selbstporträt von Mohammed Akhardid im vorliegenden Band).

Aber auch die Rahmenbedingungen in Marokko sind wichtig, um die Entwicklung der Migration zu verstehen (siehe dazu auch die Selbstporträts von Abderrahman Machraoui, Mimoun Azizi und Sineb El Masrar im vorliegenden Band). 1956 endete dort das französisch-spanische Protektorat. Dadurch erlangte das Land seine Unabhängigkeit. Die Bevölkerungszahl, die damals bei 11,5 Millionen lag, stieg an.

Marokko benötigte dringend Arbeitsplätze, da etliche von ausländischen Firmen betriebene Minen im Norden und Nordosten des Landes geschlossen wurden und die Bergleute somit arbeitslos waren (vgl. Berriane et al. 2015, S.508; Klemm 2015, S.22ff., siehe dazu auch das Interview mit Peter Hauswald im vorliegenden Band). Daher unterbreitete der Botschaftssekretär Dr. Abdellatif Abdel-Wahhab dem Auswärtigen Amt 1959 den Vorschlag, ein Abkommen zur Anwerbung marokkanischer Arbeitskräfte abzuschließen. Dieser wurde zunächst abgelehnt.

Ein Jahr später erfolgte ein weiterer Versuch des marokkanischen Botschafters, sein Anliegen durchzusetzen. Deutschland blieb allerdings bei seiner Position. Es bot einzig an, die Ausbildung von bis zu 1.000 jungen marokkanischen Arbeiter\_innen für ein Jahr zu übernehmen. Voraussetzung war, dass diese eine abgeschlossene Berufsausbildung vorwiesen und über Kenntnisse der deutschen Sprache verfügten (vgl. Klemm 2015, S.22).

Zu dieser Zeit konnten Ausländer\_innen allerdings bereits individuelle Arbeitsverträge mit deutschen Unternehmen schließen. Dazu mussten sie aber über gewisse Kontakte und Kenntnisse verfügen sowie die Zustimmung des Arbeitsamtes haben. Da damals keine Visumpflicht bestand, reisten viele Marokkaner\_innen ein, fanden eine Arbeitsstelle (vgl. Klemm 2015, S.22ff., siehe dazu auch die Interviews mit Jean Joseph Lévy und Peter Hauswald sowie das Selbstporträt von Zineb Daoudi im vorliegenden Band) und erhielten in der Folge das Aufenthaltsrecht (vgl. Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit 2015, S.9).

1963 trat das Abkommen zur Anwerbung von Arbeitskräften schließlich doch in Kraft. Die erste Generation der Marokkaner\_innen kam also als Gastarbeiter\_innen nach Deutschland. Sie sollten die arbeitsintensiven Produktionsvorgänge in der boomenden deutschen Industrie übernehmen. Bedarf an Arbeitskräften bestand vor allem in den Kohle- und Stahlminen im Ruhrgebiet und in der Region um Frankfurt am Main. Dies erklärt auch, warum sich die erste Generation vor allem in diesen Gebieten ansiedelte (vgl. Berriane et al. 2015, S.506ff., siehe dazu auch die Selbstporträts von Hafssa El Bouhamouchi und Rachid Azzouzi, die Interviews mit Jean Joseph



Foto: Natasha Ong – Provinz Errachidia, Marokko





Foto: Toa Hefliba – Ait Benhaddou, Marokko

Lévy und Peter Hauswald sowie den Buchauszug von Jalid Sehoul im vorliegenden Band).

Das geschlossene Abkommen besagte, dass die bisher illegal eingereisten marokkanischen Arbeitnehmer\_innen für zwei Jahre in Deutschland bleiben durften. Dies galt ebenfalls für neu angeworbene Gastarbeiter\_innen (vgl. Bouras-Ostmann et al. 2015, S.9). Der Arbeitsvertrag musste zudem mindestens für ein Jahr abgeschlossen werden. Die Angeworbenen wurden mit den deutschen Kolleg\_innen im Hinblick auf den Tarifvertrag, die Entlohnung, die Arbeitszeiten, den Urlaub und den Arbeitsschutz gleichgestellt. Der jeweilige Arbeitgebende musste die Anreisekosten tragen, für einen Sprachkurs sowie das Anlernen sorgen. Untergebracht wurden die marokkanischen Arbeiter\_innen in Bergmannsheimen, mit je zwei bis drei Personen pro Zimmer (vgl. Bouras-Ostmann 2015, S.33, siehe dazu auch das Interview mit Peter Hauswald und das Selbstporträt von Oum-Kaltoum Bougrine im vorliegenden Band).

Ein Jahr nach dem Abkommen plädierte der marokkanische Botschafter Abdeljalil im Auswärtigen Amt dafür, die Anwerbung marokkanischer Arbeitskräfte auch auf andere Bereiche auszuweiten. Denn diese galt bis dato einzig für den Steinkohlebergbau. Grund dafür war die kritische finanzielle Lage der Botschaft. Diese hatte

Finanzierungsprobleme mit der Rückführung von eingereisten marokkanischen Staatsangehörigen, die keine gültige Aufenthaltserlaubnis für Deutschland besaßen. Die innenpolitische Situation Marokkos war angespannt. Eine halbe Million der Gesamtbevölkerung war arbeitslos, rund 1,5 Millionen Männer chronisch unterbeschäftigt. Hinzu kamen jährlich 100.000 bis 120.000 neue Arbeitskräfte, für die das Land keine Arbeitsmöglichkeit bot.

1966 wurde die zunächst abgelehnte Anfrage dann doch angenommen. Somit war die Anwerbung marokkanischer Gastarbeiter\_innen für alle Wirtschaftszweige geöffnet (vgl. Klemm 2015, S.26ff.).

Die marokkanische Regierung erkannte in der Migration und Rückmigration einen ökonomischen Nutzen. Für sie erwies sich die vorübergehende Arbeitsmigration als Strategie, um Arbeitslosigkeit in Marokko zu verringern, Devisen zu erzeugen, aber auch, um potenzielle politische Unstabilität, vor allem im nördlichen Rif Marokkos, zu vermeiden (vgl. Brand 2006, S.47).

So setzte sie in den 1960er Jahren neben Geldtransfers besonders auf wirtschaftliche Investitionen und Wissenstransfers durch die rückkehrenden Migrant\_innen (vgl. Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit 2015, S.15).

#### Anwerbestopp und Familiennachzug

Die Einwanderungen der ersten Generation nach Deutschland hielten bis in die Mitte der 1970er Jahre an. Zu diesem Zeitpunkt belief sich die Zahl der marokkanischen Gastarbeiter\_innen auf etwa 20.000 (vgl. Brand 2006, S.47).

Der marokkanische Staat fokussierte sich nun auf Geldtransfers. Um die Überweisung der Devisen zu erleichtern, wurde ein Netz aus Post- und Bankfilialen in Europa und Marokko errichtet. Dieses Vorhaben war aufgrund der makroökonomischen Stabilität und der geringen Inflationsrate relativ erfolgreich.

Der marokkanische Staat war generell sehr daran interessiert, so viele Arbeitsmigrant\_innen wie möglich ins Ausland zu schicken, um selbst davon zu profitieren (vgl. Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit 2015, S.15). Durch die Ölkrise flaute die deutsche Wirtschaft 1973/74 jedoch wieder ab. Es folgte ein Anwerbestopp für ausländische Kräfte, da die Arbeitslosenzahlen stiegen. Die getroffenen Vereinbarungen konnten nicht mehr eingehalten werden. Um die Zahl der Erwerbslosen zu minimieren, sollten die Gastarbeiter\_innen zur Rückkehr bewegt werden (vgl. Kagermeier 2004, S.340). Der Zuzug der ersten Generation ebte allerdings nicht ab. Im Gegenteil, er stieg sogar relativ kontinuierlich an, da viele Migrant\_innen ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlagerten (vgl. Klemm 2015, S.21). So entwickelte sich eine zweite Einwanderungsphase. Diese war besonders von der Familiennachzug geprägt, die zu einer der wichtigsten Migrationsformen wurde (vgl. Gutekunst 2015, S.542, siehe dazu auch die Selbstporträts von Mohammed Akhardid, Mimoun Azizi und Rachid Azzouzi sowie die Interviews mit Benaisa Lamroubal und Mohamed Bouziani im vorliegenden Band). Ein Anreiz war hierfür zudem die 1975 eingeführte Kindergeldreform. Durch diese erhielten die

Gastarbeiter\_innen staatliche Zuschüsse für Kinder, die in Deutschland lebten (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.68). Zu diesem Zeitpunkt folgte dann auch der Nachzug der Kinder, die vorher ihre Ausbildung in Marokko absolvierten (vgl. Kagermeier 2004, S.341). Aufgrund der großen Distanz zwischen Eltern und Kindern vor der Zusammenführung in Deutschland ergaben sich in einigen Fällen konfliktbelastete Beziehungen. Da die Großeltern in Marokko oft ersatzweise die Rolle der Eltern übernahmen, wurden sie von den Kindern auch als Erziehungsberechtigte angesehen. So erlebten acht Prozent der marokkanischen eingewanderten Kinder in den 1970er Jahren eine familiäre Verusterfahrung (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.72).

Entsprechend dem Bedarf an unqualifizierten Arbeitskräften in der deutschen Industrie lag der Anteil männlicher Migranten in den 1960er Jahren bei 92 Prozent (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.71). Erst in den darauffolgenden zehn Jahren vollzog sich ein Wandel, da besonders Frauen und kleine Kinder, im Rahmen des Familiennachzugs, einwanderten (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.71; vgl. Kagermeier 2004, S.341). Die Quote der migrierten Frauen stieg daher Anfang der 1970er Jahre auf 48 Prozent. In den 1980er Jahren lag diese bei 45 Prozent (vgl. Kagermeier 2004, S.341).

Migrantinnen wurden im öffentlichen Diskurs oft im Schatten ihrer arbeitenden Ehemänner betrachtet, obwohl die Erwerbsarbeit für die meisten der Grund ihres Aufenthaltes in Deutschland war. In den 1970ern lagen ihre Hauptarbeitsbereiche in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, der Textilbranche und in hauswirtschaftlichen Dienstleistungen (vgl. Bouras-Ostmann 2015, S.34, siehe dazu auch das Interview mit Peter Hauswald sowie die Selbstporträts von Oum-Kaltoum Bougrine und Zineb Daoudi im vorliegenden Band).

#### Vom Familiennachzug zu einer Migration Hochqualifizierter

Zu Beginn der 1980er Jahre versuchte die deutsche Regierung die Zahl der Ausländer\_innen durch ein Rückkehrförderungsgesetz zu minimieren. Diese erhielten eine Prämie, wenn sie in ihr Herkunftsland zurückkehrten. So verließen 1984 rund 300.000 Gastarbeiter\_innen Deutschland. Das Gesetz verfehlte im Gesamten jedoch seine Absicht (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.69).

Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre kam es erneut zu Familiennachzügen. Die inzwischen erwachsen gewordenen Kinder der ersten Generation der Migrant\_innen holten ihre Lebenspartner\_innen als „Heiratsmigrant\_innen“ aus Marokko nach Deutschland (vgl. Hamdouch et al. 2005, S.858, siehe dazu auch das Selbstporträt von Mohammed Akhardid im vorliegenden Band).

Mitte der 1990er Jahre stagnierte dann die Zahl der Zuzüge marokkanischer Staatsbürger\_innen. Seitdem hält sich diese auf einem relativ konstanten Niveau (vgl. Kagermeier 2004, S.341). Doch die Zusammensetzung der marokkanischen Migration nach Deutschland veränderte sich.

Seit den 1990er Jahren betraf die Migration von Marokko nach Deutschland weitere marokkanische Regionen, darunter Fès, Rabat, Marrakesch, Tanger und Casablanca. Die ursprünglichen Herkunftsorte, wie das Rifgebiet im Norden Marokkos und die Oujda-Region

verloren seit den späten 1980er Jahren an Bedeutung. Grund dafür ist der Anstieg der Bildungsmigrant\_innen, die aus den Metropolregionen Marokkos nach Deutschland einwanderten, um dort ein Studium aufzunehmen (vgl. Hamdouch et al. 2005, S.858, siehe dazu auch die Interviews mit Jean Joseph Lévy, Karim Zidane und Soraya Moked, die Gedichte von Fouzia Taibi sowie das Selbstporträt von Hassan Dihazi im vorliegenden Band). Damit wandelte sich die Migration nach Deutschland von einer Einwanderung von unqualifizierten Arbeitskräften zu einer Einwanderung von qualifizierten, gebildeten jungen Menschen marokkanischer Herkunft.

#### Ein Vergleich der Generationen Deutscher marokkanischer Herkunft

##### 1. Arbeitsmarkt und Armutsquote

Die geringe Schulbildung der ersten Einwanderungsgeneration war der Grund, warum die Migrant\_innen in niedrigeren Positionen des Arbeitsmarktes tätig waren. 1980 arbeitete fast die Hälfte im verarbeitenden Bereich. Dann erst folgten der Dienstleistungsbereich und das Baugewerbe. Dieses Verhältnis hat sich inzwischen umgekehrt. 2011 übten 75 Prozent dienstleistende Berufe aus. Danach kam das verarbeitende Gewerbe mit 20 Prozent und das Baugewerbe mit 4 Prozent. Der Anteil arbeitender Frauen hat mit den Jahren zugenommen.

Die Nachkommen können häufiger den Abschluss eines Berufes vorweisen als die Einwanderergeneration (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.76). So beträgt der Anteil der zweiten Generation von marokkanisch-stämmigen Bürger\_innen, die über einen beruflichen Abschluss verfügen, 63 Prozent. Bei der ersten Generation beträgt diese Zahl jedoch 51 Prozent.



Foto: Adam Jang – Gerberviertel in Fès, Marokko



Die Gehälter der zweiten Generation sind jedoch geringer als die der ersten Generation. Bürger\_innen ohne Migrationshintergrund verdienen insgesamt mehr (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.79). Die Erwerbslosenquote der zweiten Generation ist mit 14 Prozent geringer als in der ersten Generation mit 17 Prozent, aber doppelt so hoch, wie bei Bürger\_innen ohne Migrationshintergrund (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.77).

Die zweite Generation lebt daher oft unter schwierigeren Bedingungen als ihre Eltern und der Rest der Gesellschaft. Dies zeigt sich etwa in der Armutsquote, die dort 42 Prozent beträgt. Sie ist somit höher als in der ersten Generation, in der 34 Prozent arm sind. Im Vergleich dazu ist die Armutsquote von Bürger\_innen ohne Migrationshintergrund insgesamt deutlich niedriger und liegt bei 12 Prozent (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.79).

## 2. Schulische Bildung

Nur ein geringer Teil der eingewanderten ersten Generation der Marokkaner\_innen waren Abiturient\_innen. Im Laufe der Jahre hat sich dies allerdings, besonders aufgrund der immigrierten Bildungsmigrant\_innen, gewandelt. Das Ausbildungsniveau der marokkanischen Eingewanderten ist kontinuierlich angestiegen. So machten die Immigrierten mit Abitur in den 1970er Jahren 9 Prozent aus, in den 1980er Jahren 16 Prozent, in den 1990ern 37 Prozent und in den 2000ern 40 Prozent. Zuletzt lag der Prozentanteil bei 43 Prozent. 2013 befand sich ein Drittel der Deutschen mit marokkanischem Migrationshintergrund in einer schulischen Ausbildung (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.72). Die Anzahl der Absolvent\_innen eines höheren Schulabschlusses steigt tendenziell an. Das zeigt sich auch in den wachsenden Studierendenzahlen. Im Wintersemester 2012/13 waren 5.169 Studierende mit marokkanischer Staatsangehörigkeit an deutschen Hochschulen eingeschrieben. Zu den beliebtesten Studienfächern zählen Mathematik und Naturwissenschaften. Einige Kooperationen zwischen deutschen und marokkanischen Hochschulen wurden geschlossen, beispielsweise zwischen der Fachhochschule Aachen und der Universität Meknes (vgl. Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit 2015, S.14f.). Somit entwickelte sich die Einwanderung, explizit durch die der Bildungsmigrant\_innen, aus schulischer Perspektive von einer gering qualifizierten zu einer hoch qualifizierten (vgl. Ehebrecht et al. 2015, S.72, siehe dazu auch das Interview mit Karim Zidane im vorliegenden Band).

## 3. Sprache, binationale Ehen, Religiosität und Staatsbürgerschaft

In der zweiten Generation hat so gut wie niemand Schwierigkeiten in der Verständigung auf Deutsch. In der ersten Generation haben noch etwa 62 Prozent manchmal bis immer Probleme mit der deutschen Sprache. Dafür haben 57 Prozent der zweiten Generation Schwierigkeiten, sich in der Muttersprache der ersten Generation zu unterhalten (eigene Berechnungen auf Basis des SCIIICS-Datensatzes; siehe Ersanilli et al. 2013, siehe dazu auch das Interview mit Benaissa Lamroubal und das Selbstporträt von Sineb El Masrar im vorliegenden Band).

Darüber hinaus nimmt der Anteil von binationalen Ehen zwischen Menschen mit einem deutschen und marokkanischen Hintergrund zu. So gaben 21 Prozent der Befragten der ersten Generation an, dass mindestens ein Familienmitglied mit einer\_m Deutschen verheiratet ist. In der zweiten Generation sind es schon 40 Prozent (eigene Berechnungen auf Basis des SCIIICS-Datensatzes; siehe Ersanilli et al. 2013).

Das religiöse Zugehörigkeitsgefühl hat zwar bei der zweiten Generation im Vergleich zur ersten abgenommen, dennoch spielt es weiterhin eine Rolle (siehe dazu auch das Selbstporträt von Sineb El Masrar im vorliegenden Band). So gaben 86 Prozent der Befragten der zweiten Generation an, dass sie immer halal essen. 60 Prozent erklärten, dass sie mindestens einmal im Monat in die Moschee gehen. In der ersten Generation gaben dagegen 99 Prozent an, immer halal zu essen und 89 Prozent gehen mindestens einmal im Monat in die Moschee (eigene Berechnungen auf Basis des SCIIICS-Datensatzes; siehe Ersanilli et al. 2013).

Derzeit leben laut Statistischem Bundesamt circa 72.000 Marokkaner\_innen und laut der marokkanischen Regierung 150.000 Menschen marokkanischer Abstammung in Deutschland (vgl. Auswärtiges Amt 2019a). Das Statistische Bundesamt zählt die Menschen mit einer marokkanischen Staatsbürgerschaft. Die marokkanische Regierung kommt durch die Zählung der Abstammung auf eine doppelt so hohe Zahl. Das heißt, dass Deutsche mit marokkanischer Abstammung von der marokkanischen Regierung weiterhin als Marokkaner\_innen betrachtet werden, während das Statistische Bundesamt diese nicht mehr als Marokkaner\_innen zählt, sondern als deutsche Staatsbürger\_innen.



Foto: Annie Spratt – Markt in Marrakesch, Marokko

## Auswirkungen der Migration in Marokko

Die Folgen der Auswanderung der Marokkaner\_innen nach Deutschland zeigen sich bis heute in Marokko.

Ursprünglich war das Engagement der ersten Generation der Migrant\_innen für ihr Heimatland auf eine geplante Rückkehr ausgerichtet (siehe dazu auch das Selbstporträt von Hafssa El Bouhamouchi im vorliegenden Band). Die Gastarbeiter\_innen hegten das Ziel, den Lebensunterhalt zu sichern und die Wohnverhältnisse der in Marokko lebenden Familien zu verbessern (vgl. Kagermeier 2004, S.342, siehe dazu auch die Interviews mit Karim Zidane und Peter Hauswald sowie das Selbstporträt von Monia Rizkallah im vorliegenden Band).

So wurden Ersparnisse beispielsweise gewerblich investiert, etwa in die Bewässerungslandwirtschaft oder in den Bereich des Tourismus. Hotels sowie das erste Einkaufszentrum in der Stadt wurden errichtet und Geldspenden für den Bau von Moscheen, besonders in der Rif-Gegend, getätigt. Die Arbeitsmigrant\_innen investierten in Fahrzeuge, welche im Heimatland auch als Taxi fungierten.

Der europäische Einfluss zeigte sich besonders in Neubauten. Durch die Ausstattung von Bauwerken mit Fenstern und Balkonen waren diese eher nach außen hin orientiert und somit weniger an einer traditionellen, nach innen ausgerichteten, marokkanischen Bauweise (vgl. Kagermeier 2004, S.342).

Dadurch, dass viele Familien nach Deutschland hinterherzogen, stehen in Marokko etliche Häuser den größten Teil des Jahres leer. In den Urlaubsmonaten Juli und August finden dort allerdings Familienfeiern und Hochzeiten statt (vgl. Kagermeier 2004, S.345).

## Die derzeitige bildungs- und sozialpolitische Lage Marokkos

Das Bildungswesen ist eine Priorität des marokkanischen Königs und der Regierung. Es hat jedoch große Schwächen: Die Einschulungsquote ist zwar gestiegen und liegt landesweit bei 92 Prozent, jedoch besucht nur noch die Hälfte der 15-Jährigen eine Schule. Zudem gelten knapp 30 Prozent der Menschen in Marokko offiziell als Analphabeten. Dabei ist die Quote auf dem Land höher als in den Städten und betrifft mehr Frauen und Mädchen. Seit Jahren leiden sowohl Schulen als auch Universitäten unter schwacher Mittelausstattung und Überfüllung. Der marokkanische Arbeitsmarkt ist zudem nicht in der Lage, ausreichend Schul- und Studienabsolvent\_innen aufzunehmen (vgl. Auswärtiges Amt 2019b). Hohe Arbeitslosigkeit und der Mangel an Beschäftigungsperspektiven für die junge Bevölkerung stellen daher zentrale soziale Herausforderungen des marokkanischen Staates dar (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019a). Das zentral gelenkte Wirtschaftsmodell muss so ausgestaltet werden, dass alle Bevölkerungsgruppen und Landesteile gleichermaßen davon profitieren. Weiterhin ist die Schaffung neuer Beschäftigungsperspektiven, explizit für junge Menschen in ländlichen Gegenden, essentiell. Derzeit liegt die Zahl der Arbeitslosen bei circa zehn Prozent, unter den Jugendlichen sind es gar 25 Prozent. Somit hat fast ein Drittel der jungen Marokkaner\_innen keine Ausbildung oder Beschäftigung (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019c).



Foto: Annie Spratt – Inneneinrichtung, Marokko

Die soziale Lage in Marokko ist schwierig, da es eine Kluft zwischen arm und reich gibt. Das Land liegt derzeit auf Rang 123 von 189 Ländern des aktuellen Index der menschlichen Entwicklung des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen. Besonders in ländlichen Regionen ist der Zugang zu Bildungsangeboten und Gesundheitsdiensten problematisch. Viele Einwohner\_innen ziehen daher vom Land in die Stadt. Hierdurch kommt es allerdings zur Verschärfung der Probleme (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019b).

Die rechtliche Situation von Frauen hat sich im letzten Jahrzehnt verbessert. Etwa initiierte die marokkanische Regierung ein nationales Programm zur Förderung der Gleichstellung. Dennoch sind die Chancen auf Ausbildungs- und Arbeitsplätze durch kulturelle und soziale Restriktionen begrenzt. Beispielsweise beläuft sich die Zahl der Inhaber\_innen formeller Unternehmen nur zu zehn Prozent auf Frauen (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019c, siehe dazu auch das Selbstporträt von Abderrahman Machraoui im vorliegenden Band). Somit stellen das Bildungswesen und die soziale Lage in Marokko weiterhin Gründe für eine Migration nach Deutschland dar und fördern dahingehend auch die Einwanderung von Bildungsmigrant\_innen.

## Politische Beziehungen Deutschland-Marokko

Seit 1956 unterhalten Marokko und Deutschland diplomatische Beziehungen. Die Zusammenarbeit ist in diversen Bereichen, wie





Foto: Annie Spratt – Marrakesch, Marokko

kümmern sollen (siehe dazu auch die Interviews mit Karim Zidane, Majid Hamdouchi, Mohamed Bouziani und Mhammed El Carrouchi im vorliegenden Band).

Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) hat Marokko im Oktober 2018 151,7 Millionen Euro für technische und finanzielle Entwicklungszusammenarbeit zugesagt. Die Schwerpunkte liegen auf einer nachhaltigen Wirtschaftsentwicklung und Beschäftigung, erneuerbaren Energien sowie der Trinkwasserversorgung (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019a).

Die marokkanische Regierung verabschiedete 2014 eine eigene Migrationsstrategie. Diese wird von Deutschland auf kommunaler Ebene bei der Umsetzung unterstützt. So sollen soziale, wirtschaftliche und kulturelle Integrationsmöglichkeiten gewährleistet werden. In zehn Partnerabkommen werden staatliche und nicht staatliche Einrichtungen dabei unterstützt, Angebote für Migrant\_innen zu koordinieren und aufzubauen. Hierzu zählen etwa Sprachkurse und Rechtsberatungen. Fortbildungen und Kampagnen sollen für ein positives Miteinander sensibilisieren. Auch auf die Bedürfnisse von Rückkehrer\_innen wird dabei geachtet (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2019a).

#### Fazit

Die Geschichte der Migration marokkanisch-stämmiger Deutscher zeigt, dass die Generation der Gastarbeiter\_innen und deren Nachkommen ein Teil der deutschen Gesellschaft sind und zu deren Entwicklung in vielerlei Hinsicht positiv beitragen. Dies wird auch durch die vielfältigen Beiträge dieses Bandes deutlich, die zeigen, dass sich marokkanisch-stämmige Deutsche in sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen und medizinischen Bereichen engagiert einbringen. Trotzdem gibt es weiterhin unterschiedliche Chancen auf Wohlstand, abhängig von der sozialen Herkunft in Deutschland.

Die Deutschen marokkanischer Herkunft sind aus unserer Sicht weiterhin benachteiligt, mit Blick auf die berufliche Ausbildung (Anteil ohne Berufsabschluss liegt bei Deutschen ohne Migrationshintergrund bei 8 Prozent, bei Deutschen mit marokkanischem Migrationshintergrund bei 47 Prozent), Arbeitsmarktintegration (Erwerbslosenquote liegt bei Deutschen ohne Migrationshintergrund bei 7 Prozent, bei Deutschen mit marokkanischem Migrationshintergrund bei 16 Prozent) und auf die Lebensverhältnisse insgesamt (Armutquote liegt bei Deutschen ohne Migrationshintergrund bei 12 Prozent, bei Deutschen mit marokkanischem Migrationshintergrund bei 34 Prozent) (vgl. Ehebrecht et al. 2014, S.76ff.).

Aus unserer Sicht sind deshalb die frühkindliche Bildung, die Schulverhältnisse und die beruflichen Ausbildungsverhältnisse noch stärker zu verbessern, um allen Kindern in Deutschland die gleiche Chance auf eine erfolgreiche Bildungs- und Berufskarriere unabhängig von der sozialen Herkunft zu eröffnen. Am Ende profitiert die Gesamtbevölkerung in Deutschland davon, weil die Chancengleichheit zu einer leistungsfähigeren und solidarischeren Gesellschaft führt.

#### Literatur:

Ager, Alastair/Strang, Alison (2008): *Understanding integration: A conceptual framework*. *Journal of Refugee Studies* 21 (2), S.166-191.

Auswärtiges Amt (2019a): *Deutschland und Marokko: bilaterale Beziehungen*. Auswärtiges Amt. Online: <https://www.auswaertiges-amt.de/de/aussepolitik/laender/marokko-node/-/224064?openAccordionId=item-224072-1-panel>, zugegriffen: 30.04.2019.

Auswärtiges Amt (2019b): *Marokko: Kultur- und Bildungspolitik*. Auswärtiges Amt. Online: <https://www.auswaertiges-amt.de/de/aussepolitik/laender/marokko-node/-/224122>, zugegriffen: 30.04.2019.

Bauböck, Rainer (2003): *Towards a political theory of migrant transnationalism*. *International Migration Review*, S.700-723.

Berriane, Mohamed/de Haas, Hein/Natter, Katharina (2015): *Introduction: revisiting Moroccan migrations*. *The Journal of North African Studies*. DOI: 10.1080/13629387.2015.1065036.

Bouras-Ostmann, Khatima (2015): *Marokkaner in Deutschland – ein Überblick*. In: Bouras-Ostmann, Khatima/Hajji, Rahim/Pott, Andreas/Moket, Soraya (Hrsg.): *Jenseits von Rif und Ruhr. 50 Jahre marokkanische Migration nach Deutschland*. Wiesbaden: Springer Verlag, S.33-61.

Bouras-Ostmann, Khatima/Hajji, Rahim/Pott, Andreas/Moket, Soraya (2015): *50 Jahre marokkanische Migration – eine interdisziplinäre Bestandsaufnahme*. In: Bouras-Ostmann, Khatima/Hajji, Rahim/Pott, Andreas/Moket, Soraya (Hrsg.): *Jenseits von Rif und Ruhr. 50 Jahre marokkanische Migration nach Deutschland*. Wiesbaden: Springer Verlag, S.9-18.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2016): *Ehegattennachzug*. BAMF. Online: <http://www.bamf.de/DE/Migration/EhepartnerFamilie/ehepartnerfamilie-node.html>, zugegriffen: 01.05.2019.

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2019a): *Überblick. Bindeglied zwischen Europa und Afrika*. BMZ. Online: [http://www.bmz.de/de/laender\\_regionen/naher\\_osten\\_nordafrika/marokko/index.jsp](http://www.bmz.de/de/laender_regionen/naher_osten_nordafrika/marokko/index.jsp), zugegriffen: 30.04.2019.

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2019b): *Soziale Situation. Gefälle zwischen Stadt und Land*. BMZ. Online: [http://www.bmz.de/de/laender\\_regionen/naher\\_osten\\_nordafrika/marokko/index.jsp](http://www.bmz.de/de/laender_regionen/naher_osten_nordafrika/marokko/index.jsp), zugegriffen: 30.04.2019.

Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2019c): *Wirtschaftliche Situation. Geschäftsklima verbessern, Arbeitsplätze fehlen*. BMZ. Online: [http://www.bmz.de/de/laender\\_regionen/naher\\_osten\\_nordafrika/marokko/index.jsp](http://www.bmz.de/de/laender_regionen/naher_osten_nordafrika/marokko/index.jsp), zugegriffen: 30.04.2019.

Carol, Sarah/Ersanilli, Evelyn/Wagner, Mareike (2014): *Spousal Choice among the Children of Turkish and Moroccan Immigrants in Six European Countries. Transnational Spouse or Co-ethnic Migrant?* *International Migration Review* 48 (2), S.387-414.

De Haas, Hein (2007): *Morocco's Migration Experience: A Transitional Perspective*. *International Migration* 45 (4), S.39-70.

Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (2015): *Entwicklungspolitisches Engagement marokkanischer Migrantenorganisationen in Deutschland*. Cimonline. Online: <https://www.cimonline.de/static/media/giz2016-de-diasporastudie-marokko.pdf>, zugegriffen: 01.05.2019.

Dumont, Antoine (2008): *Representing voiceless migrants: Moroccan political transnationalism and Moroccan migrants' organizations in France*. *Ethnic and Racial Studies* 31 (4), S.792-811.

Ehebrecht, Daniel/Hajji, Rahim/Pott, Andreas (2015): *Einwanderungsbedingungen und gesellschaftliche Teilhabechancen. Berufsbildung und Arbeitsmarktintegration im Gruppenvergleich*. In: Bouras-Ostmann, Khatima/Hajji, Rahim/Pott, Andreas/Moket, Soraya (Hrsg.): *Jenseits von Rif und Ruhr. 50 Jahre marokkanische Migration nach Deutschland*. Wiesbaden: Springer Verlag, S.65-82.

Evelyn Ersanilli/Ruud Koopmans (2013): *The Six Country Immigrant Integration Comparative Survey (SCIICS) – Technical report*, S.92.

Gutekunst, Miriam (2015): *Language as a new instrument of border control: the regulation of marriage migration from Morocco to Germany*. *The Journal of North African Studies*, S.540-552.

Kagermann, Andreas (2004): *Marokkanische Migration nach Deutschland: Charakteristika und Perspektiven*. In: Meyer, Günter (Hrsg.): *Die Arabische Welt im Spiegel der Kulturgeographie*. Zentrum zur Erforschung der Arabischen Welt, S.337-345.

Klemm, Ulf-Dieter (2015): *Vom Rif an die Ruhr. Vorgeschichte und Entwicklung der deutsch-marokkanischen Vereinbarung über die Anwerbung und Vermittlung von Arbeitskräften vom 21. Mai 1963*. In: Bouras-Ostmann, Khatima/Hajji, Rahim/Pott, Andreas/Moket, Soraya (Hrsg.): *Jenseits von Rif und Ruhr. 50 Jahre marokkanische Migration nach Deutschland*. Wiesbaden: Springer Verlag.

Hamdouch, Bachir/Lahlou, Mehdi/M'Chichi, Houria Alami (2005): *Le Maroc et les Migrations*. Friedrich Ebert Stiftung.



## Zur [Un-]Kategorisierbarkeit der (biographischen) Beiträge

Von Jessica Schäfer

### Liebe Lesende,

in diesem Band erwarten Sie spannende Selbstporträts, Interviews, Gedichte und Kurzgeschichten, die sich alle auf unterschiedliche Art und Weise mit der marokkanischen Migration in Deutschland beschäftigen. Die einzelnen Beiträge sind so divers und besonders, dass sie grundsätzlich nicht nur einer Kategorie, sondern mehreren zugeordnet werden können. So ließe sich beispielsweise das Interview mit *Soraya Moked* auch in die Rubriken **Vereinsarbeit** und **Bildungsmigrant\_innen** einordnen. Das Selbstporträt von *Jalid Sehoul* könnte zu den Rubriken **Literatur** und **2. Generation** zählen. Um den Aufbau dieses Bandes für Sie so übersichtlich wie möglich zu gestalten, haben wir uns dennoch dazu entschieden, die [un-]kategorisierbaren Beiträge in bestimmte Rubriken einzuordnen. Damit Sie die von uns festgelegte Einteilung nachvollziehen können, ist es uns an dieser Stelle wichtig, Ihnen unsere Intentionen, Gedanken und Gründe für diese zu nennen.

Wir haben uns für die Begriffe **1. Generation**, **2. Generation**, **Bildungsmigrant\_innen** und so weiter entschieden, da die Forschung über Migration und Integration zum einen von diesen Begriffen ausgeht. Zum anderen haben wir diese bereits in unserer Ausstellung *50 Jahre marokkanische Einwanderung: Teilhabe an Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur*, an die wir gerne anknüpfen möchten, verwendet. Im einleitenden Text *Von Marokko nach Deutschland* des vorliegenden Bandes haben wir die Kategorien ebenfalls aufgegriffen und dabei jeweils auf die zugehörigen Beiträge verwiesen. Dadurch bieten wir Ihnen einerseits eine erste Orientierung hinsichtlich der Geschichte der marokkanischen Migration nach Deutschland. Andererseits weisen wir auf Besonderheiten der einzelnen Beiträge hin, ohne diese jedoch damit endgültig kategorisieren zu wollen. Dafür sind sie zu vielfältig auslegbar.

Uns ist es wichtig, Biographien und individuelle Geschichten in den Vordergrund zu stellen und nicht ein bestimmtes Thema oder einen bestimmten Gegenstand, der nur teilweise thematisiert wird. Kurz gesagt haben wir uns für einen Kompromiss zwischen der Geschichte der marokkanischen Migration nach Deutschland und dem, wofür die Menschen stehen, entschieden.

Wir möchten Ihnen nun die Rubriken, inklusive der zugehörigen Selbstporträts, Interviews, Gedichte und Kurzgeschichten kurz vorstellen.

Die **1. Generation** bezeichnet Deutsch-Marokkaner\_innen, die in den 60er, 70er, 80er und 90er Jahren nach Deutschland einwanderten, um dort Arbeit aufzunehmen. Der Begriff stellt daher die Herausforderungen, die die Immigrierten bewältigen mussten, in den Vordergrund.

So erzählt **Peter Hauswald** von seinen Erfahrungen, die er in Casablanca gemacht hat, als er sich für das Arbeitsamt um die Anwerbung von ausländischen Arbeitnehmer\_innen kümmerte. **Oum-Kaltoum Bougrine** berichtet von den Hürden, die sie bei ihrer Ankunft in Deutschland bewältigen musste – dem Zurechtfinden in einer fremden Kultur mit fremden Sitten und einer fremden Sprache. **Zineb Daoudi** ging nach Deutschland, um von den deutschen Frauen zu lernen. Statt Emanzipation lernte sie, als eine der ersten Fabrikarbeiterinnen, jedoch den modernen Wahnsinn kennen, sodass sie letztendlich rebellierte und anfang, sich sozialen Fragen zu widmen. **Mohammed Assila** gibt Einblicke in seine Arbeit als Arabischlehrer an einer Grundschule in einem sozialen Brennpunkt, in der er unter anderem gleichzeitig die Rolle des Lehrers, Freundes und Vorbildes einnimmt. Als **Mohammed Akhardid** 1970 seinen Onkel in den Niederlanden besucht, sollte dies seinen Lebensweg grundlegend verändern. **Rahim Hajji** inspiriert mit der Geschichte seiner Mutter **Mimount Hajji**, einer außergewöhnlichen Frau, die fünf Kinder in einem fremden Land ohne Sprachkenntnisse liebevoll großgezogen hat.

Die Kategorie **Bildungsmigrant\_innen** bezeichnet die Marokkaner\_innen, die aus einer Bildungsmotivation heraus nach Deutschland einwanderten. Sie studierten, nahmen Arbeit auf und verwirklichten sich beruflich und sozial.

**Jean Joseph Lévy** spricht über die Wahrung des kulturellen Erbes der jüdischen Gemeinschaft in Marokko sowie die Überwindung von kommunitaristischen Grenzen in den Gemeinden. **Abderrahman Machraoui**, der sich, auch aufgrund eines persönlichen Grundes, als Kardiologe spezialisierte, lässt Sie an seinem Lebensweg von Figu-

ig nach Flensburg und vom Schüler zum Chefarzt teilhaben. **Leila Bekraoui** zeigt, dass man nicht immer lineare Wege gehen muss. Sie wanderte von Marokko nach Frankreich und von Frankreich nach Deutschland aus. Ihre Suche nach Erfüllung führte sie schließlich nach Marokko zurück. Nach seinem Biologiestudium in Marrakesch hatte **Hassan Dihazi** einen Traum, den er in Deutschland verwirklicht hat. **Soraya Moked** beschreibt die Herausforderungen ihrer Studienzeit, darunter ihr Heimweh nach Marokko und ihren Eltern.

Zur **2. Generation** zählen Menschen, die entweder in Deutschland geboren wurden oder bereits in jungen Jahren nach Deutschland kamen und somit ihre Sozialisation hier durchlebt haben. Konträr zu den **Bildungsmigrant\_innen** und der **1. Generation** haben diese keinen expliziten Bezug mehr zu Marokko, sondern kennen Marokko aus den Erzählungen ihrer Eltern, aus Urlauben und Ähnlichem.

**Nariman Hammouti-Reinke** spricht über ihre Arbeit als Berufssoldatin sowie die damit verbundenen Herausforderungen und Vorurteile und darüber, wie eine moderne Integrationspolitik in der Bundesrepublik aussehen sollte. **Sineb El Masrar** lässt Sie an einem Teil marokkanischer Geschichte teilhaben, in den sie persönliche Anekdoten eingeflochten hat. So schreibt sie beispielsweise über die Rolle der Frau im Islam und ihren Urgroßvater, der als Qadi in Tanger lebte. **Mimoun Azizi** schildert seine Reise vom Außenseiter und Fremdkörper in der Grundschulklasse zum Musterschüler, der trotzdem mit Vorurteilen zu kämpfen hatte. Eine bestimmte Sache gab und gibt ihm immer Halt. **Malika Laabdallaoui** gibt Einblicke in ihre Arbeit als Psychologin und erläutert einige Muster von muslimischen Patient\_innen. **Hafssa El Bouhamouchi** engagiert sich für den Abbau von Vorurteilen durch Reflexion und Verständnis. **Ouassima Laabich** spricht über ihre Leidenschaft für Politik, ihre Sehnsucht zu reisen und ihre Fähigkeit, Menschen zu empowern.

Zur Rubrik **Vereinsarbeit** zählen Deutsch-Marokkaner\_innen, die sich in einem Verein engagieren und Einblick in diesen geben.

**Mhammed El Carrouchi** erläutert sein ehrenamtliches Engagement im Verein AISA-Frankfurt e. V., der sich für religiöse Verständigung und Frieden zwischen den Religionen einsetzt. **Majid Hamdouchi** erzählt als Gründer und Vorsitzender des Aamana e. V. von der Intention, eine Plattform für Integration, Bildung und Gesundheit zu schaffen und die Kommunikation zwischen den verschiedenen Kulturen zu verbessern. **Karim Zidane** spricht über die Entstehung des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK) und

dessen Ziele. **Mohamed Bouziani** erzählt, wie sich aus einem Verein von Gastarbeitern, die sich in einer Baracke zum Karten spielen trafen, ein für alle zugängliches Kulturzentrum in einer Moschee entwickelte.

Die Kategorie **Kulturschaffende** bezeichnet schlichtweg die Individuen, die Kultur erschaffen.

**Miriam Sabba** erzählt von ihrer Liebe zur Musik, dem Werdegang zur Opernsängerin am Theater sowie der Herausforderung und den Problemen zwischen zwei Kulturen aufzuwachsen. **Monia Rizkallah** beschreibt ihren Werdegang, den ihr ihr verstorbener Vater prophezeit hatte sowie ihr Kulturprojekt *El Akademia*, welches den kulturellen Austausch zwischen Deutschland und Marokko fördert. **Malika Reyad** thematisiert die therapeutische Macht des Singens. Komiker **Benaissa Lamroubal** spricht über die deutschen und marokkanischen Einflüsse auf sein Comedy-Programm, welches Türen für beide Kulturen öffnet. **Hayat Chaoui** erzählt von ihrem Vater und den besonderen Momenten während ihrer Kindheit. Erlebnisse, die sie so sehr prägten, dass sie nach dem Lehramtsstudium Gesang studierte und heute u. a. als Gesangspädagogin arbeitet.

Zur Kategorie **Sport** zählen die Menschen, die sich im Sportbereich verwirklicht haben. Dazu gehört **Rachid Azzouzi**, der der erste marokkanische Fußballspieler in der Bundesliga war. Er gibt Einblicke in seine Zeit als Profifußballer und wie das Leben für ihn danach weiterging.

Die Rubrik **Literatur- und Poesieschaffende** umfasst Menschen, die sich in der Literatur und in der Poesie mit Migration kreativ-reflexiv beschäftigen.

**Abdellatif Youssafi** thematisiert in Auszügen seiner Geschichten die Bedeutung von Heimat und die geistige Gesundheit der fortschrittsorientierten Gesellschaft. **Mohamed Massad** spürt in seiner Geschichte *Die Brille des Verräters* ebenfalls dem Thema Heimat nach. **Fouzia Taibis** poetische Gedichte in deutscher und arabischer Sprache über Heimat, das Kommen und Gehen, Sehnsucht und Melancholie laden zum Nachdenken, Reflektieren und Träumen ein. **Idriss Al-Jay** schreibt lyrisch verpackt über die kulturelle Brücke zwischen dem Abend- und Morgenland. **Jalid Sehoul** schreibt im Auszug seines Buches *Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo* über den Tod seiner Mutter, deren Begräbnis in Tanger sowie den Halt, der ihm das literarische Schreiben gibt.

In der letzten Kategorie **Meine [Lebens-]Geschichte** können Sie, liebe Lesende, eine eigene [Lebens-]Geschichte verfassen oder illustrieren. Ihrer Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.



Foto: RAG Deutsche Steinkohle AG

Foto: Sara Kurfess – Stadtbibliothek Stuttgart

Foto: Rahim Hajji

Foto: Bob Dmyt



Foto: Joel Valve

Foto: Mohamed Nohassi – Sidi Mghait, Marokko

Foto: Mohammed lak – Chefchaouen, Marokko

Foto: Makunir/Pixabay – Spuren, Marokko





Erste Generation



## PASSPORT



Peter Hauswald

- Landesarbeitsamt Stuttgart •
- Bereich Anwerbung Marokko •
- April 1972 Vermittlungsstelle Casablanca •

## „Anwerbung von ausländischen Arbeitnehmern“

Peter Hauswald war bis zum Jahr 1973 beim Landesarbeitsamt Stuttgart für die „Anwerbung von ausländischen Arbeitnehmern“ zuständig. Im April 1972 „erleite ihn der Ruf“, als Urlaubsvertretung die Vermittlungsstelle der Auswahlgruppe der Bundesanstalt für Arbeit in Casablanca zu leiten. Im folgenden Interview schildert Herr Hauswald seine damaligen Eindrücke.

*Herr Hauswald, wie kam es dazu, dass Sie nach Marokko gegangen sind, um dort für das Arbeitsamt marokkanisch-stämmige Fachkräfte als Gastarbeiter anzuwerben?*

*Peter Hauswald:* Ich war bis Ende 1973 für die Anwerbung von ausländischen Arbeitnehmern, wie es damals hieß, beim Landesarbeitsamt in Stuttgart zuständig. Und dort erleite mich der Ruf nach Casablanca. Das war im April 1972. Eine Urlaubsvertretung von Mitte April bis Mitte Mai 1972 für die dortige Vermittlungsstelle, in dieser, wie es genau hieß, „deutschen Auswahlgruppe“ der Bundesanstalt für Arbeit in Marokko.

*Wie Sie gerade sagten, waren Sie bis 1973 in Stuttgart für die Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften zuständig. Wie lief der Prozess der Anwerbung ab und was haben Sie dabei konkret gemacht?*

*Peter Hauswald:* Wir haben dort in Stuttgart sozusagen die Wünsche der Firmen gesammelt – konkret Vermittlungsanträge. Und

dann haben wir diese an die einzelnen ausländischen Dienststellen weitergeleitet, die für uns dann die Arbeitnehmer ausgesucht haben. Unsere Aufgabe war es dann, wenn die ausländischen Arbeitnehmer gekommen sind, die zentrale Verteilstelle war der Münchner Hauptbahnhof, diese im Land zu verteilen. Also unsere Stelle in Stuttgart hat dann die ausländischen Arbeitnehmer, die aus aller Herren Länder kamen, auf die einzelnen Städte in Baden-Württemberg verteilt. Bei der Ankunft bestand unsere Aufgabe dann darin, sie in die einzelnen Städte weiterzuleiten. Die potenziellen Arbeitnehmer wurden dann in den jeweiligen Bahnhöfen von ihren Arbeitgebern abgeholt.

*Handelte es sich beim Landesarbeitsamt Stuttgart um eine Landes- oder Bundesbehörde?*

*Peter Hauswald:* Das Landesarbeitsamt Baden-Württemberg mit Sitz in Stuttgart ist eine Bundesbehörde, die Mittelinstanz der Bundesanstalt für Arbeit, jetzt Bundesagentur für Arbeit mit Sitz in Nürnberg.

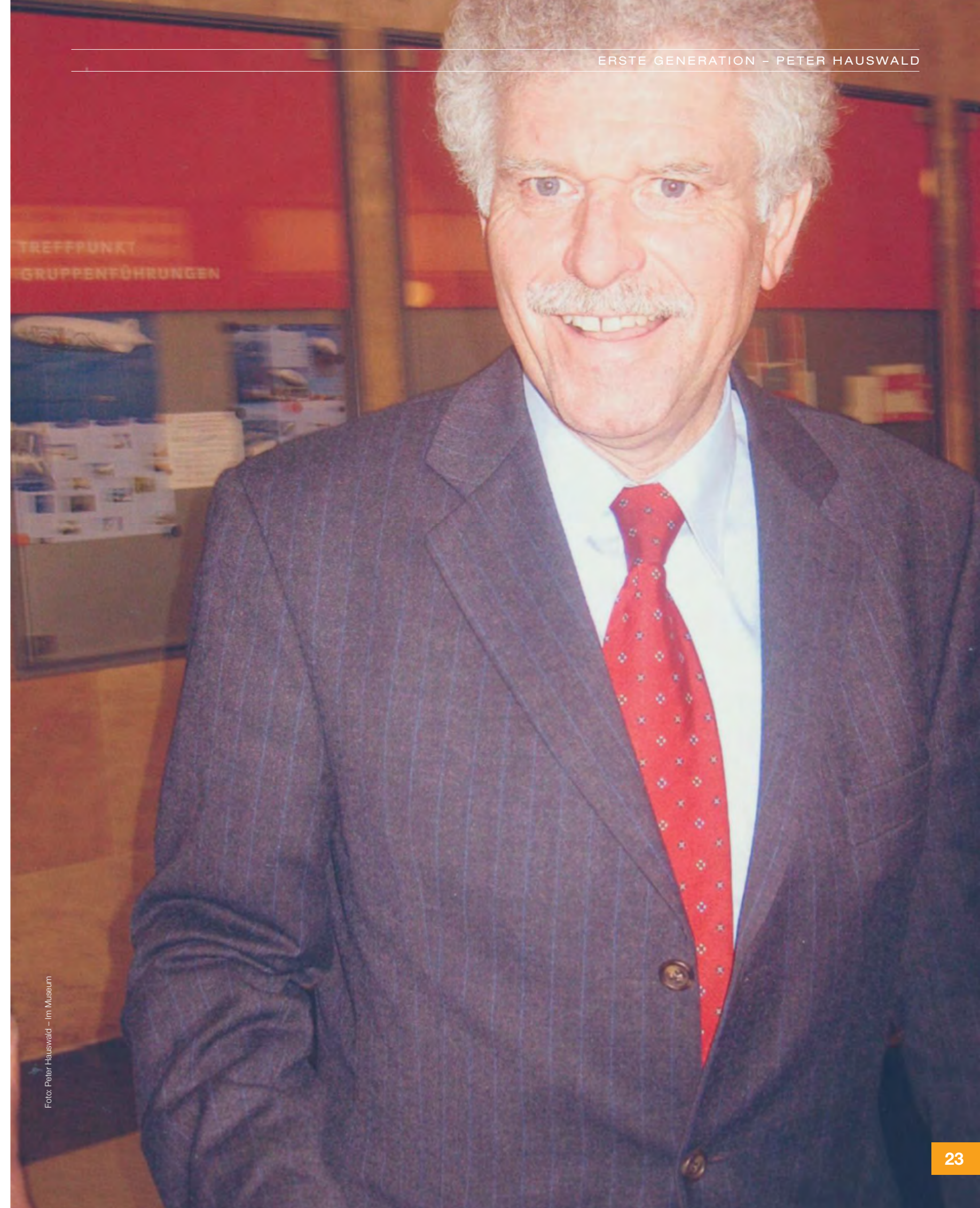


Foto: Peter Hauswald – im Museum



*Zusammengefasst: Ihre Tätigkeit bezog sich auf Baden-Württemberg. Und Sie haben im Grunde genommen die Unternehmensanfragen gesammelt, diese an die Vermittlungsstellen im Ausland verteilt und die haben dort die ausländischen Arbeitskräfte ausgesucht? Diese haben Sie, nachdem sie angekommen sind, landesweit verteilt?*

*Peter Hauswald:* So ist es. So ist es, ja.

*Wann haben Sie mit dieser Organisationsstruktur begonnen?*

*Peter Hauswald:* Das müsste im Jahr 1962 gewesen sein.

*Wann haben Sie entschieden, marokkanische Gastarbeiter beziehungsweise marokkanische Vermittlungsstellen anzusprechen? Und wann kamen beispielsweise türkische Vermittlungsstellen in Betracht?*

*Peter Hauswald:* 1963 haben wir damit angefangen. In anderen Ländern ging es ja schon zum Teil früher los. Italien, Spanien und so weiter. Die genauen Daten habe ich jetzt nicht parat. Grob geschätzt würde ich sagen, im Zeitraum zwischen Ende der 50er und Ende der 60er.

*Nehmen wir mal ein fiktives Beispiel: Es gibt ein Unternehmen in Baden-Württemberg, das mit einer Anfrage an Sie herantritt. Ging diese Anfrage an alle Vermittlungsstellen oder sind Sie bereits in diesem Stadium selektiv vorgegangen?*

*Peter Hauswald:* Nein. Das wurde alles im Vorfeld mit dem zuständigen Arbeitsamt, ich sage jetzt mal Heilbronn oder Konstanz, besprochen. Wo sind die besten Aussichten? Was wollen sie für Personal? Daraufhin haben wir ganz konkret das Land ausgesucht. Es gab für jedes



Foto: Peter Hauswald – Dolmetscher Mostapha

Land extra Legitimationskarten und Arbeitsverträge. Da wurde schon ein konkretes Land genannt und natürlich konkret welche Arbeitskraft.

*Welche Kriterien gab es? Welche Länder kamen für welche Fälle in Betracht?*

*Peter Hauswald:* Erst mal hat die Firma entschieden, welche Nationalität infrage kommt. Es war ja so, schauen Sie, da gab es ganze Abteilungen nur mit türkischen Arbeitnehmern. Hier wurde auf die Mentalität und Kultur geachtet. Das war das erste Kriterium. Ein weiteres Kriterium war, wo kriege ich die Arbeitskräfte am schnellsten her. Das war mitunter das wichtigste Kriterium.

*Und Sie hatten natürlich Erfahrungswerte, wer möglicherweise am schnellsten den Arbeitskräftebedarf bei Ihnen vor Ort decken konnte?*

*Peter Hauswald:* Ja, richtig. Ja.

*Welche Länder waren da besonders schnell und agil?*

*Peter Hauswald:* Schwierig. Das hing auch von der Art der Arbeitskraft ab, die man da jetzt wollte. Da kann ich nicht sagen, dass einer schneller oder besser war.

*Können Sie sich noch erinnern, welche „Kompetenzen“ bei den ausländischen Arbeitskräften besonders gefragt waren?*

*Peter Hauswald:* Insgesamt war es natürlich so, das muss man offen sagen, waren es viele Bereiche, für die man schwer deutsche



Foto: Peter Hauswald – Dienststelle in Casablanca

Arbeitskräfte bekommen hat. Im ganzen Bereich Metallindustrie, Kfz-Industrie. Dann natürlich auch Bereiche wie Müllabfuhr. Ich weiß, in Stuttgart haben sie kaum einen Deutschen gesehen, der diese Arbeit verrichtet hat. Das waren alles ausländische Arbeitnehmer, die das fröhlich gemacht haben. Und viel Geld dabei verdient haben. Ein ganz großer Bereich war auch das Hotel- und Gaststättengewerbe. Also im Grunde genommen waren es letztendlich mehr oder weniger Hilfsarbeitertätigkeiten.

*Waren bei diesen Tätigkeiten die Sprachkenntnisse relevant?*

*Peter Hauswald:* Eben nicht. Die sind ja alle damals ohne nennenswerte Sprachkenntnisse gekommen. Die waren eben nicht notwendig für diese Art von Arbeiten. Die wurden eingewiesen, da war die deutsche Sprache nicht so wichtig. Die hat man sozusagen am Arbeitsplatz erlernen können.

*Woher haben Sie zum Beispiel Industriearbeiter im Bereich Metall- und Kfz-Industrie bekommen? Gab es da Länder, die sich dafür besonders geeignet haben?*

*Peter Hauswald:* Italiener waren so die ersten, die man angeworben hat. Danach ein Großteil Türken. Viele sind geblieben und haben sich zum Teil weitergebildet. Nicht alle sind Hilfskräfte geblieben, sondern haben innerhalb des Betriebes ihren Facharbeiter oder Meister gemacht.

*Beim Thema Hotel- und Gaststättengewerbe, welche Länder waren da relevant?*

*Peter Hauswald:* Beim Hotel- und Gaststättengewerbe waren es in erster Linie Italiener, gefolgt von Marokkanern, Spaniern, Portugiesen und auch Tunesiern.

*War im Gaststättengewerbe dann nicht auch die Sprache, zum Beispiel für die Kellner, wichtig?*

*Peter Hauswald:* Das weniger. Die Arbeiten waren mehr im Küchenbereich, zum Beispiel als Küchenhelfer.

*Vielen Dank für den Einblick in Ihre Tätigkeit in Stuttgart. Lassen Sie uns über Ihren Aufenthalt in Marokko sprechen. Welchen Eindruck hatten Sie, als Sie das erste Mal in Marokko die Stelle angetreten haben?*

*Peter Hauswald:* Ich muss da etwas ausholen. Wir hatten ja aus Baden-Württemberg kaum Marokkaner angeworben. Ich kannte das daher nicht so in dem Umfang und war überrascht, als ich in Casablanca anfang, wie viele Menschen in diese Dienststelle dann gekommen sind. Hunderte von Menschen, die alle nach Deutschland wollten. Da war ich doch ziemlich platt über den großen Andrang von



Foto: Peter Hauswald – In der Medina

Ausreisewilligen. Überwiegend, kann man sagen, Männer. Aber es waren auch Frauen natürlich dabei, ist klar. Es war der erste, ziemlich überraschende Eindruck.

*Mit welchen Aufgaben wurden Sie vor Ort betraut?*

*Peter Hauswald:* Wir hatten ja unsere Aufträge aus Deutschland und mussten jetzt hier entsprechende Leute suchen. Zum Teil wurden die eingeladen, weil die sich gemeldet haben. Zum Teil sind die einfach so gekommen. Zunächst haben wir sie ärztlich untersucht, das war das Erste. Wir mussten ja gesunde Leute haben. Also wegen ansteckender Krankheiten etc. Ich habe einen deutschen Arzt gehabt, einen Arbeitsmediziner, auch aus der Arbeitsverwaltung. Und der hat dann die Untersuchungen vorgenommen und die gesundheitliche Eignung geprüft. Zuerst den Gesundheitszustand, dann auch den Körperbau, ob der Bewerber für Schwerarbeiten geeignet ist. Das waren unsere Aufgaben, die wir zunächst einmal klären mussten. Danach mussten sie einen Pass besorgen, sozusagen eine Ausreisegenehmigung. Nachdem das erledigt wurde, kamen sie wieder zu uns. Und wir haben dann geschaut, ob etwas Geeignetes vorliegt. Wenn das der Fall war, haben wir dann die Ausreise, damals mit einem marokkanischen Reisebüro, organisiert. Die Reise erfolgte immer mit dem Schiff, freitags vom Hafen in Casablanca. Der andere Weg war, dass Bergbauunternehmer vor Ort die Bewerber ausgewählt



haben. Die haben mit den Bewerbern Gespräche geführt, um zu schauen, ob sie geeignet sind.

*Wie viele Bewerber waren das in etwa wöchentlich?*

*Peter Hauswald:* So um die fünfzig in der Woche, die mit dem Schiff Casablanca verlassen haben. Hinzu kamen die, die direkt von deutschen Firmen abgeholt wurden. Das waren bestimmt noch mal so viele.

*Waren Sie mal bei einer Situation dabei, wo die Unternehmen selbst die Leute ausgesucht haben?*

*Peter Hauswald:* Ja, in einem Bergwerk an der algerischen Grenze. Unser Auftraggeber war ein Bergbauunternehmen aus Wanne-Eikel. Der wollte keine Leute mit Glatze haben, aus welchem Grund auch immer, Unfallgefahr etc. Und dann hatte ich den Auftrag, also wenn einer mit Turban reinkam, musste er den Turban abnehmen, damit der sieht, was darunter ist. Das war schon sehr komisch für uns damals.

*Wenn Sie jetzt auf Ihre Zeit in Marokko zurückblicken: Erinnern Sie sich an besondere Ereignisse, die im Zusammenhang mit der Anwerbung stehen?*

*Peter Hauswald:* Ich sagte Ihnen ja, dass die Bewerber vorher einen Pass bei der Stadtverwaltung besorgen mussten. Und das war ziemlich teuer, auch weil der Antragsteller neben den offiziellen Gebühren noch etwas unter der Hand bezahlen musste. Und wer halt viel bezahlte, der hatte dann offensichtlich die Möglichkeit, schneller einen Pass zu bekommen. Der Pass lag dann bei uns. Und jetzt musste ich möglicherweise dem Mann sagen, dass er aus gesundheitlichen Gründen nicht ausreisen darf im Moment, dass er irgendwelche Krankheiten hat, die ansteckend sind etc. Und dann saß dieser Mensch bei mir und hat bitterlich geweint. Der hatte das ganze Geld bei der Familie zusammengekratzt, damit er die Ausreisegenehmigung bekommt. Und jetzt muss ich ihm sagen, dass er nicht ausreisen darf. Das kam leider sehr oft vor. Szenen, die mich da schon verfolgt haben, bis in die Nacht hinein. Da sind mir die Leute, wenn ich abends aus der Dienststelle ging, nachgelaufen und haben mich angefleht: „Oh, Arbeit in Deutschland.“ Also ich sage mal, der Wunsch und der Druck in Deutschland zu arbeiten, um auch die Familie zuhause zu unterstützen, war unheimlich groß.

*Können Sie sich noch daran erinnern, welche ansteckenden Krankheiten es häufig gab?*

*Peter Hauswald:* Geschlechtskrankheiten bei Männern, die zu meiner Überraschung ziemlich ausgeprägt waren.

*Und Sie hatten ja erwähnt, dass es auch Frauen gab, die ausge-reist sind.*



Foto: Peter Hauswald – Am Strand von Casablanca

*Peter Hauswald:* Ja, es gab auch ein paar wenige Frauen. Die hatten wir im Wesentlichen für das Hotel- und Gaststättengewerbe vermittelt, Zimmermädchen, Küchenhilfen und so weiter.

*Können Sie vielleicht von einer Frau erzählen, die Sie vermittelt haben? Kam sie alleine oder mit den Eltern, wie lief das?*

*Peter Hauswald:* Alles Mögliche. Alleine, mit Clan, alles. Das war alles da.

*Wie wirkten die Frauen auf Sie? Also waren die eher selbstständig?*

*Peter Hauswald:* Schon sehr eingeschüchtert. Also sehr zurückhaltend.

*Welche großen Akteure auf Unternehmensseite gab es aus Ihrer Sicht, die in Marokko aktiv waren?*

*Peter Hauswald:* Ich würde mal sagen, es war der Bau, Kohlebergbau und das Hotel- und Gaststättengewerbe. Und als Einzelunternehmen vielleicht Hagenbecks Tierpark.

*Wollten die Bewerber, die zu Ihnen kamen, unbedingt nach Deutschland? Oder war das denen egal und die wollten einfach raus und sich überall bewerben?*

*Peter Hauswald:* Ich glaube eher, dass es egal war, wohin, Hauptsache ein Arbeitsplatz, wo ich Geld verdienen und meine Familie in Marokko unterstützen kann. Das würde ich eindeutig so sehen.

*Rückblickend betrachtet: Was hätte man damals besser machen können bei der Anwerbung?*

*Peter Hauswald:* Besser vorbereiten auf die deutsche Sprache. Man hätte es mit der Willkommenskultur besser machen können. Man hat die ausländischen Arbeitnehmer ziemlich für sich, zunächst isoliert, gelassen. Was ganz wichtig gewesen wäre, eben klarzumachen: Entweder ich darf nach einem Jahr Aufenthalt auf Dauer hierbleiben oder du musst irgendwann mal sagen, wie die Schweiz das klar formuliert hat: Nach zwei oder drei Jahren, lieber Mann, da ist Schluss. Da musst du wieder gehen. Das hat man bei uns nicht getan. Man hat die Leute gebraucht und sie immer wieder und wieder getröstet. Das war mit ein Grund, warum viele ihre Familie nicht nachgezogen haben, weil keiner wusste: Darf ich für immer bleiben? Das hätte man besser organisieren müssen. Mit den Jahren hat sich das alles ja verbessert. Es gab Integrationsausschüsse in den Städten und Gemeinden, ausländische Arbeitnehmervereine, die sich mit deutscher Unterstützung gegründet haben.

*Gab es in Ihren Fällen auch eine rechtliche Handlungsempfehlung? Oder gab es Verordnungen, die quasi die Vermittler vor Ort hatten oder die Vermittler in Deutschland hatten, nach denen sie sich richten mussten?*

*Peter Hauswald:* Ja, selbstverständlich. Also es musste ganz klar Tariflohn bezahlt werden. Es musste eine Unterkunft vorhanden sein. Die Arbeitnehmer mussten regulär eingestellt und versichert werden



Foto: Peter Hauswald – Im Museum

und mussten arbeitsrechtlich den deutschen Arbeitnehmern gleichgestellt sein. Das war ganz, ganz, ganz konkret vorgegeben. Ja.

*Wissen Sie noch, wie die Verordnungen hießen?*

*Peter Hauswald:* Anwerbevereinbarungen, so hießen die. Und darin war das formuliert.

*Gab es Gründe, wenn ein Unternehmen gezielt nach marokkanischstämmigen Arbeitskräften gefragt hat, anstatt nach Italienern oder Spaniern?*

*Peter Hauswald:* Das kann ich ganz einfach sagen. Es gab aus keinem Anwerbeland Arbeiter, die aus dem Bergbau kamen. Aus diesem Grund hat man verstärkt die Fühler nach Marokko ausgestreckt. Und dann natürlich immer wieder. Was eine ganz große Rolle spielte, sind schon welche vor Ort? Sind welche da, konnten noch welche dazukommen? Denn: Was macht ein Küchenhelfer in Titisee-Neustadt, der allein dort unten war? Der ist ja vereinsamt. Und da hat man schon drauf geschaut, dass wenigstens noch zwei, drei hinzugekommen sind. Das war auch so eine Intention.

*Haben Sie nach Ihrer Rückkehr aus Casablanca, Ihre Erfahrungen zum Beispiel in Arbeitsgruppen eingebracht, um Mängel etc. anzusprechen?*

*Peter Hauswald:* Ja. Das war ständig ein Riesenthema. Was kann man verbessern? Auf was muss man achten?

*Können Sie sich noch an Themen erinnern, die häufig besprochen wurden?*

*Peter Hauswald:* An erster Stelle die wohnungsmäßige Unterbringung der Arbeitnehmer. Das war wichtig. Wie gesagt, wir haben nicht nur Arbeiter geholt oder Gastarbeiter, sondern Menschen. Das war ein ganz wichtiges Thema. Betreuungsmaßnahmen wurden eingerichtet etc. Es wurde auch ein politisches Thema. Das war ja ganz wichtig, dass wenn ich Gastarbeiter herhole, muss ich die auch entsprechend betreuen, unterstützen, begleiten, ihnen bis zur Sprachschulung hin etwas bieten.

*Fällt Ihnen noch etwas ein, was man vonseiten des Arbeitsamtes besprochen hat?*

*Peter Hauswald:* Es wurde über die Arbeitsmoral diskutiert. Wobei man nicht alle über einen Kamm scheren kann. Aber zum Beispiel, wie gehe ich damit um, wenn mir einer auffällt, der zum Beispiel faul ist oder unpünktlich ist. Über solche Themen hat man natürlich auch gesprochen. Ist ja klar.

*Herr Hauswald, ich danke Ihnen für das Gespräch.*



## PASSPORT



Oum-Kaltoum Bougrine

- Geboren 1945  
in Ouezzane, Marokko •
- Mutter | Hausfrau | Arbeiterin •
- BRD seit 1968 •

**„Ich habe Liebe für die Leute und ich bin traurig, wenn ich Gewalt sehe und so Sachen.“**

Oum-Kaltoum Bougrine war eine der Frauen, die sich in den ersten Stunden auf den Weg in die Bundesrepublik gemacht haben. Im wahrsten Sinne des Wortes eine Pionierin, die sich in einem fremden Land, mit einer fremden Sprache, fremden Kultur und fremden Sitten zurechtfinden musste und die den Weg für viele Nachkommende, wie es Frau Bougrine (*in unbearbeitetem O-Ton*) beschreibt, mit Rat und Tat geebnet hat. Angefangen bei den Lebensmitteln (woher bekomme ich Kurkuma, Kumin, Paprika oder Ingwer) über den Umgang mit eisigen Wintern bis hin zum richtigen Formular in der richtigen Behörde – alles war für sie Neuland und Hürden, die sie nehmen musste und genommen hat.

**Vom Leben in Marokko**

Ich war sechs Monate alt, dann ist mein Vater gestorben und meine Mutter krank geworden, wegen dem Schock. Ich war mit meiner großen Schwester und drei Brüdern zuhause. Ein Bruder war in Rabat. Meine große Schwester war verheiratet. Die hat mich weiter erzogen. Sie hat mich gefüttert und zu trinken gegeben. Ich war erst sechs Monate.

Ich bin bis zur zweiten Klasse zur Schule gegangen, dann habe ich nicht weitergemacht. Wir sind umgezogen und der Weg zur Schule war dann zu weit. Meine Schwester hatte Angst um mich, weil ich weit muss. Danach habe ich drei Jahre den Beruf der Schneiderin gelernt. Das war gut. Ich war mit der Ausbildungsgruppe schwimmen, spazieren und wir haben zusammen gekocht. Mit 15 ist mein Mann gekommen und hat bei meiner Familie um meine Hand zu nehmen. Nach zwei Jahren haben wir geheiratet. Wir waren nur kurz

verheiratet. 1967 habe ich wieder geheiratet und bin mit meinem Mann später nach Deutschland gegangen. Ich war 22 Jahre alt. Mein Mann war seit 1961 in Deutschland. Ein Jahr nach unserer Hochzeit, das war 1968, bin ich mit nach Deutschland gekommen. Dann sind wir zusammen wieder zurück zum Urlaub nach Marokko. Ich habe mein erstes Kind gekriegt, und mein Mann hat gesagt: „Bleibt hier, ich gehe wieder nach Deutschland. Ich arbeite, ich spare für euch Geld und dann komme ich wieder zurück.“ Und dann habe ich gesagt: „Nein, ich gehe mit, zum Helfen.“ Dann sind mein Sohn und ich mitgekommen.

**Vom Leben in Deutschland**

In Deutschland hatte mein Mann ein Hotel für mich, weil er keine Wohnung gehabt hat. Er hat im Wohnheim gewohnt, mit Arbeits-



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine - Porträt





Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Bougrine vor der Einwanderung mit einer Cousine in Marokko

kollegen. Wochenende bin ich zu meinem Mann, weil die Leute im Wohnheim weggefahren sind. Dann bin ich wieder mit meinem Sohn ins Hotel zurückgegangen. Eine Wohnung war schwer zu kriegen. Eine Frau hat einen Kiosk gehabt, mit der habe ich gesprochen, damals Französisch. Sie hat mir geholfen. Sie hat eine Bekannte, die mir geholfen hat. Wir haben dann eine Zweizimmerwohnung gekriegt. Wir haben keine Miete bezahlt, ich war so wie ein Hausmeister. Die Treppe muss einmal in 14 Tagen geputzt werden und dann, wenn Schnee kommt, muss ich den auch räumen. Ich habe mich sehr über die Wohnung gefreut. Mit meinem Sohn habe ich die Wohnung alleine gehabt, in Frankfurt. Nach einem Jahr bin ich nach Marokko in Urlaub gefahren.

### Vom Arbeiten

Mein Mann wollte nicht, dass ich arbeiten gehe. Der hat gesagt: „Bleib zu Hause mit deinem Kind.“ Und ich habe gesagt: „Nein, ich will dir helfen.“ Er hat nicht so viel verdient. Damals hat er 150 Mark in der Woche gekriegt, auf die Hand, in einem Brief, jeden Freitag. Das war zu wenig. Da habe ich gesagt: „Lass mich helfen.“ Mein Mann wollte nicht. Der hat gesagt nein, er will nicht. Und dann habe ich

immer gebeten: „Bitte, ich will nur helfen. Ich will auch Geld haben für die Kinder, für die große Wohnung.“ Und dann sagte er: „Okay, nur zwei Stunden.“ Dann habe ich erst mal bei der Sparkasse zwei Stunden gearbeitet. Ich habe um fünf Uhr früh Büros geputzt. Da haben auch alte Leute gearbeitet. Die haben mir gesagt: „Mein Kind, kommen Sie.“ Da habe ich nicht viel Deutsch gesprochen. Und die haben meine Hand genommen. „Guck, was ich mache, Staub wischen.“ Das habe ich gewusst, das habe ich zu Hause in Marokko auch gemacht. Wir haben zum Frühstück zusammengesessen und gesprochen. Jeder hat sein Frühstück mitgebracht. Die Frau da war auch meine Freundin, wie meine Mutter damals. Die hat auch gesagt: „Okay, am Wochenende schlafen Sie sich aus.“ Sie ist zu mir nach Hause gekommen und ich bin zu ihr gegangen. Wir haben gekocht, gebacken und alles gemacht. Mein Kind ist mitgegangen und hat mit ihrem Kind gespielt, im Garten.

### Das Rehasentrum

Zur Bank habe ich gesagt: „Ich will acht Stunden arbeiten.“ Die haben zu mir gesagt: „Es gibt nur noch Platz im Restaurant, großen Restaurant.“ Und dann habe ich gesagt: „Die Zeit passt mir nicht, wegen meinem Kind.“ Das war mir zu schwer, von acht Uhr bis fünf Uhr, das war zu schwer. Und dann haben die mir acht Stunden gegeben. Das war auch zu schwer. Ich habe viel Zeit verloren. Ich musste hinfahren, das war weiter Weg. Und dann habe ich andere Arbeit gesucht. Da war eine Freundin von mir, auch aus Casablanca. Ich habe sie in einem Geschäft getroffen. Sie arbeitet bei der Stadt, im Kinderkrankenhaus. Und sie hat gesagt: „Suche lieber bei der Stadt Arbeit, das ist besser.“ Wir sind dann zusammen zum Arbeitsamt gegangen. Die haben für mich die Arbeit bei dem Rehasentrum gefunden. Und da war der Chef vom ganzen Rehasentrum, und da habe ich gesagt: „Ja, ich will so acht Stunden arbeiten.“ Und der Chef sagt: „Ja, ich habe einen guten Arbeitsplatz, aber in Oberrad.“ „Ja“, habe ich ge-



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Während der Ausbildung in Kenitra, Mitte der 60er Jahre



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Bei ihrer Hochzeit

sagt, „ich gehe hin.“ Und dann habe ich die Arbeit genommen. Der Chef war auch ein Sozialarbeiter gewesen. Hat mir die Küche gezeigt, den Ofen, die Räume. Ist mit mir durch das Haus gelaufen und hat es mir gezeigt. Und da habe ich immer so gedacht: „In Marokko habe ich sowas nicht gehabt, so einen Chef.“ Und dann, am nächsten Tag, bin ich so um acht Uhr zur Arbeit gekommen, dann ist auch die Chefin da. Dann hat auch die Chefin mit mir gesprochen. Dann hat sie gesagt: „Okay, Sie können anfangen.“ Und ich hab so von sechs Uhr früh gearbeitet und dann habe ich um ein Uhr Pause gemacht und bin dann um drei Uhr wieder zurückgekommen, zum Abendessen vorbereiten. Wir haben Brot geschmiert und Tee gekocht, und das hat mir meine Chefin gezeigt. Ich habe schnell gelernt, weil ich das zu Hause auch so gemacht habe, bei mir in Marokko.

Mit dem Arbeitsplatz war ich zufrieden. Ich habe gute Leute kennengelernt und hatte eine gute Chefin. Die hat mir geholfen. Ich bin 35 Jahre an diesem Arbeitsplatz geblieben. Die haben mir auch eine Dienstwohnung gegeben, Dreizimmerwohnung. Ich konnte Urlaub machen, bin ein Monat nach Marokko und wieder zurück zum Arbeiten. Die Arbeitsstelle war für mich wie eine Familie.

Ich habe auch andere Frauen zum Arbeitsplatz gebracht. Die haben gewusst, ich helfe den Leuten, sie haben mich immer gefragt: „Gehen Sie mit?“ Ich habe das weitergemacht, auch weil mein Chef das gesagt hat. Ich habe dann auch manche Marokkaner gebracht.

Die Leute im Heim haben so ein Vertrauen zu mir gehabt. Manche waren krank und aggressiv, da musste die Polizei sie in die Klinik bringen. Und die sagen zu meinem Chef: „Rufen Sie Frau Bougrine, ich brauche Frau Bougrine.“ Ich habe immer die Hand gehalten und die sind dann nicht mit Gewalt zum Krankenhaus gegangen. Die haben mir vertraut, ich habe die Hand gegeben und gesagt: „Die Leute helfen dir. Willst du mit Gewalt zum Krankenhaus gehen? Ist doch frei. Wollen Sie mit Gewalt hingehen? Die schließen Sie ein.“ Die haben mir geglaubt. Die haben immer meinem Chef gesagt: „Frau Bougrine anrufen.“ Ich gehe hin und rede langsam. Die Sozialarbeiter haben mich gefragt: „Wo haben Sie das gelernt?“ Ich habe Liebe für die

Leute und ich bin traurig, wenn ich Gewalt sehe und so Sachen. Samstag, Sonntag, wenn ich Zeit auf der Arbeit habe, koche ich auch was marokkanisch. Ich gebe es den Leuten. Ich denke so: „Als ich nach Deutschland gekommen bin, habe ich, was ich gebraucht habe, gefunden. Genau was ich mir gewünscht habe.“

Es waren auch Kinder da. An Weihnachten haben die Eltern Geschenke gegeben. Die haben die Geschenke weggeschmissen. Die haben gesagt: „Ich brauche die Sachen nicht. Ich brauche Liebe von meinen Eltern.“ Im Heim haben 40 Leute gewohnt. In der Werkstatt waren 150 Leute. Die haben bei uns mittaggeessen und dann nach Hause gegangen. 40 waren immer da, die haben da gewohnt. Ich habe ihnen Abendessen gegeben. Ich habe ihnen Medikamente gegeben, sie haben mir aber gesagt: „Medikamente machen mich müde, ich will sie nicht.“ Ich habe mit ihnen ruhig gesprochen, dann haben sie ihre Medikamente genommen. Und meine Chefin, die will alles richtig regeln. Sagt: „Nein, nicht, wenn die nicht pünktlich kommen, geben Sie kein Essen.“ Ich habe ihnen trotzdem Essen gegeben. Zuhause gebe ich, wenn jemand kommt und hat nicht gegessen, auch zu essen. Ich gehe schnell in die Küche. Ich mache Milch, Butter und Brot und gebe den Leuten zu essen. Ich denke, die haben das nicht extra gemacht. Ich merke, wenn jemand krank ist. Die waren alle lieb und reden auch gut. Nur sie waren krank, Depres-



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Der Ehemann





Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Mit Ehemann und Sohn Mourad in Frankfurt am Main, Ende der 60er Jahre



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Frau Bougrine in ihrem Wohnzimmer in den 90er Jahren in Frankfurt am Main

sion und so. Die wissen nicht mehr, was sie machen. Die schmeißen manchmal die Stühle um, aber die haben niemanden geschlagen.

Manchmal haben die Leute einen Ausflug gemacht in der Reha. Ich bin auch mitgegangen. Dann haben wir gesprochen, sind zusammen einkaufen gegangen. Wenn die Geld von der Stadt gekriegt haben, bin ich mitgegangen nach Offenbach oder zur Metro, zum Sachen kaufen. Ich habe auch Vertretung im Altenheim gemacht. Wenn jemand krank war, bin ich hingegangen, manchmal sechs Wochen. Die wollten mich im Altenheim behalten. Und da habe ich gesagt nein, weil es zu weit war. Die Fahrt war zu lang. Sie waren auch alle lieb und haben geholfen. Aber es war zu weit für mich und dann bin ich geblieben in diesem Rehaszentrum, bis ich in Rente gegangen bin. Ich habe 35 Jahre da gearbeitet, bis zu meiner Rente.

### Das Ehrenamt

Das war bei mir so. Ich freu mich, wenn ich mit jemand zum Arbeitsamt gehe zum Beispiel oder zum Versorgungsamt oder Sozialamt. Das hat mir Spaß gemacht. Ich habe auch – vielleicht von Gott gewollt – immer Leute getroffen, die Hilfe brauchen. Auf dem Weg zur Arbeit habe ich Mina getroffen. Ihr Mann ist gestorben, Unfall. Sie hatte kein Wort Deutsch gelernt. Sie weiß nicht wohin. Eine deutsche Frau war bei ihr, aber die haben sich nicht verstanden. Ich habe nur gesehen, sie war ganz in Weiß angezogen. Ich habe gewusst, sie ist Marokkanerin. In Marokko, wenn der Ehemann gestorben ist, zieht

seine Frau so vier Monate lang nur weiße Kleider an. Die deutsche Frau hat mir gesagt, sie ist ihre Nachbarin und der Mann ist gestorben, in Spanien, Málaga. Und sie ist nach Deutschland zurückgekommen. Sie will seine Rechte suchen und so. Sie weiß nichts. Habe ich gesagt: „Okay, ich gehe jetzt arbeiten bis drei Uhr. Geben Sie mir ihre Adresse, ich komme nach der Arbeit zu ihr.“ Ich habe dann auf Marokkanisch auf Wiedersehen gesagt. Dann ist sie zu mir gekommen, hat mich gedrückt und angefangen zu weinen. Sie hat nicht gewusst, dass ich Marokkanerin bin. Sie dachte, ich bin Italienerin.

Nach Feierabend bin ich hingegangen und sie hat mir erzählt, was in Málaga passiert ist und so. Ihr Mann hat bei den Stadtwerken gearbeitet. Wir waren dann zusammen bei den Stadtwerken. Sie hat eine Fahrkarte gekriegt und Vorschuss, bis sie die Rente von ihrem Mann kriegt.

Danach kommt ein Mann. Der hatte einen Schlaganfall. Der konnte nicht von der Wohnung raus, war nur mit den Kindern zu Hause. Ich habe ihm geholfen, eine Wohnung zu bekommen. Er hat im dritten Stock gewohnt und konnte die Treppen nicht hochgehen. Und dann hat er eine Wohnung gekriegt, ganz unten. Ja und so, immer geht es sowas. Eine andere Frau hat Kinder und weiß nicht, wie das mit dem Kindergeld geht und so. Mein Chef hat auch immer geholfen und hat mir gesagt: „Gehen Sie da und da hin.“ Auch das Ausfüllen hat mein Chef gemacht. Dieser Arbeitsplatz war wie eine Familie: Italiener, Marokkaner, zusammen.

Als ich 25 Jahre gearbeitet habe, da habe ich einen Preis gekriegt und Geld. Und wir haben eine große Feier gemacht. Habe ich auch Kuchen gebacken und Plätzchen. Dann haben wir gefeiert und sie haben mir gratuliert und gesagt: „25 Jahre haben Sie bei uns gut gearbeitet.“ Dann habe ich Blumen gekriegt. Der zweite Preis war von der AWO (Arbeiterwohlfahrt), weil mein Chef war Vorsitzender der AWO. Wir helfen, wir schicken Geld nach Afrika, Kleider – alles für die armen Leute. Und da habe ich mitgemacht. Da haben wir 30 Euro im Jahr bezahlt. Dann habe ich auch nach 25 Jahren einen Preis gekriegt. Wir haben auch bei der AWO eine große Feier, das war an Weihnachten damals. Das dritte Mal war, als ich 35 Jahre bei der AWO war. Da habe ich einen Preis gekriegt. Da war mein Chef, da waren die Sozialarbeiter und der Bürgermeister von Frankfurt. Und der Chef hat gesagt: „Die Frau Bougrine ist 35 Jahre bei uns in der AWO und sie hat geholfen.“ Ich war bei der Feier, die gibt es einmal im Jahr, oder bei einem Treffen, einmal im Monat. Ostern gibt es zwei und an Weihnachten gibt es eine Feier. Ich habe geholfen, alles vorzubereiten. Wenn Flohmarkt war, habe ich auch Sachen mitverkauft, Plätzchen und Kuchen gebacken, oder ich koche marokkanischen Tee in einem Stand mit so einem Zelt. Und habe ich einen Stand für mich gemacht, so ein Zelt. Den habe ich für ein Euro verkauft. Aber alles für die AWO. Der Bürgermeister hat mir diesen Preis für 35 Jahre gegeben und gut gesprochen. Waren noch fünf andere Leute da. Eine Frau ist 90 Jahre geworden und noch drei Frauen und ich.

### Die Kinder

Ich bin auch mit meinen Kindern zur Schule gegangen, wenn eine Besprechung war. Die sind immer zur Mittagszeit zu mir in die Küche gekommen und haben mitgegessen. Die haben auch ihre Hausaufgaben da gemacht. Und meine Chefin ist hingegangen und hat immer nachgesehen. Die Kinder haben gezeigt, was sie gelernt haben und was nicht. Sie hat ihnen geholfen. Sie hat auch gefragt: „Was möchten sie später machen, die Kinder?“ Und dann hat sie mit den Kindern gesessen und gesprochen. Und da waren die Kinder ganz lieb mit ihr. Wie eine Tante war meine Chefin. Sie hat ihnen Kuchen gegeben oder Bonbons. Die Kinder sind gerne zu uns auf den Arbeitsplatz gekommen. Danach gehen sie nach Hause. Ich hatte eine Dienstwohnung gekriegt, ganz nebendran, wo ich gearbeitet habe. Mein Chef hat das Haus gekauft und hat seine Wohnung weggegeben. Und es waren zehn Frauen, die in der Küche gearbeitet haben. Aber ich war die Einzige, die die Wohnung bekommen hat. Wegen meiner Kinder. Sie haben gesagt: „Hier ist es nicht weit, um zur Arbeit zu kommen und für die Kinder ist es auch gut.“ Da war auch ein Spielplatz von der Reha. Da war extra eine Straße. Dann haben sie die Kinder beobachtet. Und dann habe ich die Wohnung bekommen. Da waren auch meine Arbeitskollegen alle ein bisschen neidisch: „Warum kriegt die Bougrine die Wohnung und wir kriegen die nicht?“ Aber ich war auch die Erste da, war vor den anderen Leuten da. Ich war die Erste und musste sie zuerst kriegen.



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Mit ihrem Mann und den Kindern



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Mit ihren Kindern



Nach der Schule kamen die Berufe. Mein Sohn will eine Ausbildung. Mein Chef hat gesagt: „Lass ihn erst einmal in der Küche Koch lernen.“ Bei uns gibt es auch jetzt einen Bereich zum Lernen. Da hat mein Sohn, damals 14 oder 15, ein Praktikum gemacht. Er wollte aber Hotelfachmann werden, nicht kochen. Und mein Chef hat meine Tochter gefragt: „Was möchte sie machen?“ Sie hat gesagt: „Ich finde es interessant zu bauen und so Sachen.“ Er sagt: „Das ist für einen Mann, mach du was anderes.“ Sie sagt: „Nein, das ist mein Traum.“ Dann hat er gesagt: „Okay, kannst du auch machen.“

Wir haben zusammen Urlaub gemacht in Marokko. Als die Kinder größer waren, haben sie mir auch geholfen. Die haben ihren Führerschein gemacht. Ich habe ein Auto gekauft. Ich hatte Geld, weil mein Mann und ich verdient haben. Wir hatten keine Geldprobleme und sind immer gut ausgekommen.

Meine Kinder sind groß geworden. Mein Sohn ist Hotelfachmann. Mein zweites Kind hat Architektur studiert, in Kassel. Nach dem Studieren ist sie nach Frankfurt gekommen. Sie hat in einem Baubüro gearbeitet. Nach zwei Jahren haben sie die Abteilung geschlossen. Dann hat sie in der Volksbank gearbeitet, fünf Jahre. Dann hat sie geheiratet und hat ein Kind gekriegt, ist geschieden. Jetzt lebt sie in der Schweiz mit ihrem Sohn. Sie arbeitet auch bei der Stadt,

baut Schulen und Heime und es gefällt ihnen da. Sie bleibt in der Schweiz.

Das zweite Mädchen hat BWL studiert. Sie arbeitet bei Europcar am Flughafen. Sie hat schon da als Studentin gearbeitet. Als sie mit dem Studieren fertig war, ist sie zwei Jahre nach Frankreich, dann war sie ein Jahr Ausbildung in Porto, ein Jahr Lyon und ein Jahr war sie in Spanien. Sie hat Praktikum gemacht. Sie hat Französisch, Spanisch, Englisch und Arabisch gelernt. Dann ist sie aber krank geworden. Sie hat MS (Multiple Sklerose) bekommen. Sie arbeitet nicht mehr. Sie hat nur zwei Jahre gearbeitet und dann war sie krank. Wir haben es nicht gewusst. Sie war ganz gesund, sie hat Sport gemacht, sie war schwimmen. Sie hat meinem Chef damals, der hatte einen Jungen aus Afrika gebracht, geholfen. Der Junge ist mit meiner Tochter immer ins Schwimmbad. Sie haben beim Schwimmen eine Medaille gekriegt. Jetzt ist sie krank zu Hause, sie sitzt im Rollstuhl.

#### Der Ruhestand

Bis jetzt mache ich weiter, wenn ich jemand treffe, gehe ich hin und helfe. Es gibt viele Leute, die sagen: „Frau Bougrine, die kann helfen“. Die rufen an und ich gehe mit. Schauen, was die brauchen. Wenn die



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Engagiert in der Küche

Kinder Probleme haben, bin ich in die Schule mitgegangen. Oder ich gehe mit zum Arzt oder so. Manchmal sage ich, ich bin jetzt müde, aber in einer Woche gehe ich mit.

#### Von meinem Mann

Mein Mann ist im Oktober 2016 gestorben. Er wollte hier in Deutschland beerdigt werden. Er will nicht nach Marokko, wegen der Tochter, die ist krank. Er sagte: „Sie kann mich besuchen.“ Er ist in einem Moslemfriedhof nach Moslemart beerdigt. Ein Friedhof, aber der ist getrennt für Christen und Moslems. Mein Mann hat gesagt: „Seele, die geht zu Gott, die ist oben. Aber der Körper, das ist egal, wo er ist.“ „Ich will hier in Deutschland beerdigt werden. Ich will euch kein Stress machen.“ Das haben wir gemacht und war auch gut so. Viel Familie ist gekommen, Bekannte, Cousinen, von meinem Bruder die Kinder – alle waren da. War wie in Marokko. Gibt es keinen Unterschied. Wir gehen auch Freitag hin, beten für ihn. Meine Tochter geht immer am Freitag hin. Das Krankenhaus ist nicht so weit vom Friedhof.

#### Rückblick

Ja, wenn ich so denke, wie ich nach Deutschland gekommen bin, ist es mir gut gegangen. Ich war auch nicht so traurig, als ich

nach Deutschland gekommen bin. Das erste Mal habe ich gedacht, wenn ich nach Deutschland komme, wird es sehr schwer. Aber alles war einfach, weil ich viele Helfer gekriegt habe. Ich habe auch meine Zeit mit anderen Leuten geteilt, um zu helfen. Das macht mir Spaß, wenn ich sowas mache. Und dann habe ich mir immer gewünscht, dass meine Kinder etwas lernen und damit was in Marokko machen. Ich habe jedes Jahr meine Kinder nach Marokko gebracht. Wir haben mit der Familie zusammengesessen, mir ist es gut gegangen.

#### Meine Botschaft

Wenn Sie Leute treffen, gibt es immer verschiedene. Man muss mit allen auskommen. Man muss immer gut sein, immer. Aber man muss um seine Sachen kämpfen. Manchmal bist du auch ein bisschen aggressiv, sagst auch deine Meinung, aber so, dass alles gut ist. Es gibt schlechte Zeiten und gute Zeiten. Aber es muss immer weitergehen und man muss versuchen, gut zu sein, auf die Kinder richtig aufpassen, mit den Kindern reden und nicht einfach schlagen oder so schlechte Worte sagen. Die lernen die schlechten Worte. Es gibt schlechte Tage, man muss warten, die Zeit wird kommen.



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Mit ihrer Tochter und ihrem Enkel



Foto: Oum-Kaltoum Bougrine – Aktuelles Porträt



## PASSPORT



Zineb Daoudi

- Geboren in Moulay Driss Zerhoun, Marokko
- Sozialarbeiterin
- AWO-Mitarbeiterin

## „Ich lernte statt Emanzipation den modernen Wahnsinn kennen.“

„Ich will euch nicht als Sklavinnen sehen ...“, sagte Zinebs Vater. Aus seinen Erzählungen erfuhr sie, dass deutsche Frauen gebildet und emanzipiert waren, Autos fuhren und Flugzeuge steuerten. Deutsche Frauen wurden zu ihrem Vorbild. Deshalb ist sie 1972 nach Deutschland ausgewandert, um von ihnen zu lernen. In Deutschland angekommen, traf sie auf Fabrikarbeiterinnen und lernte statt Emanzipation den modernen Wahnsinn kennen: Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis, Schicht- und Akkordarbeit, Brutto- und Netto-Einkommen. Sie rebellierte und widmete sich seitdem sozialen Fragen.

## Wie ich nach Deutschland kam

Das ist jetzt genau 44 Jahre her. Ich habe nie davon geträumt oder träumen wollen, außerhalb Marokkos zu leben. Es war eine Idee meines Vaters damals. Es waren meine Eltern, die das für mich entschieden haben, mich schulisch weiterzuentwickeln. Ich habe gedacht: „Ja okay.“ Es gab auch keine andere Möglichkeit. Ich hatte meine Schule damals verlassen, nachdem ich mich für die Reise nach Deutschland entschieden habe. Das war 1970. Aufgrund damaliger Ereignisse hat es sich dann bis 1972 verzögert. Die Idee war allerdings, eine Ausbildung in Deutschland zu machen, die ich innerhalb von drei Jahren absolvieren sollte, um danach wieder zurück nach Marokko zu kommen. Zu der Zeit hieß es, Deutschland wollte in Marokko die Industrie aufbauen. Und dafür wurden Fachkräfte und qualifizierte Leute gebraucht. Ich habe aber in dem Gremium, in dem Vater, Onkel, Fürsprecher und Gegner waren, gefragt, was das für ein Widerspruch sei: „Warum soll ich nach Deutschland, nach Europa?“

Die Europäer wären doch Kolonisatoren. Als Tochter eines Widerstandskämpfers war dies unakzeptabel für mich. Mir wurde erklärt, die Entwicklung führt dahin und wir müssen uns auch entwickeln. Dass die Frauen auch lernen sollten, wie das Leben ist. Die deutschen Frauen sind weiterentwickelt und ich sollte von ihnen etwas lernen. Das war die Meinung meines Vaters: „Du gehst hin und lernst von den deutschen Frauen, wie sie im Leben weiterkommen.“ Das war für mich eine große Herausforderung. Ich fühlte mich geehrt. „Also unter so einem Aspekt“, habe ich gesagt, „ja, ich mache das.“ Aber so für mich persönlich gesehen war ich ein bisschen geknickt. Es waren viele ungeklärte Fragen: Wie? Wohin? Was machst du da? Und vieles mehr. Alles war noch nicht so gut erklärt. Eine Zeit lang wussten Vater und ich nicht, ob das eine Fabrik, eine Ausbildung oder sonst was ist. Zum Schluss war es ein Arbeitsvertrag. Wir waren beide überrascht – Vater und ich. Wir saßen im Bus Richtung



Foto: Zineb Daoudi - In der Schokoladenfabrik





Foto: Zineb Daoudi – Porträt

Flughafen. Dort haben wir meinen Pass, Visum und Arbeitsvertrag ausgehändigt bekommen. „Schau mal“, habe ich zu meinem Vater gesagt, „das ist ein Arbeitsvertrag.“ Mein Vater hat überlegt und den entscheidenden Satz gesagt: „Mach das Beste daraus. Ich habe Vertrauen. Du schaffst das. Mach das Beste daraus.“ Dieser Satz hat mir ganz viel Kraft gegeben. Dieses Vertrauen, das er in mich gesetzt hat, die Verantwortung, die er mir übertragen hat. Das hat mir wirklich einiges gegeben. Nicht, dass er mir Ratschläge gegeben hat, so oder so hast du dich zu verhalten oder irgendwas, was die meisten Väter in solchen Situationen sagen würden. Er hat mir die Verantwortung übertragen und sein Vertrauen ausgesprochen.

### Die Organisation

Das Ganze wurde von der *Union Nationale des Femmes Marocaines* unter der Schirmherrschaft von Lalla Fatima Zohra (Lalla Fatima Zohra war die älteste Tochter von König Mohammed V., damaliger König von Marokko) initiiert und organisiert. Davon wussten natürlich nur diejenigen, die nah dran waren. Wir erfuhren es vom Oberhaupt (Pascha) unserer kleinen Stadt, Moulay Abdeslam Alaoui, der war ein Cousin von Lalla Fatima Zohra. Er sagte meinem Onkel, der dort beschäftigt war: „Sag deinem älteren Bruder, dass seine Tochter sich anmelden sollte.“ Damals war viel die Rede von der Emanzipation der Frau. Marokko war im Aufbau begriffen. Mit der Unabhängigkeit Marokkos entstanden Parteien und auch mein Vater war sehr aktiv.

Mein Vater war der Meinung, dass wir deshalb schnell kolonialisiert wurden, weil die Frauen von der Politik abwesend waren, weil Frauen in den Entscheidungsstellen nicht beteiligt waren. Und deshalb sollten wir es jetzt anders angehen. „Jetzt seid ihr dran“, sagte er zu mir. Das lag auch daran, weil wir Geschwister Mädchen waren. Das war auch ganz gut und irgendwie erfreulich, also seine Einstellung. Mein Vater hat viel gelesen. Für sich. Nur für sich. Aber wir haben davon etwas abbekommen. Er hat mich zur Gleichberechtigung erzogen. Das war selbstverständlich. Als ich hier in der Sozialberatung begann, war ich überrascht, wie die Leute hier denken und wie die gut gebildeten Menschen hier in der Bundesrepublik über uns Marokkanerinnen denken, oder wie die Meinung über muslimische Frauen war. Mich beschäftigt das heute noch: Warum, warum denken die Leute so?

### Die Ankunft

Wir sind in einer spektakulären Atmosphäre in Casablanca, Marokko, verabschiedet worden. Wir waren die erste Frauengruppe. Marokko war im Umbruch, Parteien, Studentenbewegungen und so weiter. Viele waren dagegen, dass junge Frauen alleine, als Arbeiterinnen, immigrieren. Alles wurde politisch gemacht und begründet. Ich hielt mich auch auf dem Laufenden, habe gefragt, was Verwandte, die an der Uni waren, davon halten. Deshalb hatte ich einen ganz anderen Blick als die Frauen aus der Gruppe. Wenn man einer anderen aus meiner Gruppe genau die gleiche Frage gestellt hätte, hätte sie diese vielleicht ganz anders beantwortet.

Wir sind angekommen. Die Reise, die Anstrengung und dann in ein Wohnheim. Ich hatte von den anderen niemanden gekannt. Es gab ein Gedränge bei der Bildung der Wohngemeinschaften. Dann wurden wir eingeteilt. Wir sind zu viert in ein Zimmer gekommen. Kaputt. Müde. Ich hatte nichts gegessen. Wir wurden gut empfangen. Es gab Butterbrot, zu trinken und zu essen. Ich habe nichts gegessen und nichts getrunken, weil ich nicht wusste, was das ist. Cola oder Saft in der Dose war nichts für mich, nein, das fasse ich nicht an. Brötchen mit Käse probiert, Käse mag ich nicht. Das andere war ein weißes Fleisch. Alle haben gesagt: „Passt auf, das ist Schweinefleisch.“ Meine Tüte blieb so original zu. Bei der Ankunft im Wohnheim haben wir auch was zum Essen bekommen. Aber alles trocken. Kaffeebohnen, Zucker. Was macht man mit Kaffeebohnen? Gar nichts. Muss man erst mal mahlen. Auf jeden Fall bin ich so ins Bett gegangen. Das war ein Mittwoch. Am Donnerstag kam das Essen aus der Fabrik ins Wohnheim. Riesentöpfe. In den Töpfen irgendein dunkles Fleisch, Kartoffeln und Apfelmus im Eimer.

Als alle davon genommen haben, bin ich zur Dolmetscherin gegangen und habe gefragt: „Wo ist Brot?“ „Es gibt kein Brot.“ „Wie soll ich dann ohne Brot essen?“ Ich hatte einen ganzen Tag nichts gegessen. Ich habe geweint. Wirklich. Wie ein kleines Kind. Das dunkle Fleisch war Sauerbraten. Das habe ich später erfahren. Das war etwas Besonderes. Aber was ist das? Dunkles Fleisch. Das Fleisch ist dunkel. Eine sagte aus Spaß, das ist von vor dem Krieg. Oder Reste vom Militär

oder irgendwie so. Sie machte Spaß. Und ich habe wie ein Kind geweint. Ich habe Kartoffeln ohne Beilage gegessen. Danach mussten wir sofort zum Fotografen. Wir brauchten Bilder für die Ausländerbehörde, um uns registrieren zu lassen. Das war alles spannend. Und ich war sehr neugierig. Dann haben wir 70 Deutsche Mark zum Einkaufen bekommen. Ich habe was zum Essen eingekauft. Am Freitag wurden wir mit einem Bus abgeholt und in die Fabrik gebracht. Wir wurden durch die Hallen geführt, alles wurde uns gezeigt. Das war der Anfang. Und der war nicht einfach, auch nicht für die Vorarbeiterin, so eine Gruppe in kurzer Zeit anzulernen. In der ersten Woche hieß es: Band laufen lassen, Band stoppen, Band laufen lassen, Band stoppen. Da ist schon ziemlich viel kaputtgegangen.

### Die Eingewöhnung

Es gab ein Jahr, in dem ich alles boykottiert habe. Ich war enttäuscht. Fabrik bedeutet Körperarbeit. Es war nicht einfach. Und jedes Mal so kaputt nach Hause zu kommen, diese Wohnheimatmosphäre, alles war nichts für mich. Ich habe alles boykottiert, die deutsche Sprache, egal was. Ich habe nur in meinem Zimmer gehockt, Briefe geschrieben

und gelesen, ein ganzes Jahr lang. Ich war wahrscheinlich noch nicht reif. Jedenfalls wollte ich mich nicht fügen. Das, was mein Vater mir gesagt hat, fand ich nicht vor. Die deutschen Frauen oder so. Ich hatte gar keinen Kontakt zu den Deutschen. Wir haben zum Beispiel versucht, von der Arbeit aus in Kontakt zu treten, aber es kam kein Kontakt zustande. Es war immer das gleiche Muster: Wir sind die Deutschen und du bist die Ausländerin, die hier reingekommen ist, die Migrantin, die hier arbeitet. Ein Beispiel: Ich habe in der Pause ein Buch gelesen, ein französisches Buch. Dann kam eine ältere Frau zu mir: „Ach, kannst du lesen? Oder nur buchstabieren?“ Habe sie nur angeguckt und mit dem Kopf geschüttelt. Was sollte ich darauf antworten? Ich habe alles verstanden. Ich konnte sehr schnell lernen, aber ich wollte nicht. Was wahrscheinlich mit einer Rolle gespielt hat, war, dass mein Vater einfach so gesagt hat: „Du kannst das schaffen!“ Wieso soll ich immer alles schaffen? Ich war die Älteste unter meinen Schwestern. Das hat vermutlich auch eine Rolle gespielt. Ich bin ein sensibler Mensch. Wenn ich merke, dass keine Gleichberechtigung herrscht, dann gibt es bei mir entweder Blockade oder Revolte. Eins von beiden. Entweder verkapsle ich mich oder revoltiere. Ich habe



Foto: Zineb Daoudi – Im elterlichen Garten





Foto: Zineb Daoudi – Im Wohnheim

tagelang niemanden ansprechen können. Das war Horror. Ich habe aber gutes Geld verdient. Ich konnte mir alles leisten. Ich habe vom Chef Geschenke bekommen. Trotzdem war ich froh darüber, dass die mir gesagt haben, das wird zu teuer für sie. Somit konnte ich etwas anderes suchen. Aber Detmold war zu klein. Und ich war dort alleine. Ich habe dann noch ein Monatsgehalt dazubekommen und mein Umzug wurde von der Firma finanziert. Das war alles okay. Zunächst habe ich mir in Bilk, Düsseldorf, ein Zimmer unter dem Dach gemietet und danach habe ich bei einer deutschen Familie gelebt. Ich ging wieder zur Schule und finanzierte meinen Unterhalt als Packerin. Als Packerin habe ich etwa sechs bis acht Wochen gearbeitet. Dann wurde eine Mitarbeiterin in der Rechnungsabteilung krank. Die habe ich dann vertreten. Das war alles okay. Ich konnte alles. Und ich sollte bleiben, in der Verwaltung.

Sechs Jahre bin ich in dieser Rechnungsstelle geblieben. Das Unternehmen hieß Horten. Das waren sehr gute Erfahrungen. Das war mein Kontakt zur deutschen Gesellschaft. Vorher nicht. Vorher war ich im Heim mit Migrantinnen. Man kommt, man geht, arbeitet, verdient Geld und fertig. Integration war nicht gefragt. In diesem Betrieb habe ich Kontakt zu den Deutschen bekommen und habe dann sehr viel gelernt, sehr viel über die deutsche Frau gelernt, Negatives und Positives, wie die Frauen in solchen Betrieben ausgebeutet werden. Richtig. Ich hatte die Rolle der Beobachterin, aber ich war auch selbst betroffen. Ich musste mehr tun als die anderen, damit ich akzeptiert wurde. Gut. Sechs Jahre lang. Dann habe ich von heute auf morgen gesagt: „Tschüss.“ Ich habe nicht gekündigt, habe einfach einen Flug nach Marokko genommen. Die haben in der Firma zwei Monate auf mich gewartet. Ich hatte drei Abteilungen anstatt einer bedienen müssen. Rechnungen annehmen, prüfen, begleichen und und und, alles kaufmännische Sachen. Das war okay, es waren logische Dinge, aber zu viel. Und das war nicht mehr tragbar. Dann habe ich gedacht: „Nein, ich bin eine Marokkanerin. Ich komme aus einem islamischen Land.“ Und oft wurde ich beleidigt als Kameltreiberin oder, oder, oder. Oder ich könnte verkauft werden oder so. So. Dann gehe ich dahin, wo ich hingehöre. Und es ist tausendmal besser als so ein Leben.



Foto: Zineb Daoudi – 1994: Daoudi und Geschäftsführer G. Kurth: Besprechung im Plenum des IB in Frankfurt/AM

mich für das Erste entschieden. Ich habe in meiner Freizeit nichts gemacht, ein ganzes Jahr lang. Und das war auch gut so. Ich bin in diesem Jahr zur Ruhe gekommen. Das habe ich gebraucht. Kein Stress. Ich war vom ersten Tag an sehr neugierig. Habe oft meine Handtasche genommen und bin durch den Ort gezogen, mir die Häuser und die Straßen angeschaut, die Vorgärten angeschaut. Wie gut und ordentlich sind die? Dabei habe ich mich gefragt: „Warum sind die Leute hier so ordentlich?“ Oder Denkmäler besichtigt. „Was heißt das? Ist das jetzt ein religiöses Denkmal? Oder ein Kriegsdenkmal?“ Ich war wirklich sehr neugierig.

Als ich meine Situation akzeptiert hatte, begann ich intensiv Deutsch zu lernen. Sie haben uns einen Lehrer ins Heim gebracht. Ich habe da keine Lektion ausgelassen. Ich habe aber auch alleine gelernt, übersetzt, Französisch, Englisch. Erst ein wenig und dann immer mehr. Dann war da noch Barbara. Sie hat mich gefördert und zur Schule gebracht, auch spät am Abend. Sie hat mich abgeholt und wieder ins Heim gebracht. Sie war wirklich ganz, ganz nett und hilfsbereit. Mit ihrer Hilfe habe ich mich als Übersetzerin beworben. Ich bin nicht direkt von der Fabrik zur Sozialarbeit, sondern ich wollte damals Übersetzerin werden oder irgendwas anderes machen. Nur nicht in die Fabrik. Meine erste Arbeit als Übersetzerin war damals in Detmold. Eine Firma, die mit Libyen zusammengearbeitet hat. Die Geschäftsleitung bestand aus einem Deutschen und einem Libyer. Das war im Sommer 1978. Das ging allerdings nur vier Monate. Dann haben sie mir gesagt, es wird für die Firma zu teuer, meine Stelle mitzutragen. Ich habe aber die wichtigen Unterlagen übersetzt. In Detmold war ich vollkommen alleine. Das war Wahnsinn. Ich hatte

Schlafstörungen, Essstörungen, was weiß ich nicht was. Und es war immer noch nicht gut. Also, die deutsche Frau hat in vielen Bereichen wirklich viel zu leiden. Ja, eine bestimmte Schicht, die leidet. Die müssen sich behaupten, die müssen vieles mit sich machen lassen. Die Qualifikation muss stimmen. Alles muss top sein. Ich war einfach weg. Dann wurde ich gekündigt. Gegen diese Kündigung wollte ich klagen, pro forma. Ich wollte gar nicht in die Firma zurück. Da habe ich die Arbeiterwohlfahrt kennengelernt.

#### Die AWO (Arbeiterwohlfahrt)

Aber anstatt sich meiner Klage, meinem Problem anzunehmen, haben die gesagt: „Wir brauchen dich.“ So. Das war 1984. So bin ich dann zur Sozialarbeit gekommen. Wir brauchen dich. Aber wofür? Wir hatten Gruppen, Kinderbetreuung und Nachhilfe für die Kinder. 1984, in dieser Zeit ist der Familiennachzug stark angewachsen. Da mussten die Frauen alphabetisiert werden, Sprachkurse, Handarbeitskurse angeboten werden. Die Frauen sollten raus aus der Isolation. Ein Jahr lang habe ich Nähkurse organisiert und begleitet. 1985 wurde ich offiziell angestellt und bekam eine Grundausbildung für Sozialberatung. Bildung war überhaupt der Grund, weshalb ich nach Deutschland gekommen bin. Ich wollte mich weiterbilden. Ich konnte mit den Abschlüssen und den schulischen Kenntnissen, die ich in Marokko erworben hatte, schnell mein Fachabitur machen. Allerdings musste ich zwei Jahre richtig ackern, weil mir ein Jahr, in dem ich in Marokko sitzen geblieben war, nicht angerechnet wurde. Aber schön. In jedem Brief von meinem Vater war die Frage: „Wie weit bist du?“ Am Anfang, damals gab es keine direkte Telefonverbindung. Alles lief über Briefe. Und wenn es mal ein Telefonat gab, auch wieder die Frage: „Wie weit bist du?“ Immer wieder dieses „Wie weit bist du?“ Bildung war ein großes Thema. Ich habe mir gedacht, das ist das wenigste, was ich machen könnte. Das habe ich nebenbei gemacht, neben meiner Arbeit in der Fabrik, in der Abendschule. Es war sehr anstrengend. Ich bin erst um 22.00 Uhr, 22.30 Uhr nach Hause gekommen. Und wenn ich Frühschicht hatte, musste ich um 5 Uhr aufstehen.

Eine große Hilfe für mich war Barbara, die ich nach vielen Jahren wieder getroffen habe. Sie war für mich ein Vorbild aus der Zeit der Studentenbewegung. Sie hat mich unterstützt, weil sie gesehen hat, dass ich etwas erreichen wollte. Ich brauchte in dieser schwierigen Zeit Schutz. Und den hat sie mir geboten.

#### Wiedersehen mit Barbara

Wie es der Zufall will, hat ihre Freundin von der Sendung im WDR erfahren. Barbara war sich nicht sicher, ob ich es war, von der die Rede war. Wir hatten uns beide gesucht und nicht gefunden. Wir waren beide in Düsseldorf und haben dort im Rathaus verkehrt, sind durch die gleiche Tür rein- und rausgegangen. Ich war bei der SPD im Frauenausschuss und sie bei den Grünen, auch in irgendwelchen Ausschüssen. Ich dachte, sie wäre ausgewandert, nach Südamerika und engagiert sich dort für Frauenrechte. Und sie dachte, ich wäre wieder in Marokko, verheiratet, mit vielen Kindern. Bei unserem

Treffen sind Tränen geflossen. Danach haben wir viel gelacht, auch darüber, wie wir übereinander gedacht haben. Sie sagte: „Nein, ich bin ängstlich, ich habe nicht den Mut, weit weg irgendwohin zu fahren und dort zu leben.“

#### Der Bereich Sozialberatung

Meine Arbeit war die klassische Sozialberatung. Wenn es etwas Rechtliches war, sollten die Leute weitergeleitet werden, wenn es eine Jugendamtssache war, ebenfalls und so weiter. Ich habe viel gelernt. Ich hatte die Mentalität des erhobenen Zeigefingers. Ich habe am An-



Foto: Zineb Daoudi – 1975: Besuch einer Freundin aus ihrer Gruppe in Holland





Foto: Zineb Daoudi – 2000: Bei ihrer Tätigkeit als Beraterin

fang die Leute immer gemäßregelt. Für mich war es unverständlich, wenn ein Mann zu mir kam und sagte: „Meine Frau hat im Treppenhaus jemanden angelächelt oder guten Tag gesagt und deshalb wird sie verstoßen.“ Ich hatte überhaupt keine Hemmungen gegenzuargumentieren. Das war für mich selbstverständlich: „Wo leben wir denn? Was soll das?“ oder so. Dann habe ich das in der Grundausbildung gelernt, was Beratung und was Sozialberatung ist. Also Orientierung, Begleitung und so weiter. Meine Ausbildung bestand aus Sozialarbeit. Dazu kam Gesprächsführung, Selbsterfahrung und so weiter. Ich habe alle Angebote an Weiterbildung mitgemacht. Das sind die Phasen, die meine Arbeit bestimmt haben. Von 1985 bis 1990 habe ich das erste Projekt geleitet: Soziale und berufliche Integration von marokkanischen Frauen und Mädchen. Der überwiegende Teil meiner Klientel waren Nordafrikaner. Anfangs hatte ich mir erlaubt, Anwälte anzurufen und zu fragen: „Wie kommen Sie darauf, so einen Menschen zu vertreten, bei einer Sache, die ungerecht ist?“ Ich hatte oft solche Gespräche geführt. Es war eigentlich theaterreif. Aber für mich war es ernst. Ich habe angerufen und gefragt: „Sie sind Herr so und so oder Doktor so und so und Sie vertreten diese Sache? Die hat weder Hand noch Fuß. Da ist nichts.“ Und so weiter. Zu der Zeit waren die Frauengruppen, die ich geleitet habe, für meine Arbeit sehr wichtig. Ich wollte den Frauen oder den Familien (über die Frau ist dann die Familie zu erreichen) zeigen, wo sie sind, wie die Leute über sie reden und denken. So lernen sie, damit umzugehen. Oft hatte ich das Gefühl, nicht verstanden zu werden. Also habe ich Texte übersetzt und an Mütter verteilt, erklärte, wie die Leute über sie reden, dass die Kinder nur auf der Straße sind, oder dass eure Kinder kein Gemüse essen und verwarflos sind: „Sind eure Kinder so? Wollt ihr etwas daran ändern?“ Das war mir sehr wichtig, dass der Mensch weiß, wo er ist und wie über ihn gedacht und geredet wird. Diese Aufklärungsarbeit in der Familienberatung war ein Schritt zur Integration. Und es war sehr viel Aufklärungsarbeit nötig, sehr viel. Mir hat sehr viel daran gelegen, dass die Leute aufgeklärt sind. Bei den Männern hat mich, als kleine zierliche Frau, keiner ernst genommen. Bei den Frauen konnte ich laut reden und sagen, hier und das und jetzt.

Trotzdem ist es nach meinem Verständnis sehr schleppend vorangegangen. Sehr schleppend. Zum Beispiel hatten wir Sprechstunden. Die Frauen kamen aber außerhalb der Sprechstunde. Damit keiner sie sieht. Ich hatte dauernd Sprechstunde gehalten. Meistens habe ich von dem Problem erst erfahren, wenn die Frauen schon im Frauenhaus oder im Krankenhaus waren oder die Kinder schon irgendwo auf der schiefen Bahn gelandet waren. Dazu kam die Schwierigkeit, dass meine Arbeit von den Männern der ersten Generation nicht gern gesehen war. Die empfanden es als Anstiftung, wenn ich ihren Frauen Ratschläge erteile. Wenn Töchter oder Söhne, die im Alter von 13, 14 Jahren eingewandert sind, in der Pubertät waren und ein, zwei Jahre später von zuhause abgehauen sind, gaben sie uns die Schuld, oder wenn die Frau ins Frauenhaus geht oder im Krankenhaus landet, auch da sollten wir, die Sozialarbeiter, dafür Verantwortung tragen.

Es gab aber auch andere Beispiele, wie der Fall einer jungen Frau, die in Marokko zur Schule ging und dann mit den Eltern hierher kam. In der Familie gab es viele Kinder. Diese junge Frau war damals 15 Jahre. Sie hatte bis zu ihrer Ausreise in Marokko die Schule besucht. Sie war ein sehr selbstbewusstes Mädchen, richtig stolz und selbstbewusst. In ihrer Familie gab es vermutlich niemand, der ihr widersprochen hat. Also, sie vertrug keine Kritik und war in einer Phase der Persönlichkeitsentwicklung. Dieses junge Mädchen hatte dann ihre Lehrerin richtig verprügelt wegen irgendetwas, keine Ahnung was. Da mussten wir vermitteln. Also war eine Mädchengruppe unerlässlich. Lernen über Probleme zu reden, dass wir uns gegenseitig kritisieren und dennoch respektieren. Dass diese Mädchen erfahren, was geht und was nicht geht.

Da gab es auch junge Frauen mit kleinen Kindern, die von ihren Männern verlassen wurden. Die Ehemänner lebten hier und hatten sich ein paralleles Leben aufgebaut, hatten ihre Beziehungen. Und dann, auf einmal, kam die Ehefrau mit Kindern, die der Ehemann nur noch aus dem Urlaub kannte. Dann wurden diese Frauen mit den Kindern verlassen. Junge Frauen, die ja weder lesen noch schreiben konnten. Die brauchten Alphabetisierungskurse, Deutschkurse, Kommunikationskurse. Das alles hatten wir in der Sozialberatung organisiert.

Wir wurden alarmiert, dass eine Frau mit kleinen Kindern verlassen worden war. Sie hatten nichts zu essen. Die Kinder waren klein, vierjährig, dreijährig und ein etwa sechsmonatiges Baby. Es waren ganz kleine Kinder. Es waren noch drei Kinder, die ein wenig älter waren, acht, neun und elf in etwa. Und diese Familie hatte nichts, gar nichts. Wir wurden angerufen, wir sollten hin. Ich bin ganz schnell hin. Ich hatte ein Dienstauto. Habe das Elend gesehen. Die Frau konnte kein Arabisch, kein Deutsch. Sie hat mir ihre Küche gezeigt, die kleinen Kinder. Das Baby hatte ein bisschen Saft in einer Flasche. Total verkommen. Solche Einsätze hatten wir öfter. Wir mussten für die Familie ganz schnell einen Antrag beim Sozialamt stellen, damit sie sofort Geld für den Lebensunterhalt bekamen, damit die Kinder etwas zu essen bekamen. Es gab aber auch Situa-

tionen, wo wir selbst, von unserer Tasche, was ausgegeben haben, für das, was die Kinder brauchten: Milch, Butter, Vollkornbrot, Brot, Kartoffeln, Apfelsinen. Es gab Situationen, wo wir einen Eilantrag beim Sozialamt gestellt haben, damit die Miete und der Strom bezahlt werden konnten.

Ein weiterer Bereich unserer Arbeit bestand darin, Migrantinnen separat auszubilden oder auf eine Ausbildung vorzubereiten. Damals gab es viele Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, gut ausgebildete Menschen, die eine Maßnahme absolvieren mussten. Aber auch von marokkanischer Seite gab es Frauen, die ein gewisses Bildungsniveau hatten und nicht wussten, wohin. So entstand die Idee, die Migrantinnen separat erst mal auszubilden und dadurch eine Orientierung zu bekommen. So. Und dass wir sie dann, mit so einer Maßnahme von einem Jahr oder sechs Monaten, weiterleiten. Wir hatten direkt die Finanzierung für vier Jahre bewilligt bekommen. Das war die Chance auf eine feste Institution.



Foto: Zineb Daoudi – Engagiert bei der Arbeit

Zum Schluss kam die Ausbildung als Mediatorin. Ich bin Mediatorin und Ausbilderin geworden.

### Der Ruhestand

Jetzt bin ich in Rente und arbeite ehrenamtlich weiter. Die Hilfesuchenden geben einem was zurück. Allein sie glücklich zu sehen macht viel aus. Das hat mir sehr geholfen. Ich habe erfahren, dass meine Leute mich brauchen und ich ihnen auch was geben kann. Einen Ort, wo sie über ihre Sachen sprechen, wo sie sich austauschen können, wo sie auch hin und wieder eine Maßnahme, eine Fortbildung bekommen können.

Jedenfalls habe ich in all den Jahren eines gelernt: dass die Menschen nur dort anzutreffen sind, wo sie gerade stehen. Man muss mit den Menschen in der Sprache sprechen, die sie verstehen. Man muss den Menschen ein Vertrauensgefühl geben. Um sie zu treffen, muss man dort hingehen, wo die Leute sind.



## PASSPORT



Mohammed Assila

- ◆ Geboren in Rabat ◆
- ◆ Lehrer ◆
- ◆ BRD seit 1986 ◆

## „Meine kurze Biographie“

Mohammed Assila reflektiert in seinem Beitrag das Thema der Selbstdarstellung und seinen persönlichen Werdegang. Er nimmt dabei zu sich selbst die Stellung des Fremden im Sinne Alfred Schützes ein, der sich selbst von außen betrachtet und dabei den Versuch einer objektiven Selbstdarstellung unternimmt. Auf diese Weise macht der Autobiograph das Biographische zum Gegenstand eines inneren Aushandlungsprozesses und findet damit einen spannenden Einstieg für die Selbstdarstellung.

Es ist nicht einfach, über sich selbst zu schreiben. Eine Biographie zu schreiben bedeutet, sich selbst zu beschreiben: Du bist ein Spiegel für dich selbst. Für diese Aufgabe muss man sich selbst kennen. Ich muss in diesem Rahmen meine Befindlichkeiten bewusst darstellen und ans Licht holen, bearbeiten und eine Reise in die Vergangenheit antreten.

Wenn man Dinge klärt, sich ihrer bewusst wird, führt dieser Prozess natürlich zu einer „Reinigung“ sowie zu einer Erleichterung. Ich lasse die Leser in meine geschlossene Welt eintreten und lasse eine Last der Seele auf dem Papier zurück. Durch diese Klärung wird meine Vergangenheit und Zukunft erst möglich. In dieser Darstellung meiner Biographie stelle ich mir die Frage, ob ich wirklich schreibe, was ich denke. „Verschweige ich Wahrheiten? Bin ich ehrlich mit mir selbst und mit den anderen?“

Ich heiße Mohammed Assila. Geboren wurde ich in Rabat, am 27. Mai 1963. Ich wuchs in einer liebevollen Familie zusammen mit sechs Geschwistern auf. Als ältester Sohn wurde ich früh mit der Übernahme von Verantwortung betraut. Ich habe meine Geschwister sogar gemeinsam mit meinen Eltern erzogen. Ich habe diese Position genossen. Ich half sogar den Kindern unserer Nachbarn, ihre schulischen Aufgaben zu verstehen und sie selbst zu lösen. Ich bekam das Vertrauen und den Segen von deren Eltern. Meine Mutter war sehr stolz auf mich und mein Vater blickte hochmütig auf die Erfolge seiner Erziehung.

Eines Morgens wachte ich auf, zog meinen Anzug an. Mein Vater stand neben mir und versuchte seine Tränen zu verstecken. Zum

ersten Mal sah ich meinen Vater weinend vor mir stehen. Er zog seine Gebetskette hervor und steckte sie mir liebevoll in die Hosentasche, während meine Mutter mein Lieblingsgebäck in eine Plastiktüte einwickelte. „Die Gebetskette ist für die Stärkung der Seele und das Gebäck für die Stärkung des Körpers!“, bemerkte meine Schwester, um diese verspannte Abschiedsatmosphäre zu lockern.

Meine Familie umarmte mich an diesem Sommertag des Jahres 1986 und wir nahmen Abschied voneinander!

Am 16.08.1986 landete die Maschine sicher am Düsseldorfer Flughafen. Der Flug dauerte drei Stunden. Es war eine transzendente Reise, im weitesten Sinne des Wortes. Alle Erinnerungen meiner Kindheit und Jugend stiegen mit zunehmender Flughöhe in mir auf und ich versuchte sie sanft mit meiner Flugangst zu verjagen.

Ab diesem Tag wurde mir bewusst, wie wichtig die deutsche Sprache ist. Ich habe sie in Marokko vor meiner Reise am Goethe-Institut gelernt. Mit meinem einfachen Deutsch konnte ich den Wachmann nach meinem verlorenen Gepäck fragen und es wiederfinden. Stolz, wie mein Vater auf mich, umarmte ich meinen Koffer und stieg in ein Taxi, das mich zum Hotel fuhr.

Drei Jahre, von 1986 bis 1989, habe ich beim marokkanischen Generalkonsulat in verschiedenen Abteilungen gearbeitet. Dort konnte ich Einblicke in die Integrationsproblematik meiner Landsleute gewinnen. Diese Einblicke waren für mich Erkenntnisse, die mich meinen gesamten Weg begleitet haben.



Foto: Mohammed Assila – Tanger, Marokko

Im August 1989 trat ich eine Stelle an einer Grundschule in einem sozialen Brennpunkt an. Ich freute mich riesig, endlich konnte ich meinen Beruf und meine Berufung ausüben. Ich stellte mir meine Aufgabe leicht vor: Ich sollte den Kindern die arabische Sprache beibringen. Ich habe der Tatsache Rechnung getragen, dass es nicht gleichgültig ist, diese Kinder, sogenannte Kinder mit Migrationshintergrund, in einer fiktiven arabischen bzw. marokkanischen Sprachwelt zu erziehen. Ich habe diese muttersprachliche Kompetenz der Kinder als mögliche Identifikation mit der eigenen Herkunft und Kultur sowie als Fundament des Erlernens der deutschen Sprache betrachtet.

Ich nahm von Anfang an verschiedene Rollen ein: Lehrer, Erzieher, Freund, Vorbild, Beurteiler, Kollege, Wegweiser und Mitgestalter des Schullebens. Diese Rollenvielfalt sorgte für Abwechslung und ich konnte mit dem Erreichten die versteckte und sichtbare Gefahr der Überforderung überwinden.

Während der ersten Schulwochen konnte ich verschiedene Elternabende organisieren. Die Erreichbarkeit dieser Familien galt und gilt immer noch für mich als wichtiges Element einer professionellen und fürsorglichen pädagogischen Arbeit.

Am Rande eines Elternabends waren es folgende, eindringliche Worte meines damaligen Schulleiters, die er an mich richtete: „Sie sind für unsere Schule sowie für unsere Gesellschaft ein Gewinn!“ An diesem Elternabend nahmen über dreißig Väter teil. Der Schulleiter trank an diesem Abend mit uns Tee und lobte mich. In demselben Schuljahr feierte unsere Schule das Sommerfest. Ich mobilisierte die

Eltern meiner Schülerinnen und Schüler und konnte uns damit, weit weg von einem gut folkloristischen, in den Köpfen vieler Menschen etablierten Ansatz, sehr gut positionieren. Als Symbol der konstruktiven Zusammenarbeit der marokkanischen Eltern mit der GGS Sandheide und der Kommune pflanzten wir einen Apfelbaum. Dieser wuchs mitten in unserer Schule, gemeinsam mit unserer Schülerschaft und spendete in den sonnigen, warmen Tagen Schatten. Er steht immer noch als Bekenntnis dieser Kooperation und Erinnerung dieser Freundschaft.

Schmerzlich musste ich an einem Elternabend den endgültigen Abschied von meiner Tante, die mich aufgezogen hatte, nehmen. Sie war mit ihrer Tapferkeit und Weisheit ein Leuchtturm für uns alle. Konsequenter, nachsichtiger sowie geradlinig. Sie erzählte uns im Winter spektakuläre Geschichten und hustete immer dabei. Sie hatte ein Stimmbandproblem. Ich hasste diesen Husten, da meine Tante dabei ihre Erzähl- und Kreativkraft verlor. Ich wurde von meinem Onkel angerufen: „Wahrlich, wir gehören Allah und zu ihm kehren wir zurück.“ Ich wusste sofort, dass dieser Spruch meiner Tante galt. Sie war gesundheitlich sehr angeschlagen. Das Spannungsverhältnis zwischen meinem Leben hier und meiner Heimat dort wurde mit dem Verlust meiner Tante sichtbar und erlebbar. Ich wusste in diesem Moment, dass es verschiedene Arten von Heimweh gibt, die sich aufgrund von unterschiedlichen erlebbaren Kontexten miteinander austauschen und deswegen verändern. Heimat bedeutete für mich Aufbruch und die damit verbundenen Gefühle. Ich fand Trost in einer Moschee am Rand der Stadt. Ich weinte leise und betete laut.



## PASSPORT



Mohammed Akhardid

- ◆ Geboren in Neknafa
- ◆ Provinz Essaouira / Marokko ◆
- ◆ BRD seit 1970
- ◆ Sozialarbeiter ◆

## „Eigentlich wollte ich nur meinen Onkel besuchen.“

Mohammed Akhardid wollte eigentlich nur seinen Onkel besuchen, doch der vermittelte ihm gleich eine Stelle. Nun stand er in einer niederländischen Fabrik und musste die schlechten Eier sortieren, während das Band in einer atemberaubenden Geschwindigkeit lief. Nach einigen Minuten stellte er fest, dass er mehr Eier gesehen hatte, als er in seinem ganzen Leben essen würde. Er stellte schnell fest, dass er als Fabrikarbeiter nicht glücklich werden würde und zog nach Deutschland. Dort fing er an als Delikatessenverkäufer zu arbeiten und studierte Soziologie.

**Sommer 1970: Ausreise aus Marokko**

Deutschland war für mich nicht das Zielland, als ich im Juni 1970 aus Marokko ausgereist war, sondern die Niederlande. Dort wollte ich an einem internationalen freiwilligen Jugenddienst teilnehmen und bei der Gelegenheit ein paar Tage zu Besuch bei einem Onkel verbringen, der seit Beginn der 60er Jahre in einem Vorort der Stadt Amsterdam lebte und arbeitete.

Ausschlaggebend für meinen Entschluss ins europäische Ausland zu reisen, war eigentlich die Tatsache, dass ich nach dem Abi unbedingt Soziologie studieren und kein anderes Studium in Rabat, der Hauptstadt Marokkos, aufnehmen wollte.

Nur wurde zu dem damaligen Zeitpunkt leider die philosophische Fakultät wegen studentischer Unruhen bis auf Weiteres geschlossen und somit sah ich keine Möglichkeit, im Heimatland mein Wunschstudium zu realisieren. Der Lehrstuhl für Soziologie war damals in dieser Fakultät angesiedelt. Somit waren die Ausreise aus Marokko und die Teilnahme an einem internationalen Workcamp für mich ebenfalls mit der Suche nach einem Studienplatz für Soziologie an einer Universität im europäischen Ausland verbunden. Deutschland

war allerdings schon Thema während der Abi-Prüfung, ohne zu ahnen, dass dieses Land später mein zweites Heimatland werden würde. So hatte ich mich entschieden, in Erdkunde und Geschichte Deutschland betreffende Prüfungsfragen schriftlich zu beantworten.

**Teilnahme an einem internationalen freiwilligen Jugenddienst in Holland**

Die Anmeldung zur Teilnahme an einem internationalen freiwilligen Jugenddienst in einem westeuropäischen Land und die erfolgte schriftliche Zusage vom Organisator der betreffenden internationalen Jugendbegegnung machte mir damals den Weg frei, um legal aus Marokko auszureisen. Die marokkanische Passbehörde stellte einen Reisepass aus und verlangte nur die Einwilligung der Eltern, falls der Antragsteller noch minderjährig war. Damals galt man bis zum Erreichen des 21. Lebensjahres noch als minderjährig. Kosten für die Unterbringung und Verpflegung für die Dauer von drei Wochen gingen zu Lasten des Organisators des freiwilligen Jugenddienstes. Teilnehmerinnen und Teilnehmer verpflichteten sich, im Bereich Gemeinwesen ein paar Stunden am Tag ohne Bezahlung abzuleisten.

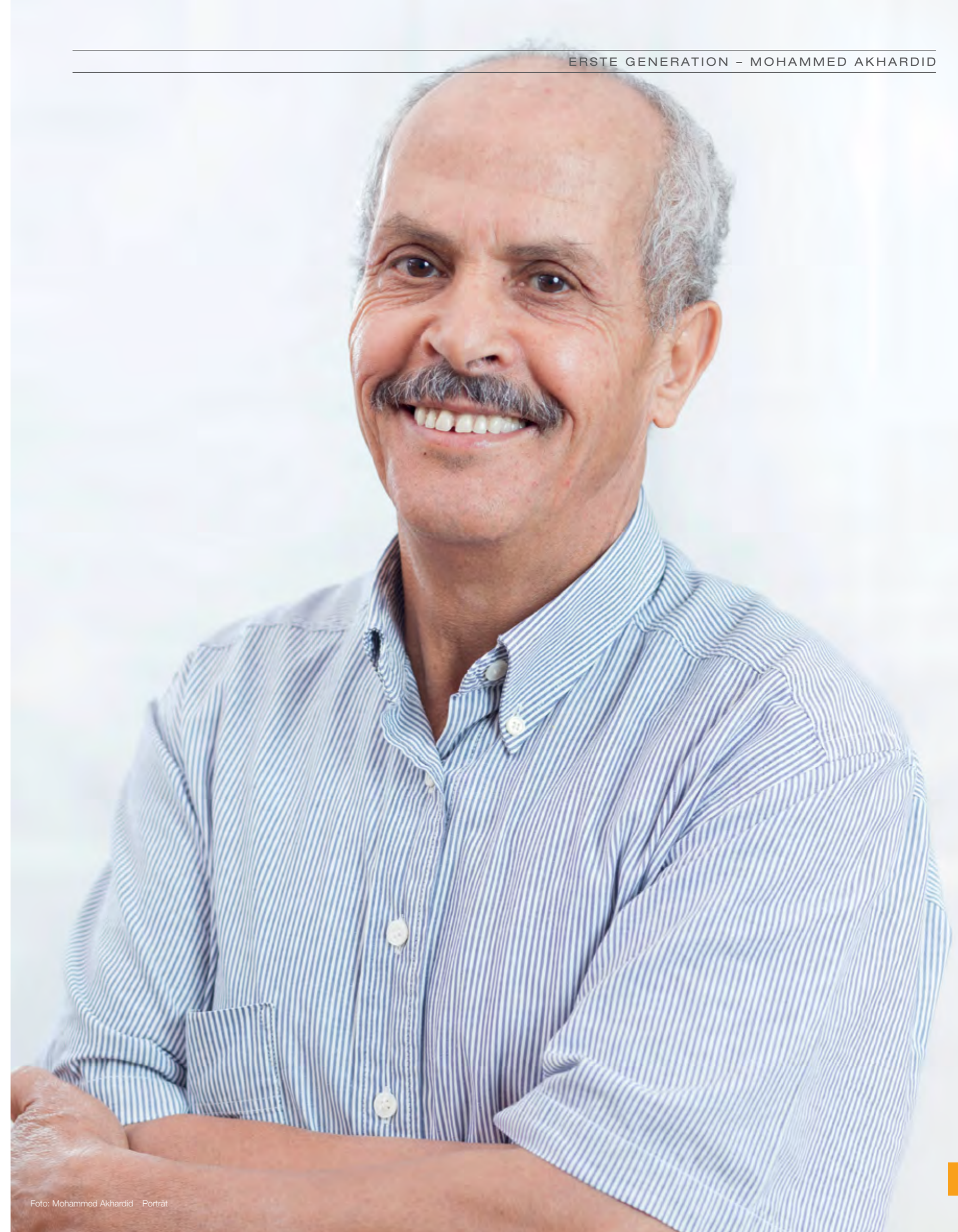


Foto: Mohammed Akhardid – Porträt





Foto: Mohammed Akhardid – Einzige Quelle für Nachrichten aus der Heimat, 70er Jahre

Ich bin diesen Weg gegangen, der mich ohne nennenswerte Probleme Anfang Juni 1970 in einen Vorort der großen Stadt Amsterdam geführt hat.

Die Teilnahme an dem freiwilligen Jugenddienst war für mich eine positive Erfahrung, über die Entdeckung Europas hinaus. Teilgenommen mit mir an diesem Workcamp hatten Jungs und Mädchen im Alter zwischen 17 und 21 Jahren aus verschiedenen Ländern und Kontinenten. Dort hatte ich meine ersten Begegnungen und Erfahrungen mit jungen Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen. Die Vielfalt der Sprachen sowie der sozialen Herkunft der Teilnehmerinnen und Teilnehmer hat mir sehr gut gefallen. Von Vorteil für mich war, dass ich mehrsprachig aufgewachsen bin und mir in der Schule sehr gute Sprachkenntnisse in Französisch und Englisch angeeignet hatte.

Die gemeinsam im Camp verbrachten drei Wochen sind für uns danach in guter Erinnerung geblieben und führten zur Schließung von echten Freundschaften. Wir hatten viel Spaß gehabt, sowohl während der Arbeit, die wir im Bereich Gemeinwesen erledigen sollten, als auch in der Freizeit. Bei der Gartengestaltung eines Parks der Gemeinde leisteten wir unter der Anleitung eines Fachmannes ansehnliche Arbeit.

#### Kurzer Aufenthalt in Amsterdam

Als der Aufenthalt im Camp an einem Freitag zu Ende ging, habe ich mich auf den Weg zu meinem Onkel gemacht, der in einem Vorort von Amsterdam namens Zaandam mit Landsleuten zusammen in einer WG wohnte. Dort wurde ich aufgenommen und durfte erst mal bleiben. Zu meinem Erstaunen durfte ich ein paar Tage später in der Eierfabrik arbeiten, wo mein Onkel sowie die meisten aus der WG arbeiteten. Das hatten mein Onkel und seine Freunde mit der Firma zusammen eingefädelt und ich hatte damals absolut keine Ahnung von der Arbeitswelt in Europa gehabt bzw. etwas gewusst oder gehört von „Schwarzarbeit“.

Ich hatte eingewilligt, da ich in den Sommerferien arbeiten gehen und Geld sparen wollte. Absolute Priorität war für mich, mich so bald wie möglich an einer Uni einschreiben zu lassen und mit dem Soziologiestudium zu beginnen. Nur in welchem Land das sein sollte, darüber hatte ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Vorstellung.

Noch in den Sommerferien kam mein Onkel auf die Idee, seinen in Bonn lebenden Bruder zu besuchen und mich auf die Reise mitzunehmen. Ich hatte mit voller Freude meinen Rucksack rausgeholt und meine Sachen gepackt. Diesen Onkel aus Bonn hatte ich als Kind in guter Erinnerung und sehr lieb gehabt. Er hat damals bei den *Amis* in einer amerikanischen Kaserne als Koch gearbeitet. Die ersten, damals für uns Kinder sehr begehrten blau-weißen Turnschuhe hat er mir geschenkt. Marokko hat er Ende der 50er Jahre verlassen und sich seitdem in der Heimat nicht blicken lassen. Für mich galt er, als er in Marokko noch lebte, als sehr wohlhabend. Er hat sogar ein Auto gefahren.

#### Amsterdam verlassen/Ankunft in Bonn

Die Ankunft in Bonn war an einem Samstag. Der Empfang in der Familie von meinem Onkel war sehr herzlich und für mich beeindruckend. Wir wussten in Marokko schon, dass er eine deutsche Frau mit brasilianischen Wurzeln geheiratet und mit ihr vier Kinder hat. Das fünfte Kind war gerade zwei Tage vor unserem Eintreffen in Bonn geboren.

Meine beiden Onkel haben miteinander über meinen weiteren Verbleib geredet und dies unter sich so geklärt: Ich darf aussuchen, ob ich in Bonn bleiben möchte oder mit meinem Onkel aus Amsterdam zurückfahre.

Die Wahl war für mich leicht zu treffen. Ich habe mich für den Verbleib in der Familie von meinem Onkel entschieden, wegen der Kinder, die mich sofort ins Herz geschlossen hatten. Ich selbst bin auch immer gut zurecht mit Kindern gekommen als Kind und auch



Foto: Mohammed Akhardid – In der Grundschule, unterste Reihe, 4. von links

später als junger Mann bzw. heute ebenfalls. Ich ahnte schon, dass wir sehr viel Spaß miteinander haben werden, bei Spielen und Spaziergängen an Wochenenden. Heute noch erinnern wir uns daran, wenn wir uns gelegentlich treffen. Ich hatte damals erwartet und auch damit gerechnet, dass ich von ihnen die für das spätere Studium benötigte Landessprache Deutsch schnell und korrekt lernen würde. Kinder sind bekanntlich die besten Lehrer für den mündlichen Erwerb einer fremden Sprache durch Erwachsene. Sie korrigieren engagiert die Aussprache sowie Fehler bei der Satzbildung und mokieren sich nicht darüber.

#### Verbleib in Bonn

Mein Onkel aus Amsterdam war nach ein paar Tagen Besuchszeit in Bonn allein ohne mich nach Hause zurückgefahren. Unmittelbar danach habe ich angefangen zu planen, wie ich meinen Aufenthalt in Deutschland befestigen kann, nach Ablauf von drei damals visumsfreien Monaten. Gute Chancen hatte ich damals, als noch Arbeitskräfte aus Marokko angeworben werden durften. Mein Bonner Onkel hat mir nach ein paar Tagen Arbeit in einem Lebensmittelgeschäft namens „Spanischer Garten“ besorgt. Nach ein paar Wochen Probezeit in diesem exotischen Lebensmittelladen händigte mir der Chef einen Arbeitsvertrag aus, mit dem ich zurück nach Marokko/Rabat gefahren bin, um dort die Formalitäten bezüglich der Beantragung und der Erteilung des Arbeitsvisums zu erledigen.

Im Februar 1971 reiste ich aus Marokko erneut in die Bundesrepublik ein, diesmal mit einer Arbeits- bzw. einer Aufenthaltsgenehmigung. Somit gehöre ich, mit Stolz erfüllt, zu der ersten Generation von nach Deutschland immigrierten Marokkanern, die gemeinsam mit Deutschen und anderen Gastarbeitern, beispielsweise aus Italien, Spanien, Portugal, Tunesien und Griechenland, Deutschland nach dem Krieg wieder aufgebaut hatten.

#### Aufnahme einer Erwerbstätigkeit in Bonn

Nach der Wiedereinreise im Februar 1971 habe ich im Feindeligkatessenladen „Spanischer Garten“ das ganze Jahr voll gearbeitet und die Gelegenheit gehabt, meine Deutschkenntnisse beim Bedienen von deutschen Kunden zu vertiefen. Der „Spanischer Garten“ war im Bonner Diplomatenviertel Bad Godesberg eine gute Adresse für Feinschmecker aus dem In- und Ausland. Dort war für mich ebenfalls fortlaufend die Gelegenheit gegeben, mit Angehörigen von diplomatischen Diensten, die Stammkunden waren, Arabisch, Französisch oder Englisch zu sprechen. Der „Spanischer Garten“ war kein Selbstbedienungsladen. Die meist aus dem Ausland importierte Ware, wie z. B. Gemüse und Obst, wurde meist nicht abgewogen und/oder verpackt zum Kauf angeboten. Die Kunden stellten hohe Ansprüche bzgl. der Qualität der Ware und zahlten dementsprechend hohe Preise. Stammkunden wollten ausführlich beraten werden und ihre vielen Fragen nach der Zubereitung und dem Verzehr von den dort gekauften exotischen Lebensmitteln beantwortet haben. Die meisten Stammkunden waren wohlhabende Berühmtheiten und Persönlichkeiten aus dem Showbusiness, aus

der damaligen Politik und Gesellschaft sowie aus der Sportwelt. So hatte ich die Gelegenheit, oder viel mehr die Ehre, den ehemaligen, verstorbenen Bundeskanzler Willy Brandt, den ich als Politiker sowie auch als Mensch sehr geschätzt habe, mehrmals beim Einkauf persönlich zu beraten und zu bedienen. Weitere Kunden waren beispielsweise die Politiker Herbert Wehner und Rainer Barzel. Herbert Wehner fand ich wegen seiner Witze im rheinischen Dialekt am lustigsten. Er hat mich gemocht und ich habe ihn sogar gebeten, Du zu mir zu sagen. Andere Promis, die zum Einkauf kamen, waren der Chansonnier Reinhardt Mey, Heino, Roberto Blanco und weitere Schlagersänger.

Ein Kunde hat damals für Gedrängel bei der Belegschaft des „Spanischer Garten“ gesorgt. Als er in den Laden reinkam, wollte jede Kollegin und jeder Kollege ihn bedienen, da er es pflegte, der Bedienung unauffällig einen 20 DM-Schein in die Tasche zu stecken. Es war der immer teuer gekleidete und mit viel Gold am Hals und an den Fingern geschmückte Sohn der damals landesweit bekannten Wahrsagerin „Buchalla“ aus der Ethnie der Roma und Sinti.

#### Studienaufnahme in Bonn/selbstfinanziertes Studium

Im Jahr 1972 hatte ich mich an der Bonner Universität Friedrich-Wilhelm eingeschrieben und musste zuerst das Studienkolleg ein Semester lang besuchen. Dort habe ich die Hochschulreifeprüfung abgelegt. Danach studierte ich bis 1978 Soziologie, Politologie und Ethnologie.

Mit Ausnahme von einem Stipendium, das mir die Evangelische Studierendengemeinde (ESG) für mein letztes Semester an der Bonner Uni gewährt hatte, musste ich mein Studium durch Teilzeitarbeit im „Spanischer Garten“ und auch durch Honorartätigkeiten im Bereich der Integrationsarbeit und der Pädagogik (Hausaufgabenhilfe, Dolmetschertätigkeit und sozialpädagogische Betreuungen) selbst finanzieren.



Foto: Mohammed Akhardid – Akhardids Geburtsort in Anamere/Neknafa





Foto: Mohammed Akhardid – Erinnerungsstück an die 70er Jahre

Zusammen mit einer Gruppe von Pädagogen gründete ich im Jahr 1979 einen Verein namens „Deutsch-Ausländische Arbeitsgemeinschaft – Bildungswerk e. V.“, der mit öffentlichen Mitteln gefördert wurde. Dort engagierten wir uns für die Integration von ausländischen Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen. Spezielle Angebote unseres Vereins waren die Durchführung von Intensivsprachkursen und externen Hauptschulabschlusskursen. Unsere Zielgruppe waren Quereinsteiger, also Jugendliche, die im Rahmen der Familienzusammenführung aus der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien, Tunesien oder Marokko nach Deutschland gekommen waren. Diese Lehrtätigkeit in den Fächern Deutsch und Geschichte übte ich bis April 1983 aus.

**Umzug nach Frankfurt am Main/Beschäftigung als Sozialarbeiter in Hessen**

Es folgte anschließend eine Anstellung bei der Arbeiterwohlfahrt in Frankfurt am Main als Sozialberater für marokkanische und tunesische Arbeitnehmer und ihre Angehörigen. Diese Stelle habe ich angetreten – ich bin deswegen sogar von Bonn nach Frankfurt am Main umgezogen – weil ich die Chance zum einen darin sah, in der Sozialberatungsstelle einer bezahlten und sinnvollen Arbeit nach-

zugehen und zum anderen, die Gelegenheit zu nutzen, um mein Soziologiestudium mit einem Dokortitel abzuschließen, in dem ich über die marokkanische Emigration nach Deutschland promovierte.

Daraus wurde leider aus zweierlei Gründen nichts. Einmal hatte ich ganz Hessen als Einsatzgebiet mit Hauptsitz in Frankfurt am Main und einmal wöchentlich bzw. regelmäßig Sprechstunden in Kassel, Darmstadt und Rüsselsheim. Daher war ich ständig in Hessen unterwegs und unterstützte des Öfteren die Polizei, Krankenhäuser oder Gerichte in Krisensituationen, in die Landsleute oder nur Arabisch sprechende Leute verwickelt waren. Von mir wurde nicht nur sprachliche Vermittlung erwartet, sondern auch die Mitwirkung bei der Findung von Lösungen. Für die täglichen Dienstfahrten und Dienstreisen hat mir meine Dienststelle bzw. mein Arbeitgeber, die Arbeiterwohlfahrt Hessen-Süd e.V., einen Dienstwagen zur Verfügung gestellt, mit dem ich innerhalb von neun Jahren Dienstzeit über 300.000 km gefahren bin.

Die Bundesregierung hat damals die Sozialbetreuung von angeworbenen ausländischen Arbeitskräften und ihren nachgeholten Familien aus dem ehemaligen Jugoslawien, Marokko und Tunesien dem nicht-konfessionellen Sozialverband Arbeiterwohlfahrt anvertraut. Andere sogenannte Gastarbeiter und ihre Familien aus Italien, Griechenland, Portugal und Spanien wurden vom Caritasverband betreut.

Auf der Basis von einem Sozialberater für 6.000 Landsleute sollte die soziale und kulturelle Integration von den Eingewanderten vorangetrieben werden.

Bei meiner Einstellung hat man allerdings diesen festgelegten Betreuungsschlüssel nicht angewendet – zumindest in den ersten vier Jahren meiner Dienstzeit in Hessen. Seit Mai 1983 war ich für ca. 20.000 Leute und für etliche Institutionen und Behörden in hessischen Kommunen und Gemeinden der einzige Ansprechpartner in sozialen Angelegenheiten und in der Förderung der Integration.

Diese für mich damals äußerst belastende Situation hat sich zum Glück wesentlich entspannt, als der Arbeitgeber endlich die fällige



Foto: Mohammed Akhardid – Als Fachverkäufer im „Spanischer Garten“

Forderung im Jahre 1987 erfüllte und den Sozialdienst für marokkanische und tunesische Arbeitnehmer in Hessen verstärkt hat. So wurden insgesamt vier neue Stellen geschaffen und eine Kollegin sowie drei Kollegen, alle aus Marokko, in Frankfurt am Main, Offenbach und Rüsselsheim eingestellt.

In Frankfurt am Main hat die Arbeiterwohlfahrt, zusätzlich zu der Sozialbetreuung von einzelnen Menschen und Familien aus Marokko und Tunesien, vom Jugendamt auch die Aufgaben der Jugendgerichtshilfe übertragen bekommen. Eine spezielle Aufgabe der sozialen Arbeit, die ab Mitte der 80er Jahre immer mehr Bedeutung bekommen hat – leider aufgrund vermehrter Straffälligkeit unter Jugendlichen aus tunesischen und marokkanischen Familien.

Neben der Haupttätigkeit im Sozialdienst hatte ich auch die Aufgabe, die Jugendgerichtshilfe in Frankfurt am Main wahrzunehmen. Zu Beginn meiner Einstellung im Mai 1983 waren es gerade mal drei bis fünf Jugendliche aus den bis dahin wenigen eingewanderten marokkanischen und tunesischen Familien, die ich im Rahmen des Jugendstrafverfahrens zu betreuen hatte. Diese Situation änderte sich jedoch grundlegend, als insbesondere marokkanische Väter ihre Kinder und Ehefrauen im Wege der Familienzusammenführung ab Mitte der 80er Jahre zu sich nach Frankfurt am Main holten. In fast allen Fällen erfolgte die Übersiedlung der Familien nach Frankfurt und sonst wo in der Bundesrepublik als Entscheidung der Väter im Alleingang, unreflektiert, mangelhaft geplant, ohne Wissen und Informationen über das Familienleben in Deutschland und die regelnde Gesetzgebung dazu (Familienrecht/KJHG – Kinder- und Jugendhilfegesetz/Schul- und Ausbildungsgesetz/Kinder-, Frauen- und Mädchenrechte in Deutschland etc.).

Im Grunde waren sie sich selbst überlassen und hatten keine Gelegenheit gehabt, sich vorher über die Folgen ihrer Entscheidung zu informieren. In Marokko schien das Phänomen keine Seite zu interessieren. Die Väter, meistens einfach strukturierte Menschen vom Land und ohne Schulbildung aufgewachsen, mussten für die Beantragung der Familienzusammenführung lediglich Nachweise über Wohnraum und Beschäftigung vorlegen. Die marokkanischen Behörden stellten Pässe aus und die deutsche Botschaft erteilte Einreisevisa für die Familie. Problematisch bei dieser sogenannten Familienzusammenführung war die Tatsache, dass nur Ehefrauen und Kinder unter 16 Jahren für die Übersiedlung in die Bundesrepublik infrage kamen. Wichtige Personen im Leben der Ehefrauen und der Kinder, wie Großeltern, ältere Geschwister und Bezugspersonen, die das Familienleben in Marokko mit organisiert und die Rolle der Vaterfigur für die Kinder übernommen hatten, durften nicht mit nach Frankfurt oder Düsseldorf. Die negativen Folgen der aus der Sicht der Betroffenen „missglückten“ unvollständigen Zusammenführung der Familien aus Marokko und die weite kulturelle Distanz waren unmittelbar nach dem Eintreffen der ersten Familien zu spüren gewesen, sodass in Kommunen wie Frankfurt am Main Institutionen wie Kindergärten, Schulen, Jugendämter und Jugendgerichte Alarm schlagen mussten. Fakt war leider, dass keine Seite auf die andere vorbereitet war und somit, simpel beschrieben, zwei Welten aufei-

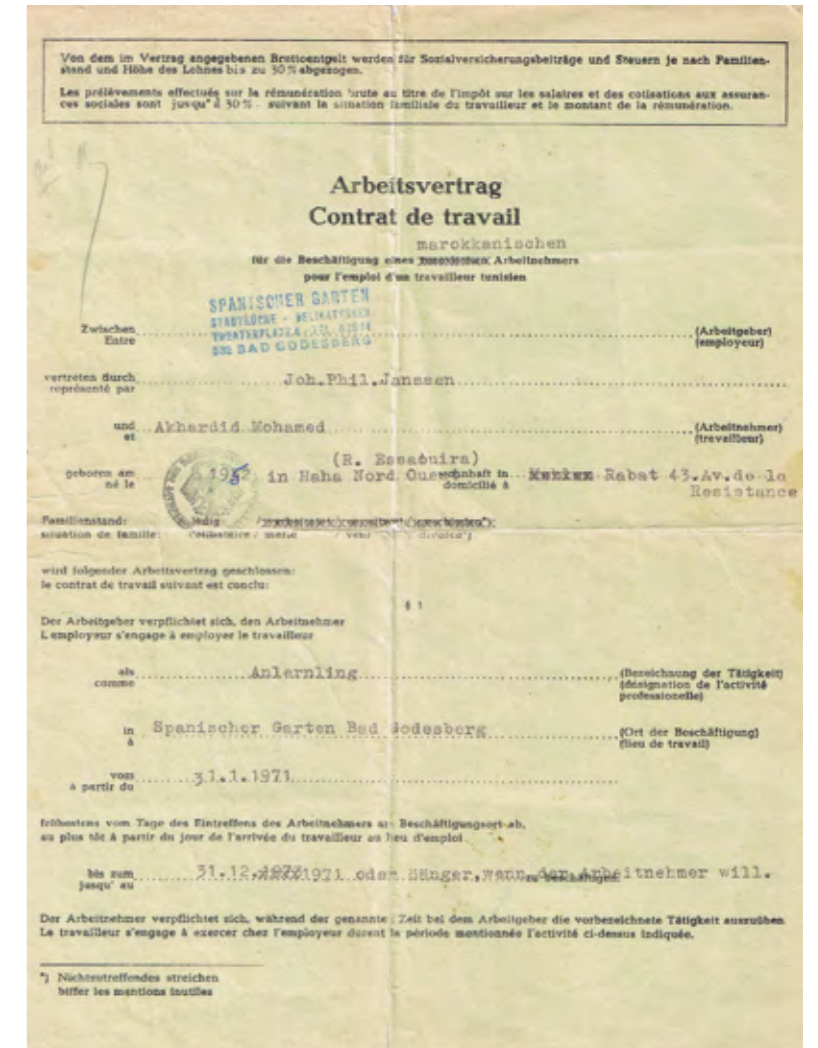


Foto: Mohammed Akhardid – Erster Arbeitsvertrag „Spanischer Garten“, 1971

inanderprallten. Die große kulturelle Distanz hat die überwiegend aus ländlich geprägten Gebieten im Norden Marokkos stammenden Familien vor enorme Anpassungsschwierigkeiten, sowohl im kulturellen als auch im sozialen Bereich, gestellt. Der „Kulturschock“ hat die Jugendlichen besonders hart getroffen, die aus Familien kamen, die über keine Großstadterfahrung verfügten. In der Regel kamen diese mehr in Berührung mit dem neuen Kulturkreis.

Im Rahmen des Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und Marokko bis zum Anwerbestopp von 1973, sind insgesamt 25.000 männliche Arbeitskräfte nach Deutschland gekommen. Eine Ausnahme war eine Schokoladenfabrik, die ca. 200 junge Frauen aus der Gegend der Stadt Ouazzan angeworben hatte. Eine Besonderheit der marokkanischen Minderheitengruppe ist die Tatsache, dass diese, im Vergleich zu türkischen und tunesischen Communities, stetig gewachsen ist, trotz des Anwerbestopps. Selbstverständlich waren es keine Arbeitskräfte, die nach 1973 in Deutschland ankamen. Das Wachstum dieser Community erfolgte durch die Übersiedlung von etlichen Familien in die Bundesrepublik im Rahmen der erlaubten Familienzusammenführungen sowie infolge von neuen Eheschließungen, welche es dem in Deutschland lebenden Partner erlaubten, die Ehefrau oder den Ehemann nach Deutschland zu holen.





Foto: Mohammed Akhardid – Mit Studienreisenden in Volubilis (alte Römerstadt bei Meknès-Tafilalet)

wurden ihre Leistungen, das Kindergeld sowie ein Zuschlag für daheimgebliebene Familien, ausgezahlt. Dies änderte sich jedoch ab dem Jahr 1986 nach einer Steuerreform in Deutschland zur Ungunsten von Arbeitnehmern, deren Familien in einem Nicht-EU-Land lebten. Weitere Folgen waren der Wegfall des Anspruchs auf Kindergeld, Familien- und Ortszuschlag.

Diese Änderung im Steuersystem und ihre Folgen hatte den überwiegenden Teil unter den marokkanischen Vätern spontan veranlasst, wie bereits erwähnt, unreflektiert und ohne jegliche Vorbereitung der Familien auf das, was sie hier in Deutschland erwartet, ihre bis dahin in Marokko gebliebenen Ehefrauen und Kinder zu sich zu holen. Die Väter hatten sich zu sehr vom finanziellen monatlichen Minusbetrag in der Lohntüte erschreckt, solange ihre Familien daheimblieben. Dabei hatten sie nicht daran gedacht, wie schwierig es für die geholten Familien sein würde, finanziell über die Runden zu kommen, selbst beim Bezug von Kindergeld und anderen Familienleistungen. Die meisten Väter waren Hilfsarbeiter und hatten demzufolge wenig verdient. Diese Milchmädchenrechnung hatte verheerende Folgen für die spätere soziale Integration der Familien. Ich selbst hatte den wenigen Landsleuten, die mich um Rat gebeten hatten, geraten, den finanziellen Aspekt – Höhe der realen Lebenskosten in Marokko und in Deutschland – bei ihrer Entscheidung ernst zu nehmen und zu berücksichtigen. Ich hatte auch auf mögliche Konflikte und Schwierigkeiten hingewiesen, die nach der Übersiedlung der Familie in die Bundesrepublik im Zusammenhang mit dem Wechsel des Wohnortes vom Dorf in die Großstadt und des Kulturkreises auftauchen könnten. Gerade für Kinder und Jugendliche würde es keine leichte Sache werden, sich in der neuen Umgebung regelkonform zu orientieren und sich zurechtzufinden. Insbesondere war bei Jugendlichen zu erwarten, dass für sie das Verlassen der gewohnten Umgebung nicht gerade förderlich für die weitere Entwicklung und Sozialisati-

Bezeichnend für die Emigration von Marokko nach Deutschland ist, dass diese ab Beginn der 60er Jahre bis Mitte der 80er Jahre zunächst eine Wanderung von männlichen Arbeitskräften nach Europa war. Die jungen Männer hatten in Deutschland gearbeitet und im Winter bis zum Frühjahr waren sie in Marokko bei ihren Familien. Dafür hatten sie ihren ganzen Tarifurlaub auf einmal genommen und dazu unbezahlten Urlaub für ein paar Wochen. Die Firmen hatten sie allerdings – es bleibt dahingestellt, ob mit oder ohne ihr Einverständnis – bei den Krankenkassen und bei der Rentenversicherung abgemeldet. Sobald sie wieder zur Arbeit erschienen, wurden sie wieder angemeldet. Denjenigen, die verheiratet waren und Kinder hatten,



Foto: Mohammed Akhardid – Urkunden



Foto: Mohammed Akhardid – Studienreise – Entspannen am Strand

on war (Schule, Freunde etc.). Zu erwarten war ebenfalls, dass die Folgen des „Kulturschocks“ bei ihnen eher destabilisierend wirken würden. Mit der erfolgreichen Fortsetzung des Schulbesuches in Deutschland als sogenannte „Quereinsteiger“ würde es schwierig werden, wegen der Sprache. Meine Empfehlung damals an die Väter war, nur Ehefrauen und Kinder unter zehn Jahren nach Deutschland zu holen. Jugendliche sollten den Schulbesuch in der Heimat erfolgreich abschließen, am besten mit einem Abitur. Denn so bliebe ihnen die Tür offen und sie könnten als Studenten nach Deutschland einreisen, auch als volljährige Erwachsene.

Leider haben meine Empfehlung lediglich ein paar Leute, die in die Beratungsstelle kamen, umgesetzt. Anpassungsschwierigkeiten in der neuen Umgebung, welche die Familien unmittelbar nach ihrem Eintreffen fast ausnahmslos bekamen, wurden ganz schnell sichtbar und haben für Aufregung in Sozialverwaltungen bestimmter Kommunen gesorgt. In immer schwierigeren Fällen mussten die Jugendämter sowie Schul- und Verfolgungsbehörden (Polizei, Staatsanwaltschaft und Jugendgericht) tätig werden. Zur Begegnung und Linderung der Schwierigkeiten, die die Familien hatten, um sich sozial zu integrieren, hat der Bundesverband der Arbeiterwohlfahrt, mit Hauptsitz in Bonn, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Offenbach am Main und Rüsselsheim, in manchen Städten in NRW und Hessen, die Zahl der Stellen von Sozialberaterinnen und Sozialberatern von zwei auf zehn erhöht.

Aufgrund dieser leider negativ behafteten Entwicklung wurden Medien und Presse ebenfalls auf die marokkanische Minderheitengruppe aufmerksam, die bis dahin in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurde. Sie berichteten leider nur von Fällen steigender Delinquenz/Kriminalität, insbesondere unter den Jugendlichen und Heranwachsenden aus diesen Familien, den sogenannten „Quereinsteigern“.

**Anmerkungen zur Haltung der Migrationsforschung**

Die Migrationsforschung in Deutschland hat sich kaum für die damals kleine Minderheit aus Marokko und Tunesien interessiert. Obwohl kleine Minderheiten schützenswert sind und in der Regel Besonderheiten aufweisen, welche für die empirische Sozialforschung von großem Interesse sein könnten, haben sich Sozialwissenschaftler dem Thema Migration aus Marokko kaum genähert. Somit wurden lediglich ein paar kleine Studien, die man an den Fingern abzählen kann, verfasst. Darunter befindet sich beispielsweise eine kleine Studie der Robert-Bosch-Stiftung und der Arbeiterwohlfahrt zur Familiensituation marokkanischer Arbeitnehmer aus den 80er Jahren. Die einzige, mir bekannte, Doktorarbeit wurde von einem Soziologen aus Baden-Württemberg geschrieben, der in Marokko über die Remigration von Gastarbeitern im nördlichen Teil Marokkos (Abwanderungsgebiet Rif) geforscht und die Zeit genutzt hat, seine Wurzeln in Marokko zu suchen. Der Soziologe ist einer der sogenannten „Soldatenkinder“, deren Väter aus dem Atlasgebirge stammten und im Zweiten Weltkrieg als Soldaten unter französischer Flagge in Deutschland eine Zeit lang stationiert waren. Ich habe ihn Anfang der 70er persönlich kennengelernt, als wir beide noch Studenten waren. Der Zufall wollte, dass ich mit ihm seit dem Sommer des vorigen Jahres wieder in Kontakt stehe, nachdem seine Enkeltochter mir in einer Kulturveranstaltung beim Gnaoua-Festival in Essaouira begegnet ist. Dank der Enkeltochter und den heutzutage schnellen



Foto: Mohammed Akhardid – Porträt 1972



Kommunikationswegen, war der Kontakt zu ihm noch am selben Tag von Marokko aus wiederhergestellt. Die Suche nach seinen Wurzeln war erfolgreich. Er hat tatsächlich den Ort ausfindig machen können, an dem die Familie seines Vaters lebte und somit seinen inzwischen verstorbenen leiblichen Vater noch lebend sehen können.

Ab Mitte der 80er Jahre schrieben etliche Studierende des Fachbereiches Sozialarbeit an Fachhochschulen ihre Diplom- und Bachelorarbeiten über die Immigration aus Marokko sowie über die Lage der marokkanischen Community in Deutschland.

In Marokko selbst hat die Migration nach Deutschland weder die Soziologie noch die empirische Sozialforschung interessiert.

Die marokkanisch-stämmige Community hat inzwischen eine Zahl von 200.000 Menschen inklusive einigen Tausend Eingebürgerten erreicht. Und dennoch wird sie von der Migrationsforschung sowohl im Entsendeland als auch im Aufnahmeland außer Acht gelassen.

Somit sind wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse über diese Minderheitengruppe und ihre Besonderheiten nicht vorhanden. Eine von vielen unbekanntem Besonderheiten ist die Tatsache, dass 50% der marokkanischen Community in Nordrhein-Westfalen leben, 40% im Land Hessen und die restlichen 10% verteilt auf wenige Bundesländer. Ihre Hochburgen sind Düsseldorf und Frankfurt am Main.

Die offizielle Geschichte der Migration von Marokko nach Deutschland ist inzwischen ein halbes Jahrhundert alt und hat als Grundlage das zwischen Deutschland und Marokko im Mai 1963 unterzeichnete Anwerbeabkommen. Vor dem Eintreffen der ersten angeworbenen Arbeitskräfte aus Marokko kam eine 20-köpfige Gruppe von DAAD-Stipendiaten nach Deutschland, um in einigen deutschen Städten, wie Heidelberg, Bonn, Aachen und Kiel, ein Studium aufzunehmen.

Man spricht auch von einer sehr langen Tradition, die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Familienbetriebe aus der Zirkuswelt pflegten ihren Personalbedarf durch Anwerbung in einer Region im Süden von Marokko zu decken. Wanderarbeiter kamen von dort zu Beginn der Zirkussaison im Monat März nach Deutschland und reisten im Winter wieder zurück nach Marokko. Sie kamen als Akrobaten- und Folkloregruppen und meistens auch als Spezialisten für den Auf- und Abbau von Zirkuszelten.

Im Jahr 1914 berichteten deutsche Zeitungen vom Kentern eines Schiffes an der brasilianischen Küste mit Tieren und Personal des Zirkus Sarrasani. An Bord waren unter anderem Zirkusakrobaten aus Südmarokko, die sich „Oulad Sidi Ahmed Ou Moussa“ nannten.

Marokko selbst wird von Deutschen eher als Urlaubsland angesehen und lediglich einige Hunderte wurden von deutschen Firmen dorthin geschickt oder halten sich dort als Rentner zum Überwintern auf.



Foto: Mohammed Akhardid – Als Spieler beim FC Maroc, Bonn 1971, unten rechts



Foto: Mohammed Akhardid – Hauptschulabschlusskurs für „Quereinsteiger“, Bonn 1982

### Beschäftigung bei der AWO/Eintritt in den städtischen Dienst/Pensionierung

Während meiner neunjährigen Beschäftigung im Sozialdienst der AWO hatte ich genug Gelegenheit gehabt, durch Interaktion und Zusammenarbeit mit Klienten sowie verschiedenen Institutionen und Behörden Einblick in die verschiedenen Praxisfelder der sozialen Arbeit zu bekommen und Praxiserfahrung in der sozialen Arbeit zu sammeln. Es war phasenweise eine sehr belastende Tätigkeit, in der ich mich regelrecht verheizt gefühlt und hin und wieder kurz vor einem Burnout gestanden habe. Die Gründe hierfür wiederhole ich an dieser Stelle: die Größe des Einsatzgebietes, Unmengen an Dienstreisen, das Verhältnis eines Betreuers für ca. 20.000 Leute, die Komplexität der aufgetauchten sozialen Problematiken mit bikulturellen Hintergründen nach der Übersiedlung marokkanischer Familien, Kulturschocks für die neu eingewanderten Familienmitglieder mit fehlendem Wissen und Erfahrung über das Leben in der Großstadt sowie fehlendes Wissen über und das Verständnis für gesetzliche Regelungen in vielen Lebensbereichen etc.

Nach der erwähnten Einstellung von drei neuen Kollegen und einer Kollegin durch die AWO für den Sozialdienst für marokkanische Familien in Hessen war für mich direkt eine enorme Entlastung in den letzten drei Jahren meines Dienstes bei der AWO zu spüren.

Ende der 80er Jahre war in Frankfurt am Main die Fallzahl von straffällig gewordenen Jugendlichen aus marokkanischen und tunesischen Familien so stark nach oben gestiegen, dass darauf mit einer Einstellung von zwei Jugendgerichtshelfern reagiert werden musste.

Als ich gefragt wurde, ob ich mich nur auf die Aufgabe der Jugendgerichtshilfe in Frankfurt am Main konzentrieren und eine der beiden neu geschaffenen Stellen antreten wolle, habe ich sofort Interesse bekundet. Der Arbeitgeber hat mich sofort von meinen Aufgaben im Sozialdienst entbunden. Der Grund, diese Stelle anzutreten, war, dass ich in der Erfüllung der Aufgaben der JGH mehr Sinn und Möglichkeiten sah, eine pädagogische Einflussnahme auf die Jugendlichen auszuüben und diesen Perspektiven zu zeigen und zu eröffnen, damit sie in geordneten Lebensverhältnissen, ohne Straftaten, münden.

Dieser Aufgabe hatte ich mich mit vollem Engagement bis zu meinem Wechsel in den städtischen Dienst im Januar 1990 gewidmet. Im Dienst des Jugendamtes der Stadt Frankfurt habe ich zunächst für ca. drei Jahre die Aufgaben der Jugendgerichtshilfe weiter wahrgenommen. Danach bin ich von der JGH in eine Fachstelle gewechselt, die sich um Kinder und Jugendliche sozialdienstlich kümmerte, die von außerhalb oder gar aus dem Ausland nach Frankfurt am Main kamen und hier in Schwierigkeiten gerieten. Sie waren ohne gesetzliche Vertretung in Frankfurt und mussten vom Jugendamt bis zur Klärung versorgt werden.

In dieser Fachstelle bin ich bis zu meiner Pensionierung im April 2018 geblieben. Ich leistete dort ununterbrochen Dienst, ohne nennenswerten Ärger, weder mit den Klienten noch mit Vorgesetzten oder mit der Kollegschaft. In dieser langen Zeit im Dienste des Jugend- und Sozialamtes gab es eine Belobigungsschrift vom Leiter des Jugend- und Sozialamtes für zusätzliches Engagement über die Erfüllung dienstlicher Belange hinaus, eine Jubiläumsfeier für 25 Jahre Dienstzeit und eine schöne Feier im Amt mit Vorgesetzten und der Kollegschaft zu meiner Verabschiedung vom Dienst bzw. Versetzung in den Ruhestand.

Eine angemessene Entschädigung für die Arbeitsbelastung während der ersten sechs Beschäftigungsjahre bei der Arbeiterwohlfahrt



Foto: Mohammed Akhardid – Auf der bundesweiten Vietnamdemonstration am 14. Januar 1973





Foto: Mohammed Akhardid – Auszeichnung für ehrenamtliches Engagement



gab es, als der Arbeitgeber mir die Möglichkeit einräumte, mich weiterzubilden und für den Job des Sozialarbeiters zu qualifizieren. So bekam ich ein verkürztes Studium der Sozialarbeit inklusive einer Lohnfortzahlung während des Anerkennungsjahres genehmigt.

### Beschäftigung im Ruhestand

Nach dem Ausscheiden vom Dienst vor drei Jahren hatte ich logischerweise viel Freizeit und konnte viele Dinge tun, für die ich vorher keine Zeit hatte – zuhause und woanders, im Rahmen meines ehrenamtlichen Engagements im Verein „Deutsch-Marokkanisches Kompetenznetzwerk e. V.“, den ich mit anderen Engagierten gegründet habe. Füße hochlegen und den ganzen Tag nichts zu tun, kommt nicht in Frage bei mir. Ich kümmere mich um meine Gesundheit und reise viel mehr als früher. Jeden Tag beginne ich mit einem einstündigen Fußmarsch durch den Wald oder die Felder, die unseren kleinen ländlichen Wohnort umranden.

Eine weitere Beschäftigung ist, den Verein DMK in manchen Veranstaltungen zu vertreten und in Projekten mitzuarbeiten, wie zuletzt

bei den Vorbereitungen des Internationalen Forums Migration und Entwicklung, das in Deutschland 2017 und in Marokko 2018 stattgefunden hat.

Aufgrund meiner langjährigen Erfahrung im Bereich der Sozialen Arbeit mit gesellschaftlichen Randgruppen bin ich in der Lage, Beratungstätigkeiten durchzuführen und mache Angebote für Träger der Jugendhilfemaßnahmen mit dem Schwerpunkt „Flüchtlingsarbeit“, insbesondere für das Personal in Einrichtungen, in denen unbegleitete minderjährige Flüchtlinge untergebracht und versorgt werden. Hin und wieder übernehme ich auch für kurze Zeit die pädagogische Betreuung/Anleitung von jungen Flüchtlingen, die in ihren Wohnungen verselbstständigt werden.

### Eigene regionale und soziokulturelle Herkunft

Ich stamme aus einer Kleinbauernfamilie aus Anammere, einem kleinen Dorf etwa 40 km südlich des Schmuckstädtchens Essaouira. Mein Geburtsort liegt mitten in Argan, dem Gebiet, wo die berühmten Arganbäume anzutreffen sind, aus deren Früchte das so-

genannte „flüssige Gold“ Marokkos gewonnen wird. Leider sieht es in dieser Gegend und im Argangebiet generell nicht nach Reichtum und Wohlstand aus. Die Gegend ist zwar landschaftlich sehr schön, aber strukturschwach verarmt und benachteiligt in ihrer Entwicklung. Die Provinz Essaouira, zu der diese Gegend verwaltungsmäßig gehört, gilt als eine der ärmsten Provinzen Marokkos und als Abwanderungsgebiet (Landflucht).

Bereits im Alter von zwei Jahren hat mich meine Tante, die nach Rabat mit ihrem Mann ausgewandert ist, zu sich geholt und ich bin dort in ihrem Haushalt aufgewachsen. Ich durfte die Schule besuchen und in den Schulferien zu meinen Eltern aufs Land fahren. Somit ist die Bindung zu dem Landleben in dieser Gegend noch bis heute aufrechterhalten. Die Verbundenheit zu dieser Gegend bewegt mich, dafür zu sorgen, dass das DMK sich dort von November 2012 bis Oktober 2016 engagiert und mehrere Kleinprojekte in den Bereichen Gesundheit, Jugend, Bildung und Umweltschutz realisiert hat.

Meine Sozialisation hat zum Teil in der Hauptstadt Marokkos stattgefunden. Dort bin ich bis zum 18. Lebensjahr aufgewachsen und dort habe ich meine schulische Ausbildung mit dem Abitur beendet. Die Ausreise aus Marokko, die anschließende Niederlassung in der Bundesrepublik und das Studium hier sowie der berufliche Werdegang haben mein Leben geprägt. Mit den Ergebnissen bin ich sehr zufrieden. Ich fühle mich wohl in der Wahlheimat. Marokko bleibt meine erste Heimat und ich habe dort, ebenso wie in Deutschland, Menschen, die mir sehr viel bedeuten. Ich fahre oft dorthin und komme gut zurecht, egal wo ich mich gerade befinde.

### Familienstand

Ich bin seit Dezember 1985 verheiratet und Vater von zwei erwachsenen Töchtern. Meine Kleinfamilie ist marokkanisch-deutsch-italienisch und durchaus multikulturell.

### Nebentätigkeiten

#### 2018-2019

Sechs Monate Aufenthalt in Marokko als Fachberater für Fragen/Themen der Sozialarbeit im Auftrag der GIZ/zuständiges Referat im BMZ für Entwicklungszusammenarbeit

#### 2002-2003

Mitarbeit im Frankfurter Amt für multikulturelle Angelegenheiten (AMK) mit dem Auftrag das Pilotprojekt „Sprach- und Orientierungskurse für neuzuziehende Ausländerinnen und Ausländer“ in arabischer Sprache durchzuführen.

#### 2000-2005

Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Frankfurt am Main

#### 1991-2015

Sozialarbeiter/Fachberater auf Honorarbasis bei verschiedenen Trägern

### Ehrenämter

#### 2016

Vorbereitung und Durchführung eines Austausches von Fach- und Führungskräften mit der Provinz Essaouira unter Trägerschaft von unserem Verein DMK

#### 2012-2016

Vorbereitung und Durchführung von drei Jugendbildungsreisen nach Marokko; von unserem Netzwerk DMK angeboten

#### seit 2007

Aktives Mitglied im Verein „Deutsch-Marokkanisches Kompetenznetzwerk“ (DMK e. V.), Gründungsmitglied und Projektleiter; Leitung der DMK-Beratungsstelle für ältere Migranten aus Marokko

#### 2003-2007

Mitglied und Vorstandsarbeit im Verein „Deutsch-Marokkanische Paritätische Gesellschaft“ (DMPG e. V.)

#### 1993-2014

Vorbereitung, Durchführung und Leitung von insgesamt 15 Studienreisen nach Marokko im Auftrag des Jugend- und Sozialamtes der Stadt Frankfurt: Ein Angebot des Arbeitgebers im Rahmen des Anspruchs auf Bildungsurlaub. Alle Reisen erfolgten zur vollsten Zufriedenheit des Arbeitgebers und der Teilnehmerschaft.

#### 1985-1990

Durchführung von Sprach- und Sozialtrainingskursen zugunsten nordafrikanischer Gefangener in der Justizvollzugsanstalt Frankfurt am Main

### Kompetenzen

- Langjährige Berufserfahrung in verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit
- Interkulturelle Kompetenzen und Mediation
- Integration und Inklusion
- Sprach- und Kulturkompetenzen (Sprachen: Marokkanisch-Arabischer Dialekt, Hocharabisch, Französisch, Berberdialekt aus dem Souss-Gebiet, ausreichende Englischkenntnisse und Deutsch)
- Fachkenntnisse und Erfahrung im Jugendhilfebereich (KJHG/SGB VIII), Erfahrung im internationalen Führungs- und Fachkräfteaustausch sowie im Jugendaustausch

### Einbürgerung in Deutschland

1989, unter Beibehaltung der marokkanischen Staatsbürgerschaft

### Verbeamtung in Deutschland

Februar 1996, unter Berufung auf das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Oberinspektor ernannt



## PASSPORT



Mimount Hajji

- Geboren 1954 in Nador •
- BRD seit 1974 •
- Yema •

## „Ayema inou“

„Ayema inou“ steht in der Sprache des Tamazights für „meine Mutter“ – ein Wort, das für fast jedes Kind auf Erden die Welt bedeutet. „Ayema inou“, das steht für Schutz, Liebe, Zuneigung, Fürsorge, Wärme, Geborgenheit. Mimount Hajji ist all das und noch viel mehr. Sie hat, was manchmal ein Heer von Betreuern, Sozialarbeitern und Seelsorgern benötigt, alleine und fast ohne Sprachkenntnisse zustande gebracht. So schildert es Prof. Dr. Rahim Hajji – der älteste Sohn – im folgenden Text.

„Ayema inou“  
von Rahim Hajji

Wo fängt man am besten an, wenn es um die Geschichte meiner Yema geht? Ich kann sie schlecht anrufen und bitten mir von ihrem Leben zu erzählen, wie ich es häufig in meinem Beruf tue, weil ich sie nicht an die Vergangenheit erinnern möchte. An eine Zeit, die für uns alle durch den Tod meines Wawas geprägt war, der meine junge Yema zur Witwe und meine vier Geschwister und mich zu Halbwaisen machte, da war ich vielleicht 14 Jahre alt. Meine Zwillingbrüder waren 10, meine Schwester 5 Jahre und mein kleinster Bruder gerade 2 Monate alt.

Wir lebten in einem Plattenbau. In unserer Siedlung lebten Kinder deutscher, polnischer, italienischer und iranischer Herkunft. Es war kein sozialer Brennpunkt im engeren Sinne. Wir lebten von dem deutschen Sozialversicherungssystem, das uns vor Armut und Verrohung schützte. Manchmal denke ich darüber nach, was aus mir, meinen Geschwistern und was aus meiner Yema geworden wäre, wenn wir nicht in Deutschland, sondern in Marokko gelebt hätten. Wer hätte uns dort geschützt oder versorgt?



Foto: Rahim Hajji – Yema in Mekka





Foto: Rahim Hajji – Yema ist mit den Zwillingen schwanger



Foto: Rahim Hajji – Familienbild: Meine Einschulung

An dem Tag, als mein Wawa starb, sprach ich das letzte Mal mit meinen Brüdern über den Tod meines Wawas für eine sehr, sehr lange Zeit. Wir waren in unserem Badezimmer, die Tür verschloss ich und wir weinten vor Trauer. Dabei hatte ich einen unbedingten, jugendlichen Überlebenswillen entwickelt, es allen zu beweisen, dass wir nicht in die Kriminalität rutschen würden und schwor meine Brüder darauf ein. Bei uns galt doch der Vater als der Garant für eine gute Erziehung der Kinder. Wie sollte meine junge Yema fünf Kinder in einem fremden Land, dessen Sprache sie nicht sprach, großziehen? Unsere Sozialprognose war miserabel ...

Ich kann mich gut daran erinnern, wie meine Yema uns jedes Mal daran erinnerte, Streitigkeiten aus dem Weg zu gehen, nicht zu rauchen, keine Drogen zu nehmen, nicht zu trinken und früh nach Hause zu kommen. Jedes Mal, wenn wir die Tür unserer Wohnung öffneten, sagte sie es uns und manchmal schrie sie es uns auch hinterher, wenn wir die Treppen zu unseren Freunden und zu unserem nächsten Abenteuer hinunterliefen. Meine Yema schaute auch jedes Mal nach uns, wenn wir das Haus verließen. Sie schaute aus dem Fenster und blieb so lange dort stehen, bis der Bus kam und uns zur Schule brachte.

Sie war es auch, die jeden Abend am Küchentisch saß und Deutsch lernte. Die Küchenlampe brannte dabei ewig in den Abend hinein. Wir machten unsere Hausaufgaben und sie lernte Deutsch.

Obwohl sie kaum die Schule in Marokko besuchte und die arabische Sprache weder schreiben noch lesen konnte, entwickelte sie ihre eigene Technik. Sie merkte sich die deutschen Buchstaben und die deutschen Wörter, manchmal ganze Sätze und Texte und fragte uns immer wieder, wie man bestimmte Buchstaben zusammensprach. Wir saßen häufig mit ihr zusammen und versuchten ihr das Lesen beizubringen. Tagein, tagaus, Abend für Abend saßen wir dafür an dem Küchentisch mit dem Plastiktuch.

Meine Yema kümmerte sich stets darum, dass wir genügend zu essen hatten, saubere Kleidung anziehen konnten und dass die Wohnung immer in Ordnung war. Meine Yema war dabei ruhelos. Es gibt kaum Momente, an die ich mich erinnern kann, wo sie sich ausruhte – eigentlich keinen einzigen. Sie war stets am Machen. Ja, meine Yema war eine klassische Hausfrau und dabei doch viel mehr.

#### Die Jahre vergingen ...

Heute sehe ich sie glücklicher denn je. Die prekären Zeiten sind vorbei, die Armut haben wir hinter uns gelassen, die pubertierenden Jungs und Mädchen sind nun erwachsen geworden. Wenn wir uns

zu Weihnachten treffen, spricht sie mit Birgit, meiner Schwiegermutter, über die Kinder und lacht dabei herzlich, wenn sie erzählt, wer von uns Kindern der oder die Lauteste war oder immer wieder zu ermahnen war, wenn es um das Erledigen der Hausaufgaben ging.

Ja, meine Yema spricht heute Deutsch, hat vier Enkel. Von ihren fünf Kindern ist keines in die Kriminalität abgerutscht, jedes arbeitet. Zwei haben promoviert, einer arbeitet als Professor und zwei studierten an den angesehensten Universitäten der Welt.

Manchmal wünsche ich mir, dass mein Wawa uns sieht. Was würde er wohl sagen? Höchstwahrscheinlich würde er uns einfach in die Arme nehmen und uns nicht mehr loslassen.

Es ist eine Geschichte, die kaum zu glauben ist – geschrieben in der Hoffnung, dass diese Geschichte auch vielen anderen Mut macht, auch wenn die Situation schwierig ist. Eine Geschichte, die eine Einladung ist, um über persönliche Lebensereignisse und Herausforderungen nachzudenken und von diesen zu erzählen, um anderen Mut zu machen.



Foto: Rahim Hajji – Yema auf der Hochzeit meines Bruders

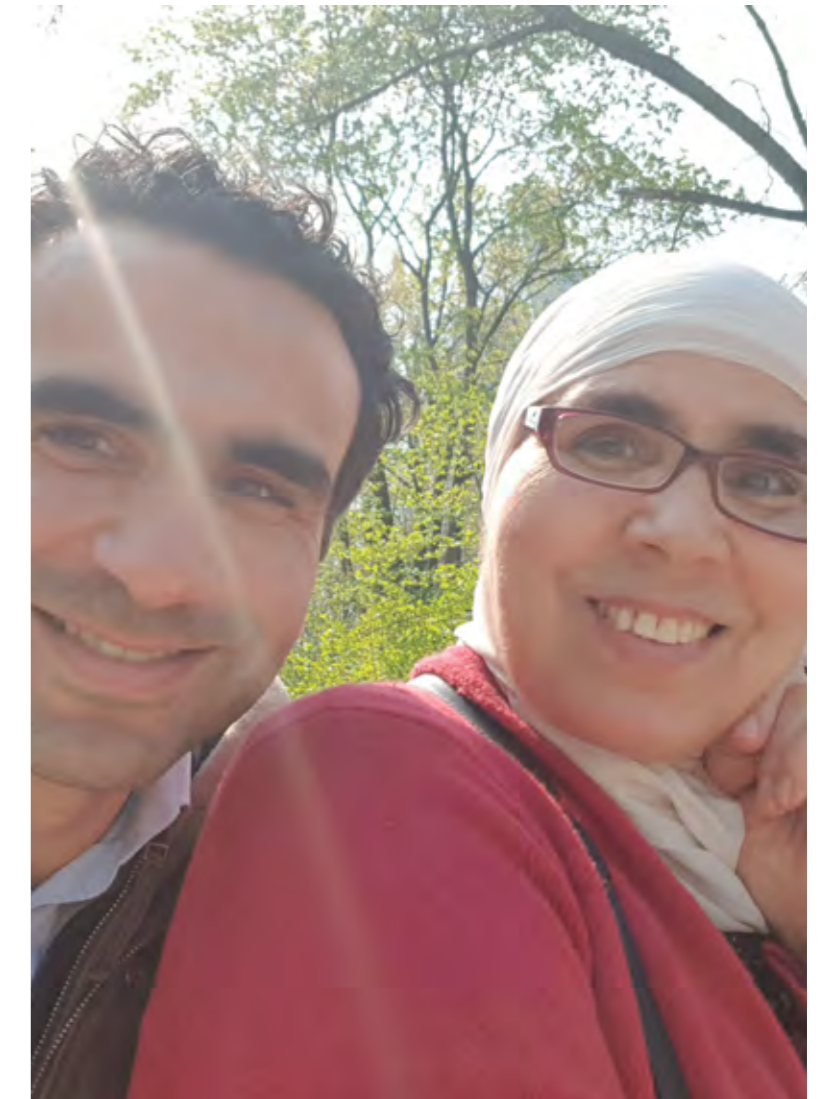


Foto: Rahim Hajji – Yema und ich





## Bildungsmigrant\_innen

Foto: Sara Kurfess - Stadtbibliothek Stuttgart



## PASSPORT



Jean Joseph Lévy

- ◆ Geboren 1962 in Casablanca ◆
- ◆ Dermatologe ◆
- ◆ DDR seit 1980 ◆

**„Das, was jetzt geblieben ist, sind wirklich Überreste, kümmerliche Überreste einer früheren Gemeinde.“**

Dr. med. Jean Joseph Lévy ist marokkanischer Staatsbürger jüdischer Herkunft und lebt heute in Berlin.

Sein 2011 verstorbener Vater, Universitätsprofessor Simon Lévy, ist der Gründer des einzigen Museums jüdischer Geschichte in der arabischen Welt, in Casablanca.

Herr Dr. Lévy ist eine Stimme für das Zusammenleben zwischen Juden und Muslimen.

*Herr Lévy, bitte berichten Sie mir zunächst einmal von Ihrem Leben und Ihrer Familie in Marokko sowie den prägenden Erlebnissen und Ereignissen, die Ihr Leben in Marokko beeinflusst haben.*

*Jean Joseph Lévy:* Ich bin 1962 in Casablanca geboren. Mein Vater war Hochschullehrer und meine Mutter Hausfrau. Ich habe meine Schulbildung bis zum Abitur in der französischen Schule in Casablanca absolviert. 1980 bin ich als Mitglied der Partei des Fortschritts und des Sozialismus Marokkos zum Studium in die damalige Deutsche Demokratische Republik delegiert worden und habe in Leipzig studiert. Das ist der Hintergrund meines Kommens nach Deutschland.

Um das zu umschreiben: Ich bin aufgewachsen in einer Zeit der marokkanischen Geschichte, wo die jüdische Bevölkerung durch Auswanderung immer mehr ausgedünnt wurde. Von 250.000 Juden in Marokko am Anfang der Fünfzigerjahre sind das jetzt gegenwärtig nur noch 1.500. In den Sechzigerjahren war das so eine sterbende, sich ausdünnende Bevölkerung mit Auswanderungswellen, das ist das eine. Ich lebte in Marokko bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr

und 1980 waren noch 20.000 Juden im Land. Ich bin in einer postkolonialen Gesellschaft groß geworden. Es war keine stabile Gesellschaft um mich herum gewesen, sondern eine Gesellschaft im Wandel. Das sind die Sechzigerjahre. Das sind die Jahre, wo es nicht nur eine Auswanderung unter den Juden, sondern auch eine große Auswanderung unter den Moslems gab. Da beginnt die Auswanderung nach Europa bedingt durch fehlende Arbeitsplätze in Marokko und die damaligen Arbeitsmöglichkeiten, die es in Europa nun mal gab. Die Leute wurden damals auch rekrutiert. Da gab es Rekrutierungsbüros für die Auswanderung der Marokkaner nach Europa, nach Frankreich, Belgien und Holland zum Beispiel. Ob die Deutschen welche hatten, weiß ich nicht. Aber es ist auf jeden Fall so, dass sehr viele damals auf Anfrage dieser Länder dann ausgewandert sind.

Marokko nach der Unabhängigkeit ist durch diese gewaltigen Veränderungen gekennzeichnet. Eine Gesellschaft, die sich zu einer Auswanderergesellschaft so mehr oder weniger entwickelt. Die jüdische Gemeinde um mich herum, obwohl ich nicht direkt in der Gemeinde war, war am Verschwinden. Ich bin nicht gläubig und nicht praktizierend und stamme aus einer politischen Familie, die sich als marok-



Foto: Jean Joseph Lévy – Auf der Fähre



kanisch/patriotisch definiert. Das ist sozusagen der Hintergrund, der politische und soziale Hintergrund. Das war damals normal – diese Auswanderung war eine normale Geschichte. Studieren im Ausland war normal. Bis in die Achtzigerjahre war das Auswandern aus Marokko kein Problem. Es gab keine Zuzugsbeschränkung. Es war also möglich, mit einem Touristenvisum nach Europa zu kommen. Bei mir war es natürlich ein besonderes Ding, weil ich zum Studium in die DDR kam und einer sehr engen Kontrolle unterlag.

*Sie haben gerade erzählt, dass Sie für das Studium in die DDR gekommen sind, nach Leipzig. Welche Erlebnisse und Erfahrungen haben Sie dabei hier in Deutschland gemacht?*

Jean Joseph Lévy: Wir sind zu zweit gekommen, haben uns kennengelernt auf dem Flughafen. Das ist ein Marokkaner, der heißt Hassan Belghiti, ein Moslem und ich, Jean Lévy, ein marokkanischer Jude. Wir hatten beide dieses Stipendium für die DDR von unserer Partei. Wir haben die ganzen Jahre miteinander durchgestanden. Dieses, wie soll ich sagen, dieses Reinkommen in die neue Realität, die Sprache erlernen und dann nach einem Jahr Sprachausbildung am Herder-Institut, das war das damalige Pendant zum Goethe-Institut in der DDR, das Medizinstudium bestehen. Und irgendwie ist damals eine Freundschaft auf diesem Flughafen entstanden, die bis heute noch andauert, also 38 Jahre später. Jetzt am Wochenende habe ich ihn in Leipzig wieder besucht. Dann sind wir zusammen gepilgert in unsere ehemaligen Wirkungsstätten, zu diesem Wohnheim, wo wir gewohnt haben und so weiter. So eine Verbundenheit zu dieser Geschichte ist immer noch da.

Aber ansonsten war es ein Studium wie jedes Studium. Gut, die DDR hatte schon ihre Besonderheiten. Man hatte ein Stipendium und brauchte nicht zu arbeiten, um seinen Unterhalt zu bestreiten. Ich hatte also eine normale Studienzzeit. Wir waren sehr, sehr fleißig, Hassan und ich. Wir waren beide Beststudenten. Wir haben unser Studium 1986 abgeschlossen und danach habe ich dann die Möglichkeit bekommen, eine Facharztausbildung zu absolvieren und bin nach Gera delegiert worden und später dann nach Berlin an die Charité gewechselt und habe noch zwei Jahre lang eine spezielle Ausbildung bewilligt bekommen. Meine Fachausbildung habe ich 1992, nach der Wende, abgeschlossen.

*Kommen wir nun zu Ihrem ehrenamtlichen Engagement. Wo engagieren Sie sich sozial und wie haben Sie mit dem sozialen Engagement angefangen?*

Jean Joseph Lévy: Wie ich es vorhin sagte, die jüdische Gemeinde in Marokko wird immer kleiner. Und der Zeitpunkt, wo diese Gemeinde vollends verschwindet, wo nur noch einzelne Individuen bleiben, ist absehbar. Bei 1.500 Leuten mehrheitlich älterer Semester wird das nicht mehr sehr lange dauern. In dieser Situation kann man natürlich sagen: „Okay, das war es. Das ist der normale Lauf der Geschichte. Das ist nicht die erste Gemeinde in der Welt, die da verschwindet.“

Und die andere Möglichkeit zu reagieren ist, sich seiner Verantwortung zu stellen, zu versuchen, dass diese Erinnerung in der Gesellschaft nicht so brutal abbricht und ihrem Selbstlauf überlassen wird. Aus dieser Erkenntnis heraus habe ich versucht, meinen Beitrag zu leisten und einen Verein gegründet. Dieser Verein heißt „Verein der Freunde des jüdischen Museums in Casablanca“. Mein Vater hatte aus den gleichen Gründen Anfang der Neunzigerjahre dieses Museum für jüdische Kultur in Marokko gegründet. Er ist 2011 gestorben und um diese Erinnerungsarbeit zu unterstützen, habe ich dann im Jahr 2013 zur Gründung dieses Vereins der Freunde des jüdischen Museums aufgerufen. Wir versuchen durch multiple Aktivitäten im In- und Ausland einen Beitrag dazu zu leisten, dieses kulturelle Erbe zu schützen, das kulturelle Erbe der marokkanischen Juden. Die Erinnerung an das marokkanische Judentum soll präsent gehalten werden, damit die kommenden Generationen auch wissen, dass es Juden in Marokko gab und wie sie gelebt haben. Das ist ein Versuch, jetzt wo die Anzahl der Juden abnimmt, Strukturen der Erinnerung zu schaffen. Wir haben zum Beispiel hier in Berlin, in Zusammenarbeit mit dem jüdischen Museum, ein Festival des marokkanisch-jüdischen Films veranstaltet. Wir haben versucht, in einem Festival – in einer Woche – alle Filme, die mit dem marokkanischen Judentum zu tun haben, zu zeigen. Und das lief vor zwei Jahren im Mai hier in Berlin. Das ist ein Beispiel der Aktivitäten, die wir gemacht haben. Aber wir organisieren jährlich in Marokko einen Tag der Pflege des kulturellen Erbes des marokkanischen Judentums. Das wird meistens in Rabat veranstaltet. Dieser Verein ist Teil einer größeren Gruppe von Menschen, die sich um das kulturelle Erbe der Juden in Marokko kümmern. Vereine von Freunden von Museen gibt es überall in der Welt.

*Schauen wir noch einmal auf das jüdische Leben in Marokko. Sie haben bereits davon erzählt, dass es die Herausforderung gibt, dass viele Menschen abwandern und dass die jüdische Gemeinde immer kleiner wird. Wie kann dieser Situation Ihrer Meinung nach entgegen gewirkt werden?*

Jean Joseph Lévy: Marokko ist ein Auswanderungsland. Das ist eben das Problem. Aber es ist gleichzeitig auch ein Einwanderungsland. Wir haben auf der einen Seite die Auswanderung der Juden und vieler Moslems. Und wir haben Einwanderung aus Gebieten südlich der Sahara. Die Wanderbewegung des Homo sapiens in dieser Gegend ist schon so einigermaßen kontrovers, aber es ist so. Der Sog der ersten Welt führt dazu, dass Marokko eben ein Auswanderungsland geworden ist. Das heißt, die Möglichkeiten der Auswanderung werden von beiden Gemeinden, ob nun von Juden oder von Moslems, genutzt. Wie auch immer, letztlich hat das dazu geführt, dass das Judentum, welches so einen Slot in der Gesellschaft hatte, verschwunden ist. Die letzten, die ein intaktes jüdisches Leben erlebt haben, sind Menschen in meinem Alter. Da hatte man noch jüdische Wohnviertel. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Das, was geblieben ist, sind Überreste, kümmerliche Überreste einer früheren Gemeinde. Und es geht mir und vielen anderen um das Wahre des kulturellen

Erbes – das, was noch an Gebäuden, an Synagogen und so weiter, vorhanden ist. Und vielleicht auch das, was dieses Zusammenleben ausgemacht hat. Das heißt, die Kontinuität zwischen den beiden Gemeinden, zwischen Moslems und Juden, und dieses 2000 Jahre alte Zusammenleben, die sozusagen unter unseren Augen aussterben. Es gilt, dies zu bewahren, die Erinnerung daran und die Erklärung, warum und weswegen es dazu gekommen ist. Die Gesellschaft reflektiert ihre Problematik eben über diese Vereine und diese Aktivitäten, die reflektieren diese Veränderung. Das ist der Hintergrund für das, wo ich mich jetzt sehr engagiere. Ansonsten ist es sicherlich so, dass in absehbarer Zeit, wie ich es vorhin sagte, die Gemeinde an sich physisch aufhören wird zu existieren. Aber es gibt nach wie vor Synagogen, die noch funktionieren und es gibt nach wie vor rabbinische Gerichte usw. Die Slots in der Gesellschaft sind noch vorhanden.

Das ist das, was auch interessant ist. Marokko ist ein demokratischer Staat, aber sie können in Marokko zum Beispiel nur heiraten, wenn sie jüdisch sind oder Moslem. Es gibt keine Zivilehe in dem Sinne, sondern der marokkanische Staat erkennt nur die Ehe zwischen zwei Juden, geschlossen vor einem Rabbiner, oder zwischen zwei Moslems, geschlossen vor einem Adoul, einem muslimischen Geistlichen, an. Deswegen gibt es noch ein rabbinisches Gericht für Erbschaftsangelegenheiten und so weiter. Es sind Überreste eines traditionellen Staates, der Jahrhunderte so funktioniert hat, der auch modernisiert wurde, aber in diesem Punkt ist er nicht modernisiert worden. Es ist schon sehr kurios, wenn man das mit europäischen Augen sieht.

Es ist natürlich so, dass wenn man die Veränderung einer Gesellschaft feststellt, sollte man zumindest auch die Geschichte der nächsten Generation übergeben. Das ist ein Motiv für mein Engagement in Marokko, das ist in erster Linie ein politisches Motiv.

*Sie haben gerade gesagt, dass das jüdische Leben eben auch ein politisches und gesellschaftliches Ereignis darstellt. Vielleicht können Sie einen Vergleich ziehen zwischen den Juden in Marokko und der jüdischen Gemeinde hier in Deutschland auf gesellschaftlicher und politischer Ebene.*

Jean Joseph Lévy: Wie ich eingangs sagte, ich bin Atheist. Dieses Judentum bei mir, das ist ein Teil meiner Identität. Die Geschichte der beiden Länder Marokko und Deutschland zeigt hier Ähnlichkeiten, die jüdische Gemeinde in den beiden Ländern ist stark ausgedünnt. Insofern ist da eine Parallele. Und die Pflege der Erinnerung beziehungsweise das Erklären dieses Verschwindens ist eine Aufgabe für mehrere Akteure dieser Gesellschaften. In Deutschland wird das natürlich mit anderen Mitteln als bei uns bewerkstelligt, aber es ist im Grunde genommen das gleiche Prozedere. Es ist ein Ereignis, es ist der Wegfall des Anderen. Wenn man kein jüdisches Museum hätte in Berlin oder in Casablanca, wenn niemand diese Erinnerung pflegen würde, dann wüsste man nicht, was diese jüdischen Friedhöfe bedeuten. Verschiedene jugendliche Marokkaner, die keinen Zugang zur Bildung haben, die sehen eben Friedhöfe, wo niemand mehr

beerdigt wird, die mit komischen Zeichen versehen sind. Das ist das, was bleibt. Und wenn in Deutschland diese Erinnerung nicht gepflegt worden wäre, dann wären sie vielleicht nach Weißensee gekommen, dem größten jüdischen Friedhof Berlins, und hätten nicht verstanden, was das eigentlich soll. Das ist das, was bleibt. Gut okay, wir haben heute Internet, aber wenn man den Sachen ihren freien Lauf, ihren normalen Lauf überlässt, dann bleibt wenig. Dann bleibt diese Erinnerung nur noch ein Fragment, ein paar Steine. Und es gibt genügend dieser Friedhöfe, die nur aus noch halb begrabenen Steinen im Sand bestehen. Wenn man eine Parallelität zeigen möchte zwischen den beiden Ländern, dann ist das die.

*Abschließend, welche Wünsche haben Sie in Bezug auf das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlicher Religion?*

Jean Joseph Lévy: Ja, das ist ein großes Thema. Ich bin selber sozusagen ein Konstrukt des Internationalismus. Meine Mutter ist Spanierin, mein Vater ist marokkanischer Jude. Und bei uns hat diese, wie soll ich sagen, diese Isolation zwischen den einzelnen Gemeinden nie eine Rolle gespielt. Von meiner mütterlichen Seite haben die drei Schwestern alle unterschiedlich geheiratet: Die eine hat einen Moslem, die eine hat einen Juden und die dritte hat einen Christen geheiratet. Ich habe Cousins, die Moslems sind und Cousinen, die christlich sind. Dieses Internationalistische, das ist etwas, was in meiner Geschichte eigen ist. Das ist etwas, das wie ein roter Faden ist. Ich praktiziere in Kreuzberg, das ist ein Umfeld, wo der Internationalismus auch eine Rolle spielt. Und dieser Aspekt der Überwindung solcher kommunitaristischen und engen Grenzen von Gemeinden, das ist etwas, was mir sehr am Herzen liegt. Ich lebe es sozusagen selber. Ich bin verheiratet, habe zwei Kinder, meine Frau ist Deutsche, Nachkomme von Hugenotten.

*Vielen Dank, Herr Lévy, für dieses Gespräch!*



Foto: Jean Joseph Lévy – Momentaufnahme



## PASSPORT



Abderrahman Machraoui

- Geboren in Figuig, Marokko •
- Internist | Kardiologie | Angiologie •
- Chefarzt in Flensburg •
- Im Ruhestand seit April 2013 •

## Die Süd-Nord-Wanderung – eine Lebensgeschichte

Prof. Dr. med. Abderrahman Machraoui wurde am 22. März 1948 in Figuig, Marokko, geboren. Seit Dezember 1966 lebt er in Deutschland. Er absolvierte das Studium der Medizin in Marburg und Heidelberg und erlangte 1973 die Promotion. Es folgten Spezialisierungen in Innerer Medizin, Kardiologie, Angiologie, Hypertensiologie DHL sowie die Zusatzweiterbildung in Kinderkardiologie. Im Jahr 1987 erfolgte seine Habilitation und 1995 seine Professur an der Ruhr-Universität Bochum. Anschließend war er Chefarzt in Flensburg und lehrte an der Universität Kiel. Seit April 2013 befindet sich Prof. Dr. med. Abderrahman Machraoui im Ruhestand. Er engagiert sich jedoch seit 2015 als Professor h.c. an der Staatlichen Universität Pensa, Russland.

Mein Lebensweg führte mich vom Süden nach Norden. Dabei bin ich vom „Oasenkind“ zum „Toubib“ fortgeschritten. Von der Grenzstadt Figuig, einer Enklave im Südosten Marokkos, landete ich in der Grenzstadt Flensburg an der Ostseeküste im äußersten Norden Deutschlands. So entwickelte ich mich vom Schüler zum Hochschul-lehrer und Chefarzt.

Einen Tag nach Frühlingsbeginn des Jahres 1948 bin ich in Figuig, Marokko, als drittes von neun Kindern im Elternhaus geboren. Mein Vater, Cheikh ben Addou, lehrte Mathematik und Französisch und engagierte sich politisch für die Unabhängigkeit Marokkos. Er gehörte als Mitglied und Sekretär der Unabhängigkeitspartei zu den Führern

der pazifistischen Widerstandsbewegung in unserer Region gegen das sogenannte Protektorat Frankreichs. Meine Mutter, Aicha bent Bouaziz, war Analphabetin. Das Lesen und Schreiben konnte sie sich durch Alphabetisierungskurse aneignen. Immerhin konnte sie meine Handzeichen auf Postkarten aus dem fernen Lande mühelos entziffern.

Meine Familie gehört dem arabischen Beduinestamm „Lamour“ an, der eine breite Grenzregion Marokkos und Algeriens besiedelt. Gerontologisch lässt sich der Stammbaum namentlich bis zum Jahr 1006 und dem Heimatort Tamra in der arabischen Halbinsel zurückverfolgen. Dennoch sprachen wir zu Hause häufiger Tamazight als Arabisch.



Foto: Abderrahman – Bei Großvaters Lektüre



**Eine Kindheit im Armenmilieu**

Wirtschaftlich gehörte unsere große Familie zur unteren Mittelschicht. Wohlhabend war sie nicht, aber genügsam. Mehrere Familienmitglieder waren Lehrer oder Verwaltungsangestellte. Unser Haus in Figuig war umgeben von armen Familien, die wir mit unterstützten. Mein Vater achtete darauf, dass sich seine Kinder äußerlich von Nachbarskindern nicht abheben. So wurden unsere Wünsche nach neuer Kleidung nicht selten mit Rücksicht auf unsere Nachbarn abgeschlagen, um Frustration oder Neid zu vermeiden. Arme Verwandte oder Kinder von Freunden nahm er bei uns auf, um ihre Schulbildung zu fördern und zu überwachen. Auch Kinder unseres Stadtteils, Ksar Oudaghir, motivierte er zum Lernen und wirkte in diesem Sinne auf ihre Eltern. Zu Beginn jedes Schuljahres brachte er Schulmaterial aus Casablanca, für uns und zugleich auch für bedürftige Schulkinder. Für begabte Grundschulabsolventen besorgte er Fördergelder zum Besuch des Gymnasiums in der Freien Schule Casablancas. Er ließ eine alleinstehende, hoch betagte Frau bei uns zu Hause pflegen, deren Angehörige ihr nicht helfen konnten. Meine Mutter versorgte und pflegte sie unermüdlich. Sie war auch meistens diejenige, die bedürftigen Nachbarn das Abendessen hinüberbrachte. Diese erlebten sozialen Dienste dürften bei mir verinnerlicht worden sein und die Hilfsbereitschaft gefördert haben.

**Story 1**

*Blue Jeans, bei uns damals als Cowboy-Hosen bekannt, waren Ende der fünfziger Jahre gerade neu auf dem lokalen Markt erschienen. Natürlich wollte ich einmal eine Hose davon haben. Darum bat ich meinen Vater, als ich einmal dachte, dass die Gelegenheit dafür gekommen war. Seine Antwort war aber ernüchternd und kam bei mir wie ein Vorwurf an. „Was meinst Du, wie Dein Freund J. darauf reagieren würde, wenn Du mit einer solchen modischen Hose draußen erscheinen würdest?“*

Erstmalig, mit sechs Jahren, unternahm ich meine erste neunstündige Reise im Osten Marokkos, bei der ich einem Mitreisenden als Begleitung anvertraut wurde. Mit dem Bus kam ich über Oujda nach Touissent, um meinen Vater im Gefängnis zu besuchen. In einer Villa des Interpreten der französischen Kolonialmacht musste mein Vater seine Kinder unterrichten und Hausmeisterarbeiten verrichten. Bis zu meiner nächsten Reise dauerte es weitere sechs Jahre. Erstmalig genoss ich dann Schulferien in einem Schülerscamp in den Wäldern von Tafoughalt und dann bei meinem Onkel in Salé bei Rabat an der Atlantikküste. Sie waren einer der Höhepunkte meiner Kindheit.

Als mein Vater mir, als Zwölfjähriger, und meinen Geschwistern eine Schreibmaschine kaufte, um das Tippen mit dem Zehnfingersystem zu lernen, ahnte ich nicht, dass mir diese Fertigkeit im digitalen Zeitalter beruflich so viel helfen würde. Ebenso wenig ahnte ich, dass ich mit Lehre etwas zu tun haben werde, als ich in den Ferien morgens von sechs bis sieben Uhr meinem Vater aus pädagogischen Lehrbüchern vorlas.

**Anekdote**

*Bei der Lektüre von pädagogischen Lehrbüchern tauchte auch der Name von Sigmund Freud auf, den ich in Arabisch als „Faruid“ falsch vorlas. Als mich ein Kommilitone in Marburg fragte, ob ich Freud kenne, verneinte ich zunächst und gab meine Ignoranz zu. Erst im Laufe des Gesprächs kam ich darauf, dass es sich um „Faruid“ handeln müsste, von dem ich bereits mit dreizehn Jahren etwas gelesen hatte.*

Öffentliche Freizeiteinrichtungen für Kinder gab es in Figuig kaum. Spielzeug haben wir selbst gebastelt. Fuß- und Volleybälle sowie Baseballs wurden aus Stoff modelliert. Zahlreiche Gruppenspiele auf Straßen, Gärten oder Schwimmbecken füllten unsere Freizeit und züchteten offenbar den Teamgeist. Die langen Sommerferien von drei



Foto: Abderrahman Machraoui – Elternhaus in Figuig

Monaten nutzte ich mit Verwandten und Freunden zum Lernen bei meinem Vater oder befreundeten Lehrern in der direkt benachbarten „Tlat-Schule“.

**Story 2**

*Mein Freund Slimane musste die zehnte Klasse im Literaturzweig in Tanger absolvieren. Doch wollte er auf den naturwissenschaftlichen Zweig meiner Schule in Salé wechseln. So half ich ihm in den Sommerferien, den ganzen Stoff der naturwissenschaftlichen Fächer nachzuholen. Zum Glück kam er gleich in dieselbe elfte Klasse der Annahda-Schule in Salé. Er gehörte dann zu den besten Schülern unserer elften und zwölften Klasse.*

Mein Großvater Addou besuchte traditionelle Schulen in Figuig und Rissani (Tafilalt-Region). Er galt unter seinen Gleichaltrigen als gebildet. In Tafilalt sowie in Mechria (Algerien) diente er kurzfristig als Imam. Bekannt war er aber als „Medizinmann“ und Humorist. Ältere hörten von ihm Zitate und Weisheiten, Jüngere Tabus brechende Anekdoten. Er kümmerte sich um meine Schulbildung und achtete sehr auf meine Hausaufgaben, auch wenn er mir dabei nicht viel helfen konnte.

**Story 3**

*Mein jüngster Onkel rief mich einmal zum Anpacken bei Bauarbeiten im Garten. „Nein, mein Sohn“, entgegnete mein Großvater wie so oft, „das ist nichts für Dich. Geh lieber zu Deiner Lernkammer (einem kleinen Büro) und erledige lieber Deine Hausaufgaben.“*

Als Schulkind in Figuig war ich sehr schüchtern und schweigsam. Doch überraschend kamen manche gut überlegte Erwidern von mir auf Bemerkungen von Erwachsenen an. Über meinen neuen, mir deshalb verliehenen Spitznamen „Philosoph“ konnte ich aber nur schmunzeln. Mit Lampenfieber hatte ich bei meinen ersten öffentlichen Auftritten und Vorträgen sehr zu kämpfen. Bald gewann ich aber an Selbstvertrauen. Lampenfieber wurde später durch Freude und Spaß ersetzt. Der Zuhörerkreis konnte dann nicht groß genug sein.

**... und von der Unabhängigkeitsbewegung Marokkos geprägt**

Von der unruhigen Phase der Kolonialbesetzung Nordafrikas und des ausgelösten nationalen Widerstandes habe ich einige unangenehme Ereignisse miterlebt. In Figuig und der „Région de l'Oriental“ wurde die pazifistische Freiheitsbewegung von meinem Vater und befreundeten Mitgliedern der Unabhängigkeitspartei geführt. Zum Zeitpunkt meiner Einschulung und mehrmals davor erlitt er deshalb die Leiden der französischen Gefangenschaft. Zur Begründung von Freiheitsstrafen und Folter gehörte die Mitgründung von freien, modernen arabischen Schulen, die erstmalig auch Mädchen aufnahmen. Zu deren ersten Lehrern gehörte er. Meine ersten Schuljahre waren von Angst und Einschüchterung durch französische Kommandeure begleitet. Szenen der häufigen Hausdurchsuchungen durch Sicherheitskräfte der französischen Autorität und die Nervosität meiner Mutter, die geheime Dokumente verstecken oder verbrennen musste, bleiben tief im Gedächtnis.



Foto: Abderrahman Machraoui – Eltern Cheikh und Aicha

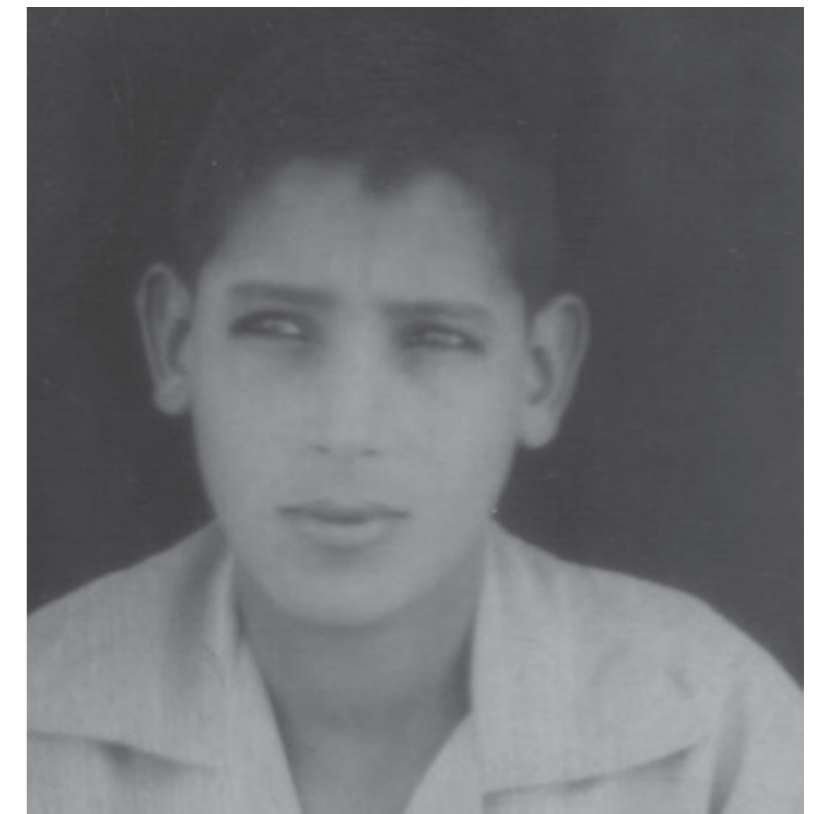


Foto: Abderrahman Machraoui – Als Schüler in Figuig, 1960





Foto: Abderrahman Machraoui – Grundschule Ibn Rachik in Figuig

Auch nach der Unabhängigkeit Marokkos war die Grenzregion von Figuig durch die Aufnahme und Unterstützung von algerischen Flüchtlingen Schauplatz militärischer Auseinandersetzungen zwischen der französischen Armee und den algerischen Freiheitskämpfern. Mein Vater gewährte einigen Kadern der algerischen Befreiungsfront, Front de Libération Nationale (FLN), über drei Monate Zuflucht in unserem Haus. Darunter beherbergten wir auch den späteren Staatspräsidenten Algeriens, Houari Boumedienne. Immer wiederkehrende Alpträume von Verfolgungen durch Soldaten und drohenden Fliegerbomben, die meinen Schlaf störten, gehen auf diese furchterregende Phase zwischen 1957 und 1962 zurück.

Dennoch behielten weder mein Vater noch ich Ressentiments gegen die französische Zivilgesellschaft. Mein Vater lehrte sogar bis 1962, neben Mathematik, ihre Sprache Französisch. Sie gehörte zu seinen Fächern dazu, sowohl in den arabischen Schulen als auch in den bilingualen Schulen nach der Unabhängigkeit Marokkos.

#### Der Anschluss an das Gymnasium

Die Grundschule setzte ich im unabhängigen Marokko in der bilingualen staatlichen Schule fort. Der Abschluss erfolgte mit dem „Certificat d'Études Primaires“. Da ich danach auf die freie arabische Schule El Hassania wechseln sollte, legte ich auch noch die Abschlussprüfung nach dem arabischen System ab. Marokko mangelte es bis in den sechziger Jahren an ausgebildeten Lehrern. Französische Lehrer wurden durch Lehrkräfte aus Ägypten und dem Nahen Osten ersetzt. Es handelte sich meistens um Akademiker oder Studenten ohne pädagogische Ausbildung.

Da es in Figuig kein Gymnasium gab, versuchte mein Vater die zehnte Klasse einzuführen. Sie war aber nur sechs Wochen in Betrieb, da er, dreiundvierzigjährig, am 30. November 1963 verstarb. Niemand anders fand sich, um das Gymnasium weiterzuführen. So musste ich im Januar 1964, also mit dreimonatiger Verspätung, in die freie Schule Annahda nach Salé wechseln. Ich hatte trotzdem den verpassten Lehrstoff in mehreren neuen Fächern wie Physik, Chemie

und Englisch aufzuholen, um das Schuljahr erfolgreich abzuschließen. Als Fach hatte ich nämlich die „Experimentellen Wissenschaften“ gewählt, welches dort gerade ein Jahr zuvor eingeführt wurde. Schon damals, mit 15 Jahren, legte ich mein Ziel fest, Medizin zu studieren, um Kardiologe zu werden.

Chemie, Physik, Biologie und Mathematik waren meine Lieblingsfächer. An die Aufgabe der Abschlussprüfung der zehnten Klasse in Chemie kann ich mich noch erinnern, da mir deren Lösung leicht fiel. Es handelte sich um die Wärmelehre unter Anwendung des Wärmekoeffizienten. Mein Fleiß im Gymnasium wurde immer mit den besten oder den zweitbesten Noten in meiner Klasse belohnt. Besonders im letzten Schuljahr hatte ich stets das Gefühl, dass mir Zeit für meine Hausaufgaben fehlte. Meine Klassenkameraden kannten meinen Spruch: „Wenn die Zeit käuflich wäre, so wäre ich der erste Kunde.“

#### Story 4

*Bei einer besonders schwierigen Algebra-Aufgabe in der elften Klasse fanden nur mein Freund Slimane und ich die richtige Lösung. Sie lautete:  $4\lambda$ . (Lambda). Allerdings brauchte dafür der besonders intelligente Slimane nur eine Seite an Formeln, um die Endlösung zu errechnen. Dagegen benötigte ich zwei Seiten an fehlerfreien Berechnungen. Vor allem Fleiß, Ausdauer und Konzentration dürften somit meinen Schulerfolg ermöglicht haben.*

#### Vorbilder

Meine Vorbilder, die mich prägten, waren mein Vater und zugleich erster Lehrer sowie Mahatma Ghandi. Cheikh ben Addou war mein Vorbild, weil er meine Bildung und die Schulbildung in der ganzen Heimatstadt nachhaltig gefördert hat. Bescheidenheit, Genügsamkeit, Gelassenheit, zwischenmenschlicher Respekt und die aufopfernde Hilfe für Bedürftige haben sich bei mir eingepreßt. „Si Cheikh“, wie er benannt wurde, starb früh, als ich fünfzehn Jahre alt war, ein besonders traumatisierendes Erlebnis.

Mahatma Ghandi, von dem ich bereits als Dreizehnjähriger gelesen hatte, imponierte mir durch seinen gewaltfreien aber hartnäckigen Widerstand gegen Fremdherrschaft. „Gewalt ist die Waffe des Schwachen“.

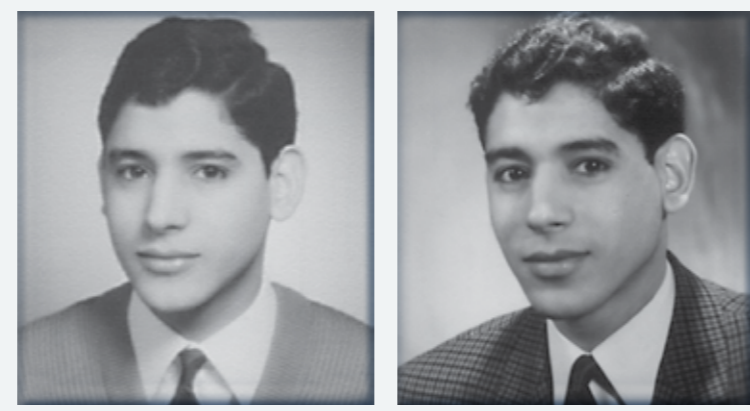


Foto: Abderrahman Machraoui – Student, Marburg 1968, Heidelberg 1970



Foto: Abderrahman Machraoui – Abiturklasse Bac sciences exp 1965-1966

chen; Gewaltlosigkeit die des Starken.“ So bin ich, wie auch mein Vater, als überzeugter Pazifist herangezogen worden. „Si Cheikh“ wurde übrigens von seinen Kompagnons als „Figuig's Ghandi“ genannt.

Gelassenheit in Konflikt- und Stresssituationen wurde mir aber auch durch meinen in meiner Heimatstadt als Humorist bekannten Großvater Addou beigebracht. Er fand immer für alle Altersgruppen einprägsame Weisheiten oder heitere Unterhaltungen.

Aufgewachsen in einer großen Familie, die fast täglich Gäste, Besucher aus dem In- und Ausland, Ratsuchende und Hilfsbedürftige empfing, lernte ich den Umgang mit vielen Menschen. Hilfsbereitschaft und Toleranz wurden mir eingepreßt. Dieses Rüstzeug dürfte mir in meinem Beruf als Arzt und im Umgang mit unterschiedlichen Gesellschaften genutzt haben. Wahrscheinlich kommt mir auch die Lehrtätigkeit meines Vaters und meiner Onkel bei meiner Hochschultätigkeit zugute. Für ein politisches Engagement wie von „Si Cheikh“ fehlten mir allerdings die Zeit und der geeignete Rahmen.

#### Story 5

*Als Zwölfjähriger bat ich meinen Vater um neue Schuhe. Er meinte aber, dass ich noch keine neuen Schuhe benötigte und stellte fest: „Schau Dir meine simplen Sandalen an. Zusammen mit einer Delegation durfte ich damit gestern im Palais Royal vom König Mohammed V. empfangen werden.“ Da meine Schuhe tatsächlich nicht schlechter abgeschnitten haben, hielt ich inne.*

#### Anlass der Migration

Im Alter von 18 Jahren kam ich am 30. November 1966 nach Deutschland, um Medizin zu studieren und Kardiologe zu werden. Medizin inspirierte mich wahrscheinlich durch öffentliche medizinische Aufklärungsfilmchen der ersten Jahre nach der Unabhängigkeit Marokkos (sog. „Königsfilme“). Ausländische Ärzte, die bei meinem Vater Arabischunterricht erhielten, haben mich offenbar in die Medizin geführt. Der frühe Tod meines Vaters an akuter Herzschwäche, zunächst ungeklärter Ursache, hat dann meine Entscheidung für das Medizinstudium mit Spezialisierung in Kardiologie beschleunigt. Später konnte ich die Todesursache als Lungenarterienembolie

aufklären. Sie ereignete sich während seiner letzten Reise im Pkw nach Oujda.

Mir war zum Anfang des letzten Schuljahres ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) in Aussicht gestellt worden. Die vier Schüler mit den besten Schulnoten wurden dafür ausgewählt. Zum Studium in Deutschland wurde ich somit angeworben und musste mich dafür nicht erst bewerben. Eingesetzt für diesen akademischen Austausch von marokkanischer Seite hat sich der stellvertretende Direktor der Annahda-Schule in Salé, der Universitätsprofessor für Rechtswissenschaften, spätere Parlamentsabgeordnete und Gründer der ersten Menschenrechtsorganisation Marokkos, Abderrahmane El Kadiri. Die Entscheidung zum Studium in einem Land mit fremder Sprache und Kultur fiel mir nicht leicht. Doch begünstigten damals Studentenunruhen an der einzigen Universität Marokkos in Rabat und die Drohung der Regierung, sie zu schließen, meine Wahl für das Ausland. Die meisten Absolventen eiferten deshalb um Auslandsstipendien. Außerdem bot sich für mich die Chance an, dem eingeführten Militärdienst zu entgehen, der mit meiner Gesinnung nicht zu vereinbaren gewesen wäre.



Foto: Abderrahman Machraoui – Im Jahr 2000





Foto: Abderrahman Machraoui – Team Med. Klinik DIAKO Flensburg

**Story 6**

*Unvergesslich wird der Tag bleiben, an dem die Ergebnisse der Abiturprüfung vor dem Gebäude des Ägyptischen Instituts in Rabat bekannt gegeben wurden. Als ich dort mit meinen Kameraden auf den verspäteten Aushang der kleinen Liste der bestandenen Schüler aus drei Schulen von Rabat und Salé wartete, kam der Vize-Schuldirektor El Kadiri vorgefahren. Er rief mir aus dem Autofenster freudestrahlend laut zu: „Herr Machraoui, Herr Machraoui, mit der zweitbesten Note aller Schulen haben Sie bestanden“, und fuhr wieder fort. Erst mit dieser erfreulichen Botschaft sicherte ich mir das angebotene Stipendium und atmete auf.*

**Story 7**

*Bei den meist strengen Gymnasiallehrern der sechziger Jahre war es nicht üblich, von Lehrern oder Professoren privat eingeladen zu werden. Ausgerechnet der sonst unnahbare und eher unpersönliche Vize-Direktor war es, der mich und einen der ebenfalls besten Klassenschüler und Freund Slimane zu einem Vorbereitungsgespräch, in Anwesenheit eines syrischen Literaturlehrers, zu sich nach Hause in Rabat einlud. Der Rahmen der Studienförderung wurde uns dabei erläutert. Für diese unvergessliche Zuwendung bin ich ausgesprochen dankbar. Als Geschenk erhielten wir das viel bedeutende Buch „Les damnés de la terre“ von Frantz Fanon, das ein Vorwort von Jean-Paul Sartre enthielt.*

Mein erster Einblick in die Krankenhaustätigkeit erfolgte durch ein Krankenpflegepraktikum vor dem Medizinstudium in Figuig. Eine Einführung in die Wundversorgung, intramuskuläre Injektion und medikamentöse Behandlung erhielt ich von einem spanischen Arzt, Dr. German, und von den vier Krankenpflegern. Dort wurden damals

die Injektionskanülen mehrfach verwendet, bis sie stumpf wurden oder verbogen waren. Sterilisiert wurden sie durch Kochen in einem alten Kessel. In den Behandlungsräumen roch es immer nach Alkohol, der zur Desinfektion verwendet wurde. Zwei Krankenpfleger, die noch am Leben sind, Salah und Tijini, treffe ich gelegentlich in Figuig oder Oujda. Gerne stelle ich sie den Begleitern als meine „ersten Professoren“ vor.

**Hindernisse in der Ausbildung**

Im Gymnasium hatten wir keinen einzigen Lehrer, der ein Lehramtsstudium absolviert hatte, weil es sie damals in der von mir gewählten Fachrichtung noch nicht gab. Dennoch hatten sich die Lehrer, meistens Studenten oder Apotheker, bemüht, uns den Lehrstoff mit großem Engagement zu vermitteln. Dass nicht alle vierunddreißig Schüler unserer Klasse mitkamen, war daran zu erkennen, dass nur vier Schüler das Abitur in der ersten Runde geschafft haben.

Nach zwei intensiven Sprachkursen über vier Monate am Goethe-Institut Lüneburg konnte ich die Abitur-Äquivalenzprüfung in Erlangen bestehen. Dennoch musste ich auf den Studienplatz warten und überbrückte das Semester mit einem Biologiestudium in Erlangen, das inhaltlich dem ersten Semester Medizin entsprach. Nach sechs Monaten kam ich sprachlich im Alltag gut zurecht. Über verschiedene Themen war ich in der Lage mitzudiskutieren. Doch waren die ersten zwei Studiensemester in Deutschland wegen der sprachlichen Probleme die Schwierigsten. Im ersten Semester spielte ich sogar mit dem Gedanken aufzugeben. Kontakte zu deutschen Kommilitonen waren für ausländische Studenten eben wegen der sprachlichen Probleme

erschwert. Dennoch konnte ich nach Abschluss der Sprachkurse am Goethe-Institut relativ schnell Bekanntschaften machen, das Leben deutscher Familien kennenlernen und mit ihnen Freizeitaktivitäten teilen.

Vermisst habe ich anfangs Pfefferminztee, ohne den kein Marokkaner auszukommen scheint, und die auch von Deutschen geschätzte marokkanische Küche. Anlass genug war es für mich, meiner Mutter und meinen Schwestern die Kochkunst daheim abzugucken und später die importierte Pfefferminze im Garten wachsen zu lassen. Von der deutschen Küche genieße ich gerne Obstkuchen und Nachtisch.

**Anekdoten**

*Im ersten Jahr meines Aufenthaltes in Deutschland bot uns der World University Service (WUS) kurzfristig einen Wochenendausflug in die Fränkische Schweiz an. Ich sagte ab, weil ich als Marokkaner für die Schweiz ein Visum bräuhchte, dachte ich.*

*Fünf Monate nach meiner Ankunft in Deutschland fand ein Gespräch beim Akademischen Auslandsamt in Erlangen statt, das die Mitarbeiterin mit „gell?“ beendete. Daraufhin erwiderte ich: „Apropos Geld, wann wird die erste Stipendiumsrate ausgezahlt?“*

Später war mein Studium in Marburg und Heidelberg absolut problemlos, immer erfolgreich und hat mir viel Spaß gemacht. Manche Vorlesungen und klinische Praktika besuchte ich sogar zweimal freiwillig, aus Eigenmotivation. Auf die einzelnen Prüfungen des Staatsexamens habe ich mich wegen der jeweils anschließenden Feier unserer Examenngruppe immer gefreut. Danach folgten mehrere Umzüge, um meine Facharztweiterbildung aufzunehmen und fortzusetzen. In mehreren Krankenhäusern arbeitete ich als Assistenzarzt, so in Landau in der Pfalz, Kassel, Rotenburg an der Fulda, Bochum und in Lille, Frankreich.



Foto: Abderrahman Machraoui – Herzkatheterlabor Flensburg

Insgesamt zog ich in meinem Leben dreizehnmal von Ort zu Ort um und lebte in sieben verschiedenen Bundesländern.

Nicht immer waren meine Lernziele leicht zu erreichen. So kostete mich der frühe Zugang zu den invasiven kardiologischen Untersuchungstechniken Überzeugungskraft und eine hartnäckige Zielstrebigkeit gegenüber meinen Vorgesetzten.

**Story 8**

*Das DAAD-Stipendium von monatlich 400 DM war für Studium und Lebensunterhalt eigentlich ausreichend. Doch brachte ich mich zweimal in finanzielle Nöte. Einmal durch den Kauf eines Radios mit Empfang von ausländischen Sendern für 70 DM, um mein Heimweh etwas zu stillen. Dafür musste ich mich verschulden. Es ist mir trotzdem nie gelungen, den Heimatsender zu empfangen. Das zweite Mal, als ich im zehnten Studiensemester einen Gebrauchtwagen, ein VW-Käfer Cabrio, für 1000 DM kaufte. Die häufigen Autoreparaturen haben meine Kasse ruiniert. In den Sommerferien musste ich deshalb für zwei Wochen in einem Verpackungsunternehmen in Heidelberg arbeiten, was ich sonst nie zuvor gemacht hatte.*

**Wichtige Ereignisse**

Nach Abschluss meines Medizinstudiums und der Promotion, jeweils mit der Note *sehr gut*, der Weiterbildung zum Facharzt für Innere Medizin und Kardiologie an der Ruhr-Universität Bochum und einer Zusatzweiterbildung in Kinderkardiologie an der Universität Lille, strebte ich 1983 eine akademische und ärztliche Mitwirkung an einer der beiden medizinischen Fakultäten in Marokko an. Für meine Enttäuschung über die abweisende Haltung der damaligen Entscheidungsträger in meinem Heimatland, die keinen Bedarf in Marokko sahen, wurde ich paradoxerweise in Deutschland mit der Förderung zum Oberarzt und dann bald zum leitenden Oberarzt am Universitätsklinikum Bergmannsheil der Ruhr-Universität Bochum „getröstet“. Dabei wurde ich sogar einem deutschen Kandidaten vorgezogen. Damit erhielt ich die einmalige Chance, mich medizinisch als Spezialist, akademisch als Hochschullehrer und wissenschaftlich als Forscher weiterzuentwickeln und zu entfalten. Die Weiterentwicklung der Kardiologie in Bochum, vor allem der interventionellen Kardiologie, durfte ich fünfzehn Jahre lang wesentlich mitgestalten.

Meine Rückkehr nach Marokko wollte ich 1979 vorbereiten. Zur Information über den Bedarf in meinem Heimatland suchte ich den Leiter der kardiologischen Abteilung der Universität Mohammed V. in Rabat auf. Nach einem Rundgang im Hôpital Avicenne empfahl er mir ausdrücklich, die Herzkathetertechnik bei Kindern zu erlernen, um sie dort einzuführen. Diese Kompetenz und darüber hinaus alle kardiologischen Untersuchungs- und Behandlungstechniken konnte ich in Lille erwerben.

Als ich dann Anfang 1983 sondieren wollte, wie meine Integration in die Universitätsklinik Rabat konkret aussehen könnte, meldete ich



mich wieder bei dem gleichen Leiter der Kardiologie. Mühsam war es aber, einen neuen Termin mit ihm zu vereinbaren. Den ersten Termin konnte er wegen der Begleitung des Königs Hassan II. nach Marra-kesch nicht einhalten. Er war nämlich einer seiner Leibärzte. Erst am Vortag meines gebuchten Rückfluges hat er mich empfangen. Ihm lag ein Empfehlungsschreiben meines Chefs in Lille, des renommierten Kinderkardiologen Prof. Claude Dupuis, vor.

Gleich zu Beginn des Gesprächs wies er mich darauf hin, dass es ein neues Gesetz gebe, wonach ausländische Medizinstudenten, die in der Universitätsklinik aufgenommen werden sollen, ein Diplom in einem Grundlagenfach haben sollten. Korrigierend musste ich ihm aber versichern, dass ich weder Ausländer noch Student bin, sondern marokkanischer Bürger und Facharzt für Innere Medizin und Kardiologie mit einer Zusatzweiterbildung in Kinderkardiologie, die er mir selbst 1979 empfohlen hatte. Unbeeindruckt fügte er hinzu, unter Anwesenheit des Dekans der neuen Medizinischen Fakultät in Casablanca, dass in meinem Fall noch ein Diplom in Nuklearphysik benötigt würde. Er betonte, dass diese Bedingung für beide Fakultäten in Rabat und Casablanca gelten würde. Nach Deutschland oder Frankreich sollte ich also zurück, um dieses Diplom zu erwerben. Nur um seiner Logik zu folgen, fragte ich, was er mir dann als Anstellung anbieten würde. „Dann wären Sie unter uns und wir werden dann schauen.“ Interpretiert habe ich daraus, dass ich mit meinen Kompetenzen seine Clique nur stören würde und es besser wäre, im Ausland zu bleiben.

Noch in der gleichen Woche erhielt ich stattdessen eine Einladung von meinem ehemaligen Chef in Bochum, Prof. Jürgen Barmeyer, und ein Angebot zur Einstellung und zwar bereits zwei Monate vor Beendigung meiner Weiterbildung in Lille. Wenige Monate später wurde ich sogar zu seinem Stellvertreter ernannt.

#### Leistungen und Führungsstil als Oberarzt

Neben der Patientenversorgung und dem Lehrauftrag für Studenten gehörte es zu meinen Aufgaben, die Assistenten in die klinische und invasive Kardiologie einzuführen und die wissenschaftliche Arbeit zu fördern. Dabei nahmen wir uns vor, an einschlägigen nationalen und internationalen Kongressen mit eigenen Arbeiten aktiv teilzunehmen und sie in Fachzeitschriften zu veröffentlichen. Profitiert haben wir von der Kooperation mit den Kompetenzen der jungen, dynamischen Ruhr-Universität in den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Eine ergiebige wissenschaftliche Zusammenarbeit hatten wir als Kliniker in Bochum vor allem mit den Instituten für Pathologie, Biochemie und Hochfrequenztechnik und in Duisburg-Essen mit dem Institut für Werkstofftechnik, mit dem wir ein patentiertes Konzept für Oberflächenbeschichtungen von Koronarstents (Gefäßstützen für Herzkranzarterien) entwickelten. Neben den internationalen Kongressen mit Live-Übertragungen aus den Herzkatheterlaboratorien dienten zahlreiche Hospitationen vor allem in kardiologischen Zentren in Deutschland, den USA, Italien und Frankreich der Weiterentwicklung

meines Schwerpunktes, der interventionellen Kardiologie, in Bochum und später in Flensburg.

In Universitätskliniken, wo Konkurrenz um akademische Karriere herrschte und diese häufig die Zusammenarbeit erschwerte, verfolgte ich stattdessen akademische Bestrebungen mit Kollegen und Mitarbeitern durch Motivation zu teilen. Denn durch Kooperation sind Ziele in der Regel dann schneller erreichbar, wenn hemmende Konkurrenzkämpfe ausbleiben. Diese Teamwork-Strategie fand nach meiner Erfahrung immer ihre Bestätigung. Für das gemeinsame Werk, eines der ersten Bücher über Koronarstenting in deutscher Sprache, konnte ich meine Mitarbeiter so motivieren und gewinnen, dass es innerhalb von nur zwölf Monaten beim Steinkopff-Verlag 2001 erscheinen konnte. Finanzielle Interessen standen außerdem bei mir nie im Vordergrund. Die stetige Bemühung beste Arbeitsqualität anzustreben lohnt sich meistens, professionell wie materiell. Wir sollten finanziellen Vorteilen nicht nachhaken, sondern sie für unsere Verdienste nach uns suchen lassen.

Gemeinsame Fortbildungsveranstaltungen für ärztliches und nicht-ärztliches Personal führte ich mit dem Hintergrund ein, nicht nur Fachwissen zu vermitteln, sondern auch den Teamgeist zwischen den Berufsgruppen zu fördern. Konfliktpotential in der täglichen Arbeit sollte vorgebeugt werden. Das Ergebnis dieser Strategie war bald sichtbar, die Arbeitsatmosphäre konnte dann als exzellent bezeichnet werden. Dazu hat aber auch der Abteilungsleiter durch hohe menschliche Qualitäten beigetragen. Regelmäßige Fortbildungsveranstaltungen für die Bochumer Ärzte wurden ausgerichtet. Einen Arbeitskreis für interventionelle Kardiologie zum Erfahrungsaustausch zwischen



Foto: Abderrahman Machraoui – Herzkatheterlabor Flensburg

den Kardiologen der Kliniken der Ruhr-Universität habe ich Anfang der neunziger Jahre gegründet und bis zu meinem Wechsel nach Flensburg geführt.

In Bochum, Lille und Flensburg/Kiel wurden mehr als vierzig erfolgreiche Doktorarbeiten von mir betreut. Zusammen mit meinen Mitarbeitern wurden mehr als 350 Publikationen und wissenschaftliche Vorträge veröffentlicht. Schwerpunkte waren das Cor pulmonale und die pulmonalarterielle Hypertonie, das Koronarstenting und die Röntgenkontrastmittel. Viele andere Themen aus der Inneren Medizin und der Grundlagenforschung waren Gegenstand meiner Arbeiten.

Meine wissenschaftliche Hauptarbeit zur Habilitation von 1983 bis 1989 befasste sich mit dem Cor pulmonale und der pulmonalarteriellen Hypertonie (Bluthochdruck in Lungengefäßen). Dieses Thema wurde nicht zufällig gewählt, denn mein Vater verstarb, wie ich im Laufe des Studiums eruiieren konnte, an der akuten Form des Cor pulmonale, des Rechtsherzversagens, das durch eine plötzliche Blutdrucksteigerung im Lungenkreislauf hervorgerufen wird. Die Ursache war eine Lungenembolie, die er nach einer sechsstündigen Autofahrt von Figui nach Oujda erlitten hat und fünf Tage später zu seinem Tod führte. Eine effiziente Behandlung der Lungenembolie gab es weltweit Anfang der sechziger Jahre noch nicht.

In Bochum führte ich den Auskultationskurs und den Echokardiographiekurs für Studenten ein. In Flensburg sowie an der Staatlichen Universität Pensa lehrte ich als innovatives Untersuchungsmodell die echokardiographisch geführte Herz auskultation zur Erkennung von Herzfehlern. Sie soll die Studenten an der alt bewährten akustischen



Foto: Abderrahman Machraoui – Herzkatheterlabor-Team Flensburg

Untersuchungsmethode mit dem Stethoskop, der Herzauskultation bei Herzfehlern, trainieren. Parallel dazu sollen die Praktikanten in die modernere bildgebende Ultraschallmethode, die Farbdoppler-Echokardiographie, eingeführt werden. Leider hat diese wichtige diagnostische Methode bis heute nirgends einen Eingang in das Curriculum des Grundstudiums gefunden. Sie wird stattdessen erst spät während der Facharztweiterbildung gelernt.

#### Tätigkeitsbereiche und Führungsstil als Chefarzt

Bis zu meiner Auswahl zum Chefarzt der medizinischen Klinik in Flensburg, einem Lehrkrankenhaus des Universitätsklinikums Campus Kiel und Lübeck, musste ich die mehrstufigen Auswahlprozeduren durchlaufen. Vorstellungen beim Vorstand, bei den einzelnen Chefärzten in der Chefarztsitzung und schließlich beim Aufsichtsrat der Diakonissenanstalt waren notwendig. Auch ein Rundgang von Vorstandsmitgliedern in unserer Abteilung in Bochum gehörte dazu. Der Wechsel nach Flensburg fiel allerdings besonders meiner Frau und Tochter schwer und drohte deswegen zu scheitern. Wir mussten nach meiner definitiven Zusage die Kompromisslösung des abwechselnden Pendelns an den Wochenenden zwischen Bochum und Flensburg hinnehmen. Die zwei bis drei wöchentlichen Bahnfahrten von sechs Stunden nutzte ich sinnvoll als weiteren Arbeitsplatz, wo ich dank Laptops und Handys häufig mehr erledigen konnte als sonst zu Hause. Mehr Fachzeitschriften konnte ich außerdem lesen.

Zu meinen Aufgaben gehörten neben der stationären und ambulanten Patientenversorgung das Personalmanagement, die Mitwirkung beim Qualitätsmanagement als Mitglied der Lenkungsgruppe, die Leitung der Arzneimittelkommission des Krankenhauses, die ärztliche Fortbildung als Fortbildungsbeauftragter des Ärztevereins Flensburg, die Weiterbildung zu Fachärzten für Innere Medizin, Kardiologie und Angiologie, die Prüfung von Ärzten für Angiologie als Prüfungsbeauftragter der Landesärztekammer, die Lehre von Studenten, die wissenschaftliche Arbeit und Betreuung von Doktoranden der Universität Kiel u.v.m.

Zur Förderung der Mitarbeiter pflegte ich es, regelmäßige, individuelle Personalentwicklungsgespräche zu führen, deren Wert ich besonders schätzte. Die Ergebnisse der evaluierten Qualitätssicherung mit Benchmarking wurden in strukturierten Workshops mit Mitarbeitern besprochen. Prozeduränderungen wurden im Team diskutiert und dann entschieden. Oberärzte wurden mit Kommissionsaufgaben beauftragt. Auch erfahrene Assistenzärzte übernahmen Sonderaufgaben.

Die fachliche und organisatorische Führung meiner Klinik für Innere Medizin in Flensburg ist in meinem Taschenbuch „Angewandte Internistische Standards“, Ärzteverlag, dokumentiert. Es diente meinem ärztlichen und nicht-ärztlichen Personal als „Kochbuch“ für den Krankenhausalltag. Diagnostische und therapeutische Strategien wurden eigens für meine Klinik in Teamwork erstellt. Darin sind spezifische Prozeduren in Flussdiagrammen, Tabellen und





Foto: Abderrahman Machraoui – Verleihung Prof. h.c. Uni Pensa, Russland



Foto: Abderrahman Machraoui – Porträts der Lehrkörper, Uni Pensa, Russland

Aufzählungen als Verordnungen dargestellt. Praktische Verfahren für die kooperierenden Kliniken und Institute sind in diesem Taschenbuch wie Untersuchungsstandards beschrieben, die durch Arbeitsgruppen und in zahlreichen Konferenzen entwickelt wurden. Unter meiner Klinikleitung wurde Flensburg zu den Zentren mit der niedrigsten Sterberate und schnellsten Akutversorgung bei Herzinfarkt gezählt.

#### Schlüssel des Erfolgs und Hindernisse in Deutschland

Die Vergabe eines Stipendiums durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) war die entscheidende Unterstützung, die ich von Deutschland erhielt und die mir das Medizinstudium ermöglicht hat. Dafür bin ich dieser deutschen Institution dankbar. Die Kosten des Studiums musste ich allerdings nach meiner Facharztweiterbildung komplett zurückzahlen. Dankbar bin ich auch für die Vergütung meiner Tätigkeit während meiner Weiterbildungszeit, die dem Gehalt meiner deutschen Kollegen entsprach. In Frankreich dagegen verdienen ausländische Assistenzärzte weniger als ihre einheimischen Kollegen. Die Weiterbildung zum Kardiologen und die akademische Qualifizierung bis zum Professortitel sind in Deutschland anspruchsvoller und dauern wesentlich länger als in Frankreich. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Ruhr-Universität Bochum konnte ich mich hier in Deutschland entfalten und meine Forschungstätigkeiten frei konzipieren und durchführen. Die zahlreichen Kontakte mit Kollegen aus verschiedenen Universitäten in Deutschland und im Ausland wie Frankreich, Italien, Polen, Spanien, USA und anderen Ländern im Rahmen von Kongressen und Vorträgen haben meine Erfahrungen erheblich bereichert. Als leitender Oberarzt und später als Chefarzt gehörte der Teamgeist zu meiner Arbeitsstrategie. Die Ziele versuchte ich grundsätzlich mit dem Team, gegebenenfalls mit Kollegen anderer Disziplinen, gemeinsam zu verwirklichen, indem ich meine Mitarbeiter oder Kollegen einbezog und dadurch gleichzeitig förderte. Die Voraussetzung dafür ist, dass die Zielplanung zusammen mit den Mitwirkenden erfolgt.

#### Meine Verbindung zur Heimat

Mit meiner Heimat verbinden mich mehr als dreihundert Familienmitglieder in allen Landesteilen und in Frankreich, mit denen ich noch Kontakt habe, und vor allem meine acht Geschwister. Viele brauchen meine Hilfe oder meinen Rat und ich nutze ihre Erfahrungen ebenso. Mit meiner Heimatstadt Figuig fühle ich mich so eng verbunden wie schon immer. Ich halte mich über Ziele und Probleme dieser wunderbaren Oase immer informiert und helfe bei ihrer Entwicklung dort, wo ich Möglichkeiten sehe. Die lokalen bedarfsorientierten Projekte werden auch von mir unterstützt. Ich reise gerne im Herbst zur Dattelernte nach Figuig, weil ich Datteln, vor allem „Aziza“, leidenschaftlich genieße. Um diese Datteln vermarkten zu können, wünsche ich mir eine Verdopplung des Palmenbestandes durch ein Megaprojekt. Mein Ziel ist es aber auch, mit meiner Berufsgruppe in Marokko zusammenzuarbeiten. Zur Verfügung stelle ich mein Know-how der jungen Medizinergeneration im Rahmen von Klinikprojekten in Figuig und Marrakesch, die in Kürze starten. Denn Wissen muss, wie Geld, zirkulieren, um nutzbringend zu sein.

#### Entwicklungspotenzial in Marokko

Marokko hat ein enormes Entwicklungspotenzial auf allen Ebenen, so z.B. im sozioökonomischen und technologischen Bereich. Die jüngere Bevölkerung kann der Garant für diese Entwicklung sein. Die unerlässliche Voraussetzung dafür ist allerdings die Sicherung einer umfassenden, qualitativ verbesserten Bildung, auch in ländlichen und bergischen Regionen Marokkos. Der Ausbau der Infrastruktur und eine Erziehung zur Kritikfähigkeit in Familien und Schulen gehören dazu. Frauen müssen zur Entwicklung des Landes mehr herangezogen werden, denn auf die Hälfte der Bevölkerung, die Frauen darstellen, darf nicht verzichtet werden. Erfreulicherweise ist festzustellen, dass Marokko in den letzten zehn Jahren große Schritte in diese Richtung unternommen hat. Die langfristige Strategie der Industrialisierung und der engeren Kooperation mit westafrikanischen Ländern sind vielversprechende Entwicklungsperspektiven.

#### Familie

Ich bin seit 1981 verheiratet. Meine Frau Jutta war medizinisch-technische Assistentin von Beruf. Sie ist mittlerweile im Ruhestand. Unsere Tochter Nadia war Physiotherapeutin und verheiratet. Ihr tragischer Tod im Alter von nur 34 Jahren hat uns tief erschüttert. Meine acht Geschwister leben alle in Marokko.

#### Hobbys und sonstige Interessen

Lektüre von sozioökonomischen und weltpolitischen Themen sowie von archäologischen Berichten, Gedichte in Arabisch oder Französisch bei besonderen Anlässen, Photographie, Kulturveranstaltungen (Musik, Theater, Kabarett).

Vereinsaktivitäten: Rotary Club, Deutsch-Marokkanisches Kompetenznetzwerk, DMK e.V., Compétences Médicales des Marocains du Monde, C3M, Montagkreis (kulturelle Themen) als Moderator, Life e.V. (meistens als Moderator bei Veranstaltungen des Lichtblicks Flensburg e.V.) u. a. m.

#### Lebensmotto, Grundsätze und Empfehlungen

- Bildung ist Kapital.
- Einsatzfreude und Qualität bringen Erfolg.
- Gelassenheit und Toleranz lindern Konflikte.
- Gutes Ziel teilen, lässt es schnell erreichen.
- Gegenseitiger Respekt ist oberste Maxime.
- Respektiere andersdenkende Mitmenschen.
- Respektiere andere Kulturen.
- Falsche Töne erzeugen Hass.
- Gemeinsames wird gemeinsam entschieden.
- Einmischung erzeugt Konflikte.
- Eigene Ordnung erzwingen, raubt Freiheit.
- Der Partner ist kein eigener Besitz.
- Die Privatsphäre bleibt jedem erhalten.
- Es gibt höhere Werte als das Geld.



Foto: Abderrahman Machraoui – Gruppenbild Teilnehmer an kardiolog. Sprechstunde in Figuig 2015



## PASSPORT



Leila Bekraoui

- Geboren in Rabat •
- Ingenieurin im Automobilsektor •
- Leben im Einklang mit der Natur •

## „Weil ich immer auf der Suche nach Neuem bin ...“

Dr. Leila Bekraoui wanderte von Marokko nach Frankreich und von Frankreich nach Deutschland aus. Sie gehörte zu den jungen marokkanisch-stämmigen Bildungsmigrant\_innen, die international mobil, multilingual und hochqualifiziert sind.

Dr. Leila Bekraoui besuchte in ihrer Kindheit in Marokko ein französisches Gymnasium, nach dessen Besuch viele Schüler zum Studium ins Ausland gegangen sind.

Mit 17 machte ich mein Baccalauréat (französisches Abitur) an dem französischen Gymnasium Lycée Descartes in Rabat mit der Fachrichtung Mathematik und Physik, eine Fachrichtung, die mir damals viele Türen öffnete. Ich hätte in Marokko bleiben können, Medizin oder Ingenieurwesen studieren und so einen angesehenen Beruf ausüben können. Ich wäre gesellschaftlich etabliert gewesen.

Ich entschied, ein Studium in Frankreich anzufangen. Ich wollte weg und etwas von der fernen Welt sehen. Es fühlte sich gut an. Es war meine eigene Entscheidung. Im Nachhinein betrachtet eine rein pubertäre Entscheidung. Ich verabschiedete mich von meiner Familie, von einer behüteten Umgebung, von meinen Freunden, von dem sozialen Luxus, in dem ich aufwuchs und machte mich auf den Weg ins Abenteuer.

Erst am Flughafen spürte ich die Schwere meiner Entscheidung, die Schwere der Trennung. Es entstand ein Gefühl, das mich über die nächsten 20 Jahre begleiten sollte.

Mein Leben in Frankreich war lehrreich an Erfahrungen, aber doch unspektakulär. Ich studierte die ersten 4 Jahre in Caen und bekam einen Master in Elektronik, Elektrotechnik und Automatisierungstechnik. Ich erfüllte damit die Erwartungen meiner Eltern, lernte und bekam meinen Abschluss innerhalb der schnellstmöglichen Zeit. Zunächst wohnte ich bei meinem Onkel und war überrascht, dass ich nicht verwöhnt wurde, wie ich es von zuhause gewöhnt war. Es war ja schließlich die Familie! Schnell zog ich in WGs und machte die üblichen positiven als auch negativen Erfahrungen des Studentenlebens.

Mein fünftes und letztes Jahr in Frankreich verbrachte ich in Rennes und Brest in der Bretagne, wo ich mein DEA (Diplôme d'Études Approfondies) in Signal, Telekommunikation, Bildverarbeitung und Radar bekam. Ich war 22, als ich mit dem Studium fertig war, viel zu früh, um in das Berufsleben einzusteigen. So schrieb ich mich für ein Ergänzungsjahr in Physik und Astronomie ein und machte mich auf den Weg, auf die Suche nach Neuem.



Foto: Leila Bekraoui – Olivenerte in Marokko nach Rückkehr 2015





Foto: Leila Bekraoui – Nach der Prüfung auf dem Weg zur „Taufe“

Mich prägte nichts während meiner Frankreichzeit. Nur mein Trennungsschmerz und meine starke Verbundenheit mit Marokko, die ich nicht ausleben konnte, prägten mich. Ich telefonierte höchstens einmal in der Woche mit meiner Mutter. Es gab kein Skype, kein WhatsApp und kein Facebook. Die Flüge waren teuer und ich war nur einmal im Jahr zu Hause.

In Brest lernte ich auf dem internationalen Campus der Telekom-Universität meinen zukünftigen Mann kennen. Er übersetzte mir eine deutsche Stellenanzeige für eine Promotionsstelle, die seine Eltern in einer Zeitung gefunden hatten. Es sollte für mich der erste Schritt nach Deutschland werden.

Kurze Zeit später fing damit eine sehr lehrreiche Phase meines Lebens an. Ich war wissenschaftliche Angestellte im Fachgebiet der Nachrichtentechnik der Universität Paderborn. Deutschland, ein Land, das ich nur aus dem Geschichtsunterricht kannte. Eine Sprache, die mich bis dahin nie anzog. Ich durfte die ersten drei Monate Deutsch lernen, während ich mich nachmittags meiner wissenschaftlichen Arbeit widmete. Zusätzlich musste ich lernen, den Müll zu trennen, mich Tage im Voraus zu verabreden ... Ich hatte das Gefühl, nur noch nach einer Agenda zu funktionieren, auch in meiner Freizeit. Woher sollte ich wissen, ob ich zur vereinbarten Verabredungszeit in ein, zwei Wochen überhaupt noch Lust zu Kaffee und Kuchen hatte? Es ging nicht um Gefühle, sondern um Pragmatik.

Ich hatte viel gelernt, sowohl fachlich als auch menschlich. Ich lernte eine mir bis dahin völlig fremde Kultur kennen, ich lernte eine neue Sprache, ich lernte Struktur und Methodik, ich lernte die Umwelt zu beachten und zu respektieren, und am Ende meiner wissenschaftlichen Zeit war ich um einen Dipl.-Ing. und Dr.-Titel reicher. Ich hatte damit wieder die Erwartungen meiner Familie in Marokko erfüllt und war froh, dass diese Zeit vorbei war, sodass ich mich wieder auf die Suche machen konnte.

Aber suchen musste ich nicht. Ich zog nach München um, wo mein Mann bereits arbeitete und wo ich eine Stelle bei einem angesehenen Automobilhersteller als Ingenieurin angeboten bekam.

Ich lernte wieder viel. Ziemlich vieles, was man bei einem Großindustriunternehmen lernen kann. Ich tauchte in die Welt des Maschinenbaus ein. Ich lernte neue Fachbegriffe, ich lernte weiter, mich in einer Männerwelt durchzusetzen, ich lernte die Ellenbogenmentalität kennen, ich lernte geführt zu werden, ich lernte zu führen, ich lernte Marketing, Einkauf, Finanzen, ich schrieb Patente ... Ich hatte es gesellschaftlich „geschafft“. Erfüllt war ich trotz allem nicht. Es war nicht das, wonach ich gesucht hatte.

Die Sehnsucht nach meiner Heimat mit ihren Traditionen, die Sehnsucht nach meiner Familie in Marokko ließen mich nicht los. Ich habe die Leute beneidet, die ihre Kultur auslebten. Ich habe die Bayern beneidet, die mit Trachten und Dirndl rumliefen. Ich habe die gläubi-

gen Deutschen beneidet, die ihre Religion mit Selbstverständlichkeit ausübten ...

Also versuchte ich, mich sozial zu engagieren. Es war eine Art, meine starke Verbundenheit mit Marokko zu stillen. Die Erfüllung bekam ich hier leider auch nicht. Wir hatten mittlerweile zwei Kinder, ich arbeitete Vollzeit und sorgte mich um meine krebskranke Schwester in Marokko.

Ich fühlte mich immer unwohler – unwohl mit der Art und Weise, wie wir lebten. Nein! Wir lebten nicht, wir funktionierten! Wir verdienten ausreichend Geld, waren „angekommen“, aber wir funktionierten nur! Die Welt, in der wir lebten, wurde mir immer fremder. Es fühlte sich unnatürlich an!

Über 20 Jahre Europa haben mich doch stark geprägt und ich bin im Nachhinein zutiefst dankbar für den Weg, den ich gehen durfte, denn er hat mich gelehrt, was ich nicht möchte und wie ich leben möchte: Das System des „Funktionierens“ zu verlassen, natürlich, gesund und im Einklang mit der Natur zu leben.

Die Krankheit meiner Schwester führte mich Jahre zuvor zu der Naturheilkunde. Zusätzlich zum Job, zu den Kindern, dem sozialen Engagement, arbeitete ich mich in der neuen Materie ein und machte mich auf die Suche nach einer geeigneten Therapie der Krankheit, die meine Schwester konsumierte. Ich entdeckte die chinesische Medizin und ich begann eine Ausbildung mit einem faszinierenden Lehrer.



Foto: Leila Bekraoui – Bei der Arbeit im Labor an der Uni

Vor eineinhalb Jahren fasste ich den Entschluss, aus dem System des Funktionierens auszusteigen und konnte meinen Mann dafür gewinnen. Es war eine sehr schwierige Entscheidung, mit unheimlich viel Gegenwind aus der deutschen und marokkanischen Familie sowie Unverständnis aus dem Freundes- und Arbeitskreis, aber irgendwie spürten wir auch Neid und Bewunderung.

Wir entschieden uns, südlich von Marrakesch, am Fuß des Atlas-Gebirges, umzuziehen, fast 400 km von meinem Heimatort entfernt. Ich liebe das Meer, und in Bayern lernte ich die Berge zu lieben. Hier können wir nun in einem gesunden, trockenen Klima unsere Wanderungen weiterführen.

Wir wohnen nun auf dem Land, haben Tiere, Olivenbäume, Kräuter- und Gemüsegärten. Unsere Kinder gehen auf die französische Schule in Marrakesch und adaptieren sich in die für sie neue Kultur. Wir fangen an, das Leben zu genießen.

Es ist nicht das Marokko meiner Kindheit.

Wir haben die Permakultur als Lebenskonzept entdeckt und möchten in einem Modellprojekt die Wüste begrünen. Wir wissen zwar noch nicht, wie wir hier unser Geld verdienen können, sicher ist nur, dass wir frei und unabhängig leben möchten.

Wenn ich gefragt werde, was ich hier eigentlich mache? Ich bin Bäuerin und wahrscheinlich noch nie so erfüllt gewesen. Vielleicht ist die Suche hier zu Ende ... Oder auch nicht.



Foto: Leila Bekraoui – Bekommt Doktorhut nach der Prüfung



## PASSPORT



Hassan Dihazi

- Geboren in Casablanca •
- Biologe •
- Universität Göttingen •

## „Niemand aufgeben, das Ziel immer vor Augen behalten“

Prof. Dr. Hassan Dihazi ist Leiter der Proteomik-Gruppe in der Abteilung für Nephrologie und Rheumatologie im Medizinischen Zentrum an der Georg-August-Universität Göttingen. Er promovierte in Biochemie am Institut der Medizinischen Fakultät an der Universität Leipzig. Derzeit ist er Leiter der klinischen Proteomik und Professor der „Universitätsmedizin Göttingen“ an der Georg-August-Universität Göttingen. Er hat über hundert auf dem Gebiet der Proteomik veröffentlichte Publikationen und war Autor mehrerer Buchkapitel. Er unterrichtet seit über 15 Jahren in diesem Gebiet.

## Geburtsort, Kindheit und Schule

Mein Name ist Hassan Dihazi, ich bin in Casablanca der 60er Jahre geboren, eine wilde Stadt im Aufbruch. Die Unabhängigkeit lag mittlerweile weit zurück und Marokko befand sich in Aufbruchstimmung. Aufgewachsen bin ich allerdings in Marrakesch, die rote Perle des Südens. Der Umzug von Casablanca nach Marrakesch fiel mir persönlich nicht schwer. Da meine Eltern aus Marrakesch stammen, war es eine Art Rückkehr in die Heimat. Obwohl ich noch sehr jung war, bemerkte ich den starken Unterschied zwischen den beiden Städten. Marrakesch war eher eine kulturelle Stadt mit viel Tradition, während Casablanca die neue große Stadt verkörperte, die ständig wächst und expandiert. Ich würde im Nachhinein sagen, dass Marrakesch mich sehr geprägt hat. Die Grundschule habe ich in Marrakesch besucht. Leider kann ich nicht sagen, dass ich diese Phase in guter Erinnerung habe, da unsere Grundschullehrer damals

die Foltermethode des Unterrichtes bevorzugten. Ich kann mich noch genau an die fünfte Klasse erinnern, „Schahada“ hieß es. Damals hatten wir am Ende der fünften Klasse eine nationale Prüfung und die hatte es in sich. Die Erfolgsquote war nicht so hoch, mehr als 40% der Schüler fielen durch. Das war die Gymnasialempfehlung auf Marokkanisch. Mir wurde zum ersten Mal klar, dass ich für meinen Erfolg hart arbeiten muss, vor allem wenn ich die Grundschulzeit hinter mich haben will. Und ich war froh, als ich die fünfte Klasse bestanden hatte. Das Gymnasium dagegen war eine sehr schöne Zeit, die mich stark geprägt hat. Während der Gymnasialzeit habe ich erfahren, dass die Schule und das Lernen auch Spaß machen können. Ich habe auch festgestellt, dass ich viel mehr kann als das, was die Grundschullehrer uns zugetraut hatten. Während der Gymnasialzeit habe ich auch meine Faszination für die Wissenschaft, vor allem für Mathematik und Biologie, entdeckt. Ich habe dann das Math-Nat-Abitur gemacht.



Foto: Hassan Dihazi - im Labor



### Studium in Marrakesch

Nach meinem Abitur habe ich mich an der Naturwissenschaftsfakultät an der Cadi Ayyad Universität Marrakesch im Fach Biologie eingeschrieben. Diese Zeit war sehr lernintensiv, aber auch sehr schön. Ich habe während dieser Zeit meine Faszination für die Forschung entdeckt und weiterentwickelt. Ich habe viel über berühmte Forscher gelernt und sie bewundert. Vor allem die Genetik, Biochemie und molekulare Biologie haben mich fasziniert. Das Ende der 1980er Jahre war auch die Umbruchzeit der molekularen Biologie und mit meinen damaligen Freunden haben wir von der Forschung in diesem Gebiet geträumt. Diese Fachrichtung existierte zu der damaligen Zeit nicht in Marokko. 1989 habe ich meinen Uni-Abschluss in Marrakesch gemacht. Danach kam die Frage, was ich machen will und in welche Richtung ich meinen Weg fortsetzen sollte. Sollte ich in Marokko bleiben und mir einen Job suchen oder sollte ich meinem Traum nachjagen und ins Ausland gehen? Die Forschungsmöglichkeiten in Marokko waren begrenzt und ich hatte keine Chance, dort eine Promotion in dem Gebiet der Biochemie oder der molekularen Biologie zu machen.

### Reise nach Deutschland und das zweite Studium

Nach langem Überlegen und Diskussionen mit Familie und Freunden habe ich mich entschlossen, nach Deutschland zu reisen. Im Oktober 1990 war es soweit, ich bin nach Deutschland eingereist mit dem Ziel, eine Promotion in der Biochemie oder der molekularen Biologie zu machen. Meine erste Station in Deutschland war Kiel. Die Entscheidung, nach Deutschland zu kommen und nicht irgendwo

anders in Europa, z. B. wegen der Sprache nach Frankreich, basierte auf den Chancen und Möglichkeiten, die Deutschland für jemanden wie mich anbot. Nach dem Studium an der Cadi Ayyad Universität Marrakesch wollte ich unbedingt in der Forschung weitermachen. Für diesen Zweck gehen die meisten Marokkaner nach Frankreich. Mir schien Deutschland mehr zu bieten. Die Forschungslandschaft in Deutschland ist vielfältig und bietet mehr als die in Frankreich. Ich schätzte die Bedingungen für eine Forscherkarriere in Deutschland optimaler ein.

Die Anfangszeit in Deutschland war enthusiastisch. Im ersten Jahr habe ich den Sprachkurs besucht und die deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang, die PNDS (Prüfung zum Nachweis deutscher Sprachkenntnisse), absolviert. Nach dem Sprachkurs kam die erste Überraschung: Die Universität Kiel hatte nur geringe Teile meines Studiums in Marokko anerkannt. Es hieß damals für mich: nochmal studieren. Das war ein Schock. Ich bin von Zuhause weggegangen, um meinen Traum zu verwirklichen. Jetzt schien er in die Ferne zu rücken. Dazu kam, dass ich im Laufe des Studiums, wie viele andere marokkanische Studenten, arbeiten musste, um mein Studium zu finanzieren. Dies war auch eine besondere Erfahrung, da ich jeden Tag von 3 Uhr nachts bis 7 Uhr morgens gearbeitet und anschließend den Weg zum Hörsaal genommen habe. Die Nachtstätigkeit habe ich während des ganzen Studiums ausgeübt. Schließlich ist es mir gelungen, das Diplom in der Biologie an einer deutschen Universität zu machen und den Weg für meinen Traum zu ebnen.



Foto: Hassan Dihazi – Im Labor



Foto: Hassan Dihazi – Auszeichnung für Publikation von AACC

### Die Verwirklichung des Traumes: die Promotion

Nach meinem Abschluss 1997 in Kiel habe ich mich darauf konzentriert, mein Ziel zu verwirklichen. Ich habe damit angefangen, mich überall für eine Promotion in Biochemie/molekularer Biologie zu bewerben. Drei Angebote habe ich bekommen und ich habe mich für die Universität Leipzig entschieden, da das Thema genau in dem Gebiet war, das mich interessierte: molekulare Biologie und Biochemie. Ich hatte eine sehr schöne Zeit in Leipzig (1998-2002), in einer sehr netten Arbeitsgruppe, mit einem engagierten, tollen Chef und einer verständnisvollen Betreuerin. Ich wurde in die Welt der Forschung in der molekularen Biologie eingeführt. Es war eine sehr gute Schule. Natürlich war ich am Anfang im Nachteil, verglichen mit meinen Kommilitonen, da die meisten ein Biochemie-Studium absolviert hatten. Ich habe aber im Lauf meiner Ausbildung in Marokko und Deutschland gelernt, dass mit Fleiß, Disziplin und Ehrgeiz viel zu erreichen ist. Ich hatte viel nachzuholen und das tat ich auch. In Marokko war ich immer der Jüngste in der Klasse, wie auch im Studium. Aufgrund des zweiten Studiums gehörte ich bei der Promotion zu den ältesten Doktoranden. Die Disertationszeit war eine Periode der harten Arbeit und langer Aufenthalte im Labor, aber ich hatte Spaß daran. Ich hatte endlich das Gefühl, in der Forschung angekommen zu sein. Meine Doktorarbeit war sehr erfolgreich, ich konnte schließlich mit einem Thema in der molekularen Biologie eine Promotion an der biochemischen Fakultät absolvieren.

Während meiner Promotionszeit wurde mir auch die Richtung, in die ich weitergehen möchte, klarer: Ich wollte in der Forschung bleiben und nicht in die Industrie gehen. Ich wollte aber vor allem in der medizinischen Forschung weitermachen und dort mein Erlerntes verwenden und weiterentwickeln.

### Zeit und Habilitation

Nach meiner Promotionszeit in Leipzig habe ich noch ein Jahr als Postdoc im selben Institut verbracht. Während dieser Zeit habe ich mich gezielt auf Stellen in der medizinischen Forschung beworben. 2003 habe ich eine Stelle als Laborleiter an der Universitätsmedizin Göttingen erhalten. Göttingen hat einen sehr guten Ruf in der Forschung und die Göttinger Universität gilt als eine der besten Universitäten Deutschlands in dem Bereich. Dies bietet mir optimale Bedingungen, um mich zu entfalten und meinen Weg weiterzugehen. Da ich aber relativ alt war für einen frisch Promovierten, habe ich beschlossen, soweit es möglich war, die Zeit bis zur Habilitation hart zu arbeiten, um ein bisschen aufzuholen. Ich habe mir eine Arbeitsgruppe aufgebaut und mich stark in der Lehre und Forschung engagiert. 2007 habe ich meine Habilitation eingereicht und Anfang 2008 war ich habilitiert. Die Professur habe ich dann 2011 erhalten.

### Heute

Ich bin immer noch in Göttingen tätig, lehre und forsche und es macht mir unheimlich viel Spaß, diesen Traum leben zu dürfen. In Deutschland ist es mir möglich geworden, meinem beruflichen Traum nachzugehen und ihn zu realisieren. Es gibt viel Schätzenswertes in Deutschland. Hier hat jeder die Möglichkeit, etwas aus sich zu machen. Und wer fleißig ist und aus seinem Leben etwas macht, dem geht es in Deutschland besser als in vielen anderen europäischen Ländern.

Mein Lebensmotto ist: Niemals aufgeben, das Ziel immer vor Augen behalten, an sich und an seine Träume glauben.



## PASSPORT



Soraya Mokat

- Geboren in Kenitra •
- Soziologin •
- BRD seit 1990 •
- Ehrenvorsitz DMK •

## „Ich bin gegen jegliche Form der Diskriminierung.“

Dr. Soraya Mokat ist promovierte Soziologin. Sie ist die erste marokkanische DAAD-Preisträgerin. Bereits seit ihrem Studium ist sie ehrenamtlich aktiv, beim ASTA und beim Internationalen Zentrum der Universität Trier, im Ausländerbeirat sowie im Multikulturellen Zentrum der Stadt Trier.

In ihrer Dissertation befasste sie sich mit Demokratie und der Gleichstellung der Geschlechter in Marokko. Sie ist Gründungsmitglied des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK) und war bis zum 1. März 2014 ehrenamtliche DMK-Vorsitzende. Danach wurde sie zur Ehrenvorsitzenden gewählt. Ihr Schwerpunkt liegt im Bereich Migration und Teilhabe sowie auf entwicklungspolitischen Fragen. Dr. Soraya Mokat ist zurzeit Projektleiterin beim Dachverband der Migrantinnenorganisation DaMigra e.V. Sie wurde 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

*Liebe Frau Mokat, Sie sind nach Deutschland eingewandert, haben hier studiert und arbeiten und leben nun in Berlin. Erzählen Sie bitte zu Beginn von Ihrem Leben in Marokko, bevor Sie nach Deutschland eingewandert sind.*

*Soraya Mokat:* Ich bin in Kenitra, Marokko, geboren und habe drei Geschwister, eine Schwester und zwei Brüder. Mein Vater hat beim Innenministerium in Marokko gearbeitet und meine Mutter war Krankenschwester. Ich bin die älteste Tochter und ich hatte eine glückliche Kindheit. Meine Eltern haben großen Wert auf unsere Bildung gelegt, sodass ich nach dem Ablegen des Abiturs in Marokko unbedingt Medizin studieren wollte. In Marokko hat das nicht geklappt wie ich es mir gewünscht hätte, so habe ich nach Möglichkeiten im Ausland gesucht. In Deutschland war es zuerst mit einem Studienplatz in Biologie möglich. So kam ich wegen des Studiums nach Deutschland.

*Sie haben gerade gesagt, dass Sie für das Studium nach Deutschland gekommen sind. Wie haben Sie sich für Ihr Studium entschieden?*

*Soraya Mokat:* In den letzten drei Jahren vor meinem Abitur hatte ich Naturwissenschaften als Leistungsfächer gehabt und Biologie hat mir besonders viel Freude gemacht. So war es mein größter Wunsch, Medizin zu studieren. Dies war gleichzeitig der Wunsch meines Vaters gewesen. So wollte ich meinem Wunsch und dem meines Vaters nachgehen. Damit es schneller geht, habe ich mich entschieden, als ich meine Universitätszulassung von der Universität Darmstadt bekommen habe, den Sprachkurs in Deutschland zu absolvieren. Denn in den 1990ern, als ich nach Deutschland gekommen bin, war es möglich, dass Studierende ihren Sprachkurs in Deutschland und nicht in Marokko belegen mussten. Das war einfacher als heute. Dementsprechend war meine erste Station in Deutschland ein



Foto: Soraya Mokat - Porträt





Foto: Soraya Mokat – Mit ihrer Mutter

Sie auf die Warteliste kommen, bis Sie einen Studienplatz irgendwo in Deutschland bekommen können. Dies kann schnell passieren, aber es kann auch zwei oder drei Jahre dauern.“

Das war für mich eine schwierige Zeit: Dieser Schock wegen des Studienplatzes und es war für mich nicht einfach – auch wenn ich meine Tante in Frankfurt am Main habe – von der Familie, von den Eltern weg zu sein. Eine neue Kultur, neue Sprache – alles für mich war neu. Deswegen wollte ich so schnell wie möglich studieren und dann wieder zurück nach Marokko kehren. Dieses Heimweh war für mich sehr groß und ich habe in einem ständigen Spagat gelebt: Du bist jetzt da, du bist hierhergekommen, du musst irgendetwas draus machen oder du kannst das jetzt alles wieder abrechnen und dann zurückkehren. In manchen Situationen, wo ich dann sehr emotional war, habe ich auch mit dem Gedanken gespielt, zurück nach Marokko zu gehen. Ich bin nach Deutschland gekommen, um meinen Traum zu verwirklichen, jetzt ist es nicht mehr möglich oder aber sehr schwierig. In diesen Momenten hatte meine Mutter interveniert. Sie hat mich immer wieder motiviert. Sie war eine Kämpferin. Sie hat ihr Leben so gestaltet, dass sie aus den vorhandenen Rahmenbedingungen das Beste rausgeholt hat: „Ja, dann versuch doch was anderes zu studieren, was dir auch Spaß macht und deinem Traum nahekommst. Du bist jetzt da, du hast ein Jahr Studienkolleg gemacht, dann sechs Monate Sprachkurs. Das sind fast zwei Jahre. Die solltest du nicht einfach wegwerfen.“

sechsmoatiger Sprachkurs in Frankfurt. Im Anschluss habe ich ein Studienkolleg besucht – das Vorbereitungsjahr für ein Hochschulstudium für ausländische Studierende in Deutschland – weil das Abitur Marokkos in Deutschland nicht anerkannt wurde. Zuerst musste ich eine Aufnahmeprüfung absolvieren, um einen Studienkollegplatz in Mainz zu bekommen und danach habe ich dann auch ein Jahr lang das Studienkolleg in Mainz besucht, ohne darauf zu achten, ob ich den „richtigen“ Kurs für das Studium später absolviere oder nicht. Wegen des Aufenthaltsdrucks (Ausländerbehörde) war es sehr wichtig, nach meinem Sprachkurs einen Studienkollegplatz zu finden. Hierfür bekam ich einen Studienplatz von der Universität Trier. Demzufolge lebte ich die ersten sechs Monate in Deutschland in Frankfurt und danach war ich fast ein Jahr in Mainz.

Nach Beendigung des Studienkollegs wollte ich mich dann für einen Studienplatz in Medizin bewerben, weil die Zulassung, die ich von der Uni Trier hatte, nicht für ein Medizinstudium gewesen war. Direkt einen Platz für Medizin von Marokko aus zu bekommen, das war fast unmöglich. Folglich wollte ich mich, nachdem ich das Studienkolleg erfolgreich abgeschlossen hatte, auf einen Studienplatz für Medizin bewerben, doch dann kam der Schock: Mir wurde gesagt, dass ich mit diesem „Kurs W“, den ich im Studienkolleg belegt hatte, kein Medizin in Deutschland studieren könne, da müsste ich einen anderen Kurs belegen, einen „M-Kurs“. Und da war meine Frage: „Ja, wie denn?“ Und da wurde mir dann gesagt: „Ja, Sie müssen dann zuerst alles neu machen, Sie müssen den M-Kurs belegen und wenn Sie mit dem M-Kurs fertig werden, dann ist es auch nicht hundertprozentig sicher, dass Sie einen Platz bekommen. Es kann sein, dass



Foto: Soraya Mokat – Mutter zu Besuch, 1994

Sie hat mir immer kleine Schritte gezeigt, wie ich weitermachen kann: „Mach zuerst nur das Vordiplom und dann schauen wir weiter, vielleicht kannst du dann zurückkommen und das Studium hier in Marokko fortsetzen.“

Als alternatives Studienfach hatte ich mir Soziologie ausgesucht. Soziologie hat mein Interesse geweckt, weil es für mich immer wichtig war, etwas zu studieren, womit ich im humanitären Bereich tätig sein kann. Deswegen war mein Erstwunsch auch Medizin gewesen. Soziologie als Gesellschaftslehre – da habe ich mir gedacht: „Naja gut, das könnte auch für mich passen.“ Ich habe mich an der Universität Trier beworben und habe dort auch einen Studienplatz bekommen. Ich hatte auch mit dem Gedanken gespielt, Psychologie zu studieren, weil ich meinte, dass ich über Psychologie irgendwann mal zur Medizin zurückkommen könnte, vielleicht als Quereinsteigerin, aber dann habe ich mich doch für Soziologie entschieden. Ich habe bis jetzt diese Entscheidung nicht bereut. Es waren sehr schöne Zeiten an der Universität in Trier.

*Sie meinten, dass Ihnen gerade die Anfangszeit nicht so leichtgefallen ist, durch das Heimweh nach Marokko und zu Ihren Eltern, zu Ihrer Familie. Wie kam es dann dazu, dass Sie hier in Deutschland geblieben sind und welche Erfahrungen und Erlebnisse haben Sie generell mit Ihrer Einwanderung in Deutschland gemacht?*

Soraya Mokat: Die Entscheidung, dass ich in Deutschland geblieben bin, war auch meiner Mutter zu verdanken, weil sie mich immer wieder unterstützt und aufgebaut hat. Dazu kam, dass die Erfahrungen, die ich in Deutschland gemacht habe, wirklich immer sehr positiv waren und sind.

Sei es in Frankfurt, wo ich meinen Sprachkurs absolviert hatte, oder in Mainz oder später in Trier, Saarbrücken oder jetzt in Berlin: In Frankfurt, trotz Heimweh, hatte ich durch die Sprachkurslehrerin, die kompetent und sehr offen war, eine schöne Zeit gehabt. Sie hat mir nicht nur die Sprache beigebracht, sondern sie hat mein Wissen über das Land, über die Kultur, über die Menschen, die in Deutschland leben, sehr bereichert.

Später dann im Studienkolleg in Mainz war ich die einzige Studentin aus Marokko. Die anderen Studierenden aus Marokko waren Männer, zu denen ich kaum Kontakt hatte. Ich war mit einer Iranerin und einer Brasilianerin befreundet und sie dachten, ich wäre eine Frau aus Lateinamerika oder aus dem Iran. Erst als mein Vater mich besucht hatte und er mit ein paar Studierenden vom Studienkolleg gesprochen hat, haben sie gemerkt, dass ich doch nicht von dort komme. Die haben versucht, mit mir ins Gespräch zu kommen, aber das habe ich irgendwie abgelehnt. Ich kann auch nicht genau sagen, warum ich das damals nicht wollte. Vielleicht weil mein Hauptziel war, mich auf die Sprache zu konzentrieren und dann auf die Kurse, die ich im Studienkolleg hatte. Das war für mich so: Du bist hier, um zu lernen und um zu studieren.

Als ich dann zum Soziologie-Studium nach Trier ging, habe ich bei einer Familie in Zewen gewohnt. Das war nicht direkt in Trier, un-

gefähr zehn bis fünfzehn Kilometer außerhalb. Daran habe ich auch sehr gute Erinnerungen, besonders wenn zum Beispiel die Nachbarn erfahren haben, dass ich Muslimin bin. Eine muslimische Frau, allein, in Deutschland – da war immer dieser Aha-Effekt, gepaart auch mit Bewunderung, dass ich allein nach Deutschland gekommen bin und dass meine Eltern mir das ermöglicht haben. Denn die meisten Deutschen, wie ich erfahren habe, hatten ein anderes Bild über sogenannte „orientalische Frauen“.

Nach einem Jahr bekam ich dann einen Platz im Studierendenwohnheim. Auch dort hatte ich eher mit deutschen Kommilitonen bzgl. des Studiums zu tun. An ihnen habe ich mich orientiert. Ich habe mich nach ihren Lernplänen, Prüfungen und Klausuren erkundigt und sie übernommen. Manche Kommilitonen mit Migrationshintergrund haben mich deswegen als Träumerin gesehen und mich ausgelacht: „Wie? Das schaffst du nicht, du hast noch mit der Sprache zu tun, das ist eine Herausforderung. Du wirst die Vorlesung nicht verstehen können und willst gleich direkt nach sechs Monaten die Prüfung schreiben?!“ Meine Antwort war: „Nein, das werde ich schaffen, ich werde mir Hilfe und Unterstützung holen.“ So war es dann auch. Ich habe meine Prüfungen genauso wie die deutschen Kommilitonen durchgezogen. Auf der anderen Seite muss ich natürlich sagen, dass ich wirklich fast meine gesamte Zeit in den Seminaren, Vorlesungen und in der Bibliothek verbracht habe. Mit den anderen Studierenden aus unterschiedlichen Ländern wie aus dem



Foto: Soraya Mokat – Diplomübergabe



arabischen Raum, aus Europa, Griechenland oder Italien und auch aus der Türkei habe ich, wenn ich doch mal frei hatte, sei es am Wochenende oder an den Feiertagen, meine Freizeit verbracht und wir haben unter anderem über die Herausforderungen gesprochen oder einfach gefeiert.

Neben dem Studium habe ich mich politisch engagiert: Ich habe mich bei den Wahlen vom ASTA (Allgemeiner Studierendenausschuss) aufstellen lassen und war zunächst auch als Co-Referentin im Referat für ausländische Studierende an der Universität Trier tätig. Nach einem Jahr habe ich mich dann auch als Sprecherin von den ausländischen Studierenden zur Wahl aufstellen lassen. Das war für mich auch eine Herausforderung, weil ich nicht davon ausgegangen bin, dass ich gewählt werden würde. In den Gremien waren eher Männer und als Frau wurde man kaum wahrgenommen. Trotzdem habe ich mich behaupten können und bin tatsächlich gewählt worden. Das war für mich auch eine positive Erfahrung und ein großer Erfolg. Doch auch hier war ich wieder die einzige Frau, die aus dem muslimischen, arabischen Raum kommt. Es gab zwar auch türkische Studierende, die andere Fächer studiert hatten, aber die sind hier in Deutschland aufgewachsen und zum Teil auch geboren. Aber es gab sonst niemand, der wirklich aus dem Ausland zum Studium nach Deutschland gekommen war und dann war ich auch noch die Einzige mit diesem muslimisch-arabischen Hintergrund. Das haben manche arabische Männer auch kritisiert und sich gewundert: „Wie, du bist allein nach Deutschland gekommen? Das ist nicht machbar, das ist nicht möglich.“

Aber das hat mich nicht interessiert: Ich hatte weiterhin vor allem mein Ziel vor Augen, mein Studium zu beenden und dann mit meinem Abschluss direkt nach Marokko zurückzugehen, weil ich damals immer nach Marokko zurückgehen wollte.

Aus diesem Grund habe ich während meines Studiums auch den Schwerpunkt „Internationale Beziehungen und Entwicklungsländer“

bzw. „Entwicklungszusammenarbeit“ ausgewählt, weil ich gedacht habe, in dieser Richtung könnte ich Brücken zwischen Deutschland und Marokko bauen.

Ich war auch nicht nur beim ASTA politisch aktiv, sondern wir haben, aufgrund der Ereignisse in den 1990er Jahren – gerade zu der Zeit als ich angefangen hatte zu studieren – das multikulturelle Zentrum an der Universität Trier gegründet und dann später das Internationale Zentrum. Ziele der beiden Institution sind es bis heute, Begegnungen, Austausch zu ermöglichen und interkulturelle Öffnung sowie Sensibilisierung zu schaffen.

Eine weitere sehr schöne und gute Erfahrung war, dass ich im Referat der ausländischen Studierenden eine große Demonstration angeleitet und organisiert habe. Dafür ist es mir gelungen, die ganze Uni zu mobilisieren und als wir in der Stadt demonstrieren waren, sind auch die Trierer und Triererinnen dazugekommen. Es ist alles friedlich verlaufen und es war wirklich eine sehr große Beteiligung von den Studierenden. Das waren wirklich sehr gute, sehr schöne Erfahrungen, auf die ich da zurückblicke. Auch mit den Menschen, mit denen ich zu tun hatte.

Auch zu den Professoren hatte ich ein gutes Verhältnis. Gerade weil die Universität Trier nicht so groß ist, hatte man direkten Kontakt zu den Professoren.

Und natürlich waren auch die Kommilitonen sehr offen und hilfsbereit. Im ASTA hatte ich die Möglichkeit, mich politisch zu entfalten, Veranstaltungen zu organisieren, Diskussionsabende oder Gesprächsrunden. Dies führte dazu, dass ich später am Ende meines Studiums einen Schritt weitergegangen bin und ich mich für den Ausländerbeirat der Stadt Trier aufstellen lassen habe. Damals gab es unterschiedliche Listen und jede Liste wurde von einer politischen Partei unterstützt. Da war eine Liste, die von der CDU unterstützt wurde und eine Liste, die von der SPD unterstützt wurde. Und dann



Foto: Soraya Mokat – Der erste Schnee



Foto: Soraya Mokat – Sprachschule Frankfurt am Main

gab es die dritte Liste – sie hieß internationale Liste – und diese wurde von den Grünen unterstützt. Für diese Liste bin ich angetreten und ich war auch auf dem ersten Listenplatz. Es sind drei Personen von der Liste gewählt worden und so bin ich zu meinem Mandat für den Ausländerbeirat gekommen. So haben wir die Chance bekommen, dass wir uns im Stadtrat ein bisschen einmischen konnten, auch wenn es damals nur eine beratende Funktion war, aber diese beratende Funktion hat trotzdem in bestimmten Themen etwas bewegt. Die Stadt Trier ist ja, wie ich bereits erwähnte, nicht so groß, mit damals so 100.000 Einwohnern und Einwohnerinnen. Da waren wir durchaus sichtbar.

Aufgrund meines unterschiedlichen Engagements, sei es jetzt an der Universität oder dann im Internationalen Zentrum und natürlich auch, weil ich mein Studium so erfolgreich in Regelzeit abgeschlossen hatte, habe ich vom Akademischen Austauschdienst 1998 einen Preis bekommen. Ich war tatsächlich auch die erste Marokkanerin, die diesen DAAD-Preis bis zu jenem Tag verliehen bekommen hat. Das war für mich natürlich eine große Ehre. Bei den Feierlichkeiten, die vom Akademischen Austauschdienst organisiert worden sind, hat die damalige Vize-Präsidentin der Uni Trier, Prof. Dr. Helga Schnabel-Schüle, die Laudatio für mich gehalten. Das waren wirklich sehr schöne Zeiten, an die ich mich gerne erinnere.

*Blicken wir jetzt auf Ihr soziales Engagement. Sie sind ein Gründungsmitglied des DMK und wurden zudem 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Wie und wo haben Sie angefangen, sich sozial zu engagieren?*

Soraya Mokat: Im Grunde genommen begann es mit dem Studium, mit all den einzelnen Etappen, von denen ich gerade schon berichtet habe: mit dem ASTA, mit dem Internationalen Zentrum, mit dem Multikulturellen Zentrum und dann auch dem Ausländerbeirat in Trier. Und natürlich war das Thema Gerechtigkeit für mich immer schon eine sehr wichtige Sache, auch als ich noch in Marokko war. An der Universität in Deutschland habe ich dann erkannt, dass ausländische Studierende nicht so behandelt werden wie Studierende ohne Migrationshintergrund. Das war unter anderem ein Grund, warum ich mich engagieren wollte. Ich wollte etwas gegen diese Ungerechtigkeit unternehmen und ich wollte dahingehend etwas bewegen.

Nach meinem Studium wollte ich ja eigentlich zurück nach Marokko gehen. Aber auch da gab es wieder Hürden, mit denen ich nicht gerechnet hatte. Mir wurde nämlich in Marokko dann gesagt: „Naja, Sie haben zwar studiert, Sie haben eine sehr gute Note bekommen, aber wir müssen erst schauen, ob Ihr Abschluss hier in Marokko anerkannt wird und ob Sie mit diesem Abschluss arbeiten können.“

Da stand ich dann wieder. Schließlich hieß es dann: „Das wird jetzt nicht anerkannt, wie Sie sich das vorstellen oder wünschen. Sie müssen noch ein paar Seminare oder Prüfungen belegen.“

Da habe ich mit Prof. Guessous, Soziologieprofessor an der Universität von Rabat, gesprochen und er empfahl mir, doch direkt zu promovieren, denn ein Dokortitel ist ja international anerkannt.

Also habe ich mich für eine Promotion in Deutschland entschieden. Bei der Wahl des Themas habe ich eine Brücke nach Marokko gesucht und mich schließlich für das Thema „Politische Partizipation marokkanischer Frauen“ entschieden.

Ein entscheidender Beweggrund hierfür war für mich, dass Frauen in bestimmten Bereichen, trotz der Frauenbewegung, in Marokko benachteiligt werden. Obwohl es das Gesetz anders vorgibt, sieht man, wenn man bestimmte Institutionen oder bestimmte Ämter anschaut, dass die Frauenrepräsentation sehr niedrig ist. Ein weiteres Beispiel ist die Rolle der Frau und ihre Beteiligung an der Unabhängigkeit Marokkos. Die Frauen werden gar nicht genannt und ihre Beteiligung wird nicht angesprochen. Es war für mich wichtig, das zu erforschen und die weibliche Perspektive und Rolle darzustellen.

Aber zurück zu Ihrer Frage: Beim DMK waren wir unterschiedliche Menschen, die sich für Marokko engagiert haben. Alle, die in den 1990er Jahren von Marokko nach Deutschland kamen, hatten das Ziel zu studieren und dann wieder zurückzugehen. Aus unterschiedlichen Gründen sind viele von uns doch in Deutschland geblieben und wir hatten den Wunsch gemeinsam, diese Verbindung zu Marokko



Foto: Soraya Mokat – Organisierte Demo, 1993



nicht zu verlieren und gleichzeitig auch was für Marokko und für Deutschland zu tun.

2007 entschieden wir uns dann, unsere Bemühungen und Ideen zu bündeln, und wir wollten eine Organisation gründen. Dies sollte uns auch den Zugang zu öffentlichen Projektgeldern eröffnen.

Mit Unterstützung von verschiedenen Seiten gelang es uns schließlich, im März 2009 eine Mitgliederversammlung einzuberufen, um dann das DMK-Netzwerk zu gründen.

Auf der Mitgliederversammlung bin ich als stellvertretende Vorsitzende gewählt worden und habe mich so von Anfang an engagiert. Gleichzeitig hatten wir in der Satzung aufgenommen, dass wir uns nicht nur für Marokko engagieren, also für den Aufbau der Zusammenarbeit Deutschland-Marokkos, sondern auch für Projekte hier in Deutschland, mit dem Ziel, marokkanischstämmige Menschen in Deutschland zu unterstützen und ihnen Teilhabe und Sichtbarkeit in der Gesellschaft zu ermöglichen.

Mein Amt hatte ich von September 2011 bis März 2014 inne – von 2009 bis 2011 als stellvertretende Vorsitzende und von 2011 bis 2014 als Vorsitzende. Ich habe dadurch unterschiedliche Projekte, sei es in Deutschland oder in Marokko, beantragt, durchgeführt und Veranstaltungen organisiert, unter anderem auch „50 Jahre marokkanische Migration“. Bei diesen Projekten und Veranstaltungen wurden wir auch von deutschen Institutionen unterstützt. Wir haben die Bundeskanzlerin, verschiedene Minister usw. angeschrieben und sie darum gebeten, dass sie bei der Auftaktveranstaltung auch mitwirken und unter anderem Grußreden halten.

So wurde das DMK-Netzwerk auch auf Bundesebene sichtbar. Wir sind seitdem in unterschiedlichen Gremien vertreten, zum Beispiel beim Integrationsgipfel oder bei den Bundeskonferenzen zu Migrationsthemen.



Foto: Soraya Mokat – DAAD-Preisübergabe

Außerdem habe ich für die Feierlichkeiten zu „50 Jahre marokkanische Migration in Deutschland“ auch den marokkanischen König Mohammed VI. angeschrieben und ihn gebeten, die Schirmherrschaft zu übernehmen. Und er hat sie tatsächlich auch übernommen. Von deutscher Seite waren bei der Auftaktveranstaltung Herr Dr. Lammert, der damalige Bundestagspräsident, und Frau Prof. Dr. Rita Süßmuth als Rednerin anwesend. Das waren Redner/innen, die ihre Grußworte dann gesprochen haben und unser Engagement und die 50 Jahre marokkanische Migration geehrt haben. Die Kanzlerin, sie war ja verhindert, hat ihren Berater für Afrikaangelegenheiten beauftragt, der war dann zur Veranstaltung für ein Grußwort auch anwesend. Es waren auch Minister aus Marokko gekommen, also wir haben uns durch diese Arbeit einen Namen in Marokko und in Deutschland gemacht. Wir haben auch große Projekte mit dem Bildungsministerium, Projektträger war die Otto Benecke Stiftung OBS e.V., hier in Deutschland gehabt. Mit dem Bundesbildungsministerium ging es um die Stärkung der Elternkompetenzen mit marokkanischem Hintergrund in Deutschland. Neben diesen Tätigkeiten auf Bundesebene war ich damals auch viel beruflich für den interreligiösen Dialog, für interkulturelle Sensibilisierung, für die Teilhabe von Migrantinnen und Migranten, dabei nicht nur marokkanische Migrantinnen und Migranten, sondern für alle im Saarland unterwegs. Dadurch kam ich in Kontakt mit der damaligen Ministerpräsidentin des Saarlandes, Frau Kramp-Karrenbauer. Sie hat mich dann am 8. März 2016 als Vertreterin für das Saarland für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen. Ich kann stolz sagen, dass ich die einzige Frau bin, die aus dem Saarland kam und das Bundesverdienstkreuz auch bekam. Die Saarbrücker Zeitung hat darüber geschrieben. Es war für mich eine sehr große Ehre, dass ich als Migrantin mein damaliges Bundesland durch diesen Preis vertreten durfte und natürlich, dass mein Engage-



Foto: Soraya Mokat – Vater zu Besuch in Berlin

ment der letzten Jahre, sei es an der Universität oder beim DMK oder in anderen Gremien, geehrt wurde.

*Das sind viele interessante Eindrücke. Was möchten Sie mit Ihrem sozialen Engagement zukünftig erreichen?*

*Soraya Mokat:* Es ist für mich wichtig, dass der Mensch im Mittelpunkt der Gesellschaft steht und dass wir Menschen nicht aufgrund ihrer Religion oder Kultur bewerten. Vielmehr ist mir wichtig, dass der Mensch als Individuum betrachtet wird und dass seine Rechte nicht verletzt werden. Und ob das jetzt eine Frau ist, ein Mann oder eine Person, die religiös ist oder nicht, das ist egal.

Auch wenn manche, die das hören, denken, dass das nicht hundertprozentig möglich ist, dann sage ich doch. Dafür stehe ich mit meinem Engagement, dass Menschen nicht wegen ihres Geschlechts oder ihrer Hautfarbe oder ihrer Religion oder ihrer körperlichen Beeinträchtigung ausgegrenzt werden, oder dass einigen Menschen nicht die Möglichkeit geboten wird, über ihr Leben selbst zu bestimmen. Ein selbstbestimmtes Leben zu führen, gleichberechtigte Möglichkeiten und Chancen zu erhalten, dass Menschen einfach so sein können, wie sie wollen, all das ist für mich sehr wichtig.

Ich setze mich dafür ein, dass Menschen entscheiden können, was sie in ihrem Leben erreichen möchten, und nicht, dass bestimmte Rahmenbedingungen das verhindern. Es ist für mich unerträglich zu wissen, dass beispielsweise Menschen, weil sie aus bestimmten Milieus oder Ländern kommen oder weil sie einen Migrationshintergrund haben, geringere Bildungschancen haben und somit ihre Zukunft verbaut wird.

Darum sage ich: Es muss sich was bewegen, es muss sich was verändern, dass Menschen die Chance auf Bildung haben, sodass



Foto: Soraya Mokat – Mit Vater in Berlin

sie ihr Leben selbstbestimmt verändern können. Recht auf Bildung ist auch ein Menschenrecht und der Schutz aller Menschenrechte steht für mich immer im Mittelpunkt.

*Sie haben immer wieder angesprochen, dass Sie sich für Frauen- und Menschenrechte einsetzen und versuchen, Brücken zu bauen zwischen Deutschland, als dem Ort wo Sie gerade leben und Marokko, wo Ihre Wurzeln liegen. Wie gelingt es Ihnen, diese unterschiedlichen Kulturen und vielfältigen Einstellungen miteinander zu verbinden?*

*Soraya Mokat:* Ich sage immer: „Ein Mensch ist wie ein Puzzle und dieses Puzzle macht die Person aus, also die Erfahrung, die Biographie, die die Person hat.“ Die Sozialisation und diese Unterschiedlichkeit, das sind für mich keine Barrieren, sondern das ist eine Bereicherung. Es gibt sehr schöne Sachen, die man in der marokkanischen Kultur findet, aber auch in der deutschen Kultur, die ist ja sehr beweglich, das ist nichts Statisches.

Und dann gibt es auch immer wieder die Aussage: „Eine Frau, eine Muslimin, kann das und jenes nicht machen.“ Und ich sage: „Nein, ich bin eine Muslimin, ich bin gläubig, aber gleichzeitig sehe ich nicht, dass meine Religion mich in irgendeiner Form behindert, mich zu verwirklichen oder bestimmte Sachen zu tun.“

Deswegen versuche ich, aus allen diesen Unterschiedlichkeiten das Beste zu machen, dass diese Vielfalt, die ich sozusagen im Rucksack habe, mich nach vorne bringt und mich nicht stoppt. Für mich sind das keine Barrieren. Ich sehe mich als Menschenrechtlerin, als Aktivistin, als Muslimin und auch als Feministin.

Manche sagen, eine Feministin und Muslimin zu sein, das ist ein Widerspruch. Und ich sage wieder: „Nein, ich sehe das nicht als



Foto: Soraya Mokat – Jubiläum „50 Jahre Migration in Deutschland“





Foto: Michael von Lingen – Vergabe des Bundesverdienstkreuzes

Widerspruch, sondern es ist möglich, wenn die Person das will und möchte, doch es ist nicht einfach.“ Ich möchte, dass andere Frauen das genauso sehen und dann auch ihren Weg gehen können.

Und ich empfinde diese Vielfalt, sei es kulturell oder sprachlich, immer als etwas Positives und Bereicherndes. Ich habe auch früher im Bereich der Interkulturalität gearbeitet, als das Thema Zwei- oder Dreisprachigkeit kontrovers diskutiert wurde.

Denn damals hieß es in Deutschland, dass Eltern mit ihren Kindern nur Deutsch sprechen sollen. Und ich habe damals im Saarland Veranstaltungen organisiert, auf denen wir Eltern motiviert haben, ihre Kinder zweisprachig oder dreisprachig, je nachdem, aufzuziehen. Und natürlich haben wir denen auch Unterstützungsmöglichkeiten gezeigt, wie sie die Bi- oder Trilingualität ihrer Kinder praktisch fördern können. Für mich war diese Vielfalt immer eine Bereicherung und kein Hindernis.

*Welche Wünsche oder Träume haben Sie in Bezug auf die deutsch-marokkanische Community in Deutschland?*

*Soraya Mokat:* Wir haben durch unsere Feierlichkeiten zu „50 Jahre marokkanische Migration“ mit Prof. Dr. Rahim Hajji und mit Dr. Khatima Bouras-Ostmann und mit dem IMIS, mit Professor Dr. Andreas Pott, Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien, ein Buch veröffentlicht. Wir haben darin positive Entwicklungen festgestellt, aber auch Herausforderungen, die in Zukunft angegangen werden müssen, wo Veränderungen her müssen.

Es ist wichtig, dass diese Menschen nach 50 Jahren marokkanischer Migration gleichwertig an der Gesellschaft teilhaben, dass sie

nicht ausgegrenzt werden, dass ihre Bildungschancen besser werden, dass sie auf dem Arbeitsmarkt besser ankommen und schließlich, dass für sie Deutschland auch Heimat wird.

Es gibt natürlich in jeder Gesellschaft immer gute und schlechte Personen, das hat mit der Kultur nichts zu tun, deswegen muss man bei Delikten differenzieren und nicht die Kultur oder die Menschen, die aus diesen Regionen stammen, alle auf einmal beschuldigen.

Mein Wunsch wäre, dass Menschen mit marokkanischem Migrationshintergrund hier in Deutschland ankommen, dass ihnen alle Möglichkeiten angeboten werden und dass ihr kultureller Hintergrund als Bereicherung gesehen wird. Ihre Wurzeln – dass ihre Eltern oder Großeltern aus Marokko stammen – sollen als Brücken verstanden werden, mit denen man die Beziehungen zu Deutschland verbessern kann. Sie sollen sozusagen zu Botschaftern und Botschafterinnen zweier Kulturen werden, von denen beide Länder profitieren können, sei es jetzt gesellschaftlich, politisch oder wirtschaftlich.

*Wenn Sie Ihre Biographie, Ihren bisherigen Lebensweg betrachten: Welches Lebensmotto verfolgen Sie dabei?*

*Soraya Mokat:* Wenn ich so zurückschaue, dann wäre mein Motto, immer ein Ziel zu haben, für das es sich zu kämpfen lohnt. Natürlich gibt es immer Veränderungen und es klappt nicht alles so, wie man sich das wünscht. Ich wollte ja Medizin studieren, das hat nicht funktioniert. Aber wenn ich zurückblicke, sage ich: „Trotz allem – mein Schicksal meinte es mit mir immer ganz gut. Ich musste nur das Beste daraus machen.“ Deswegen ist mein Lebensmotto, kämpfe-

risch sein, sich nicht aufgeben und an sich und an die Gerechtigkeit glauben. Diese Gestaltungsmöglichkeiten muss man sich nehmen, weil sie nicht immer sichtbar sind. Aber man muss sie nehmen, um zu gestalten und mitzuwirken. Mein Motto ist daher einfach gesagt: „Sich nicht aufgeben, ein Ziel haben, an sich glauben und kämpferisch sein!“

Hierfür war meine Mutter für mich wirklich ein Vorbild, weil sie eine Kämpferin gewesen ist. Meine Eltern haben mich beide auch immer unterstützt. Sie haben an meine Stärken geglaubt und sie haben bei unserer Erziehung keine Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gemacht. Für sie war Bildung sehr wichtig und sie haben mich nach ihren Möglichkeiten unterstützt. Damals, als ich das Bundesverdienstkreuz bekam, da habe ich mich an meine Mutter erinnert, weil sie damals in Marokko auch einen Preis vom König für ihr Engagement verliehen bekommen hat. Sie hat den zwar im beruflichen Kontext bekommen, aber für sie war ihr Beruf Krankenschwester kein Beruf, sondern das war für sie eine Berufung.

Auch sie hat sich in allen unterschiedlichen Kontexten engagiert und Menschen geholfen und unterstützt und dafür hat sie diesen Preis bekommen. Als ich dann die Auszeichnung erhalten habe, zu dem Zeitpunkt hat meine Mutter nicht mehr gelebt, da war für mich irgendwie dieser Gedanke: „Ja, du hast es auch geschafft!“

Das war ein sehr bewegender Moment. Meine Mutter war eine Kämpferin und ein Vorbild für mich. Sie hat sich nie unterkriegen lassen, sie hat an ihre Sache geglaubt und einfach weitergemacht.

Daher gilt mein Dank meinen Eltern, dass sie mich gestärkt haben, dass sie an mich geglaubt und dass sie mir die Möglichkeiten geboten haben, mich zu entfalten und einfach zu dem zu werden, was ich heute bin. Ein weiterer Dank gebührt meinem Ehemann, denn ohne dessen Unterstützung hätte ich mich nicht weiterhin engagieren können und das fortsetzen können, was ich angefangen hatte.

*Frau Mokat, vielen Dank für diese wunderbaren Eindrücke aus Ihrem Leben!*



Foto: Saarbrücker Zeitung 2018 – Saarländs Beste-Gala 2018, Monatssiegerin März





Zweite Generation



## PASSPORT



Nariman Hammouti-Reinke

- Geboren in Gehrden/Hannover •
- Offizier der deutschen Marine •
- Vorstandsvorsitzende Deutscher.Soldat. e. V. •

## „Ich bin deutsche Soldatin, mehr Integration geht doch gar nicht.“

Nariman Hammouti-Reinke wurde 1979 als Kind marokkanischer Eltern in Gehrden bei Hannover geboren. 2005 startete sie zunächst ihre Feldwebellaufbahn bei der Bundeswehr. Mitte 2016 wechselte sie zur Offiziersausbildung des militärfachlichen Dienstes und ist jetzt Leutnant zur See. Derzeit arbeitet sie als Sicherheitsbeauftragte im Marinefliegerstützpunkt Nordholz.

Als parteiloses Mitglied in der „Kommission für Migration und Teilhabe des Niedersächsischen Landtags“ engagiert sie sich aktiv für eine moderne Integrationspolitik in Deutschland. Nariman Hammouti-Reinke ist Vorstandsvorsitzende des Deutscher.Soldat. e. V., der durch einen Beitrag zur Flüchtlingsdebatte bundesweit große Aufmerksamkeit erregte. Nachfolgend ein Beitrag von Nariman Hammouti-Reinke zu ihrem Werdegang, ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft.

*Wie kam es dazu, dass Sie Interesse für das Thema „Integration und Bundeswehr“ entwickelt haben?*

*Nariman Hammouti-Reinke:* Bei der Bundeswehr zählt es nicht, welche Hautfarbe, Religion oder Herkunft man hat. Man wird dort nur nach Leistung und Eignung beurteilt und ich wollte einfach von dem Gefühl wie wir innerhalb der Truppe funktionieren etwas nach außen tragen.

*Sie waren zweimal in Afghanistan stationiert, hätten für Deutschland sterben können und sagten bei vielen Gelegenheiten: „Mit Migrationshintergrund Soldatin der deutschen Bundeswehr zu sein, sein Leben für Deutschland zu riskieren, mehr Integration geht nicht.“ Wie sind Sie persönlich zu dieser Aussage gekommen? Was wollen Sie damit deutlich machen?*

*Nariman Hammouti-Reinke:* Innerhalb der Truppe habe ich mit meiner Herkunft überhaupt kein Problem, nur außerhalb. Da sagen dann irgendwelche Menschen wie Thilo Sarrazin, dass Menschen mit arabischem und türkischem Migrationshintergrund sich nicht integrieren können, weil sie einen Gendefekt haben. Deswegen habe ich ge-

sagt, die höchste Form der Integration für mich oder auch für uns im Verein ist die Bereitschaft für sein Land das eigene Leben zu geben.

*Sie haben 2019 das Buch mit dem Titel „Ich diene Deutschland. Ein Plädoyer für die Bundeswehr – und warum sie sich ändern muss“ veröffentlicht. Was hat Sie dazu bewogen, ein Buch zum Thema „Bundeswehr“ zu veröffentlichen?*

*Nariman Hammouti-Reinke:* Ich habe eben verschiedene Dinge, womit man mich diskriminieren kann und ich finde, Soldat zu sein oder Offizier zu sein, ist ein ehrenhafter Beruf. Warum man in der Bundesrepublik Deutschland dafür diskriminiert wird, finde ich, ist auch komplett überzogen. Ich finde, dass es auch vollkommen normal ist, dass Frauen bei der Bundeswehr sind. Aber irgendwie werde ich darauf auch immer wieder angesprochen, warum ich nicht lieber Kindergärtnerin bin. Wir haben jetzt 100 Jahre Frauenrecht letztes Jahr gefeiert, die Gleichberechtigung ist im Grundgesetz festgeschrieben. Klar habe ich einen Migrationshintergrund, aber wie gesagt, in der Truppe zählt er nicht und Deutschland sieht halt eben auch aus wie ich und das möchte ich mit diesem Buch auch gerne zeigen und sagen.

Foto: www.dennis-michelmann.de – Porträt







Foto: Nariman Hammouti-Reinke – Vor der Al Aqsa Moschee in Jerusalem

Was ist die Kernbotschaft Ihres Buches?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Ich habe viele verschiedene Thesen und ein paar verschiedene Kernbotschaften im Buch. Dazu zählt zum Beispiel, dass die Bundeswehr in die Mitte der Gesellschaft gehört und wir eben für Frieden und Freiheit sorgen und dass man uns nicht diskriminieren soll, weil wir Soldaten sind, dass Gleichberechtigung da eben im Grundgesetz herrscht, dass Deutschland bunt und vielfältig ist, dass der Islam und das Judentum schon lange zu Deutschland gehören und Teil der Bundesrepublik Deutschland sind.

Welche Impulse konnten Sie bisher mit dem Buch geben?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Ich habe bis jetzt überwiegend positive Reaktionen bekommen. Es ist ein Debattenbuch, aber man hat einen anderen Einblick bekommen. Wer ist der Mensch, der für meine Sicherheit sein Leben gibt? Das ist ja das, was wir tun. Was steckt dahinter? Das ist ein anderer Einblick eben und den ein oder anderen habe ich sicher öfter mal erwischt, wie er dann gesagt hat: Wieso? Das ist doch vollkommen normal – sodass er sich selbst ertappt gefühlt hat beim Lesen.

Die islamische Seelsorge fehlt bei der Bundeswehr. Warum gibt es diese bisher nicht?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Weil man das oben nicht für nötig gehalten hat. Manche Dinge bei der Bundeswehr werden erst eingeführt, wenn irgendetwas passiert ist und dann ist es meistens zu

spät. Dafür wird es jetzt nie zu spät sein, aber darüber macht man sich keine Gedanken, wenn man etwas selbst nicht für wichtig hält.

Warum ist es wichtig, eine islamische Seelsorge bei der Bundeswehr einzuführen?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Die Beispiele sind ja im Buch benannt: dass die Todesnachricht ordentlich überbracht wird, dass man seelischen Beistand bekommt. Dass man geistigen Beistand bekommt, ist das Natürlichste, was es im Soldatenberuf gibt. Wie oft habe ich dagesessen und hatte den nicht. Das finde ich nicht schön. Auch für meine Familie wäre das schön gewesen, dass jemand ihnen dann erzählt, was da wirklich passiert ist, wie es wirklich ist und sie in ihrem Glauben dann mit unterstützt.

Die ehemalige Ministerin hat im Tagesbefehl vom 2. April in der Pressemitteilung jetzt beschlossen, dass im Dezember mit dem Zentralrat der Juden ein Staatsvertrag geschlossen wird und es die jüdische Seelsorge dann gibt. Sie hatte sich jetzt auch nochmal ganz hoch offiziell für die islamische Seelsorge ausgesprochen. Das wird jetzt auch implementiert werden. Aber ich glaube das erst, wenn es soweit ist.

Sie sind Vorsitzende des Vereins „Deutscher Soldat e.V.“ Wofür engagieren Sie sich persönlich im Verein?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Als Vorsitzende habe ich mittlerweile mehr repräsentative als operative Pflichten. Ich sitze aber für den Verein auch in der Kommission für Fragen zu Migration und Teilhabe. Wir versuchen, eine moderne Integrationspolitik mitzugestalten. Wir sind beim Integrationsgipfel der Bundeskanzlerin auch im inneren Kreis mittlerweile. Wir sind in verschiedenen Gremien und gestalten mit. Wir versuchen das Bewusstsein für Diversität zu erweitern, indem wir Konferenzen und Vorträge organisieren, wie jetzt im Juni Mission Critical in Berlin. Die geht dann drei Tage. Von der habe ich auch im Buch erzählt.

Ich mache viel in der Flüchtlingshilfe, ich vermittele Patenschaften. Einmal im Jahr organisiere ich hier im Schwerpunkt in Hannover immer das VOSS-Fest während des Hannover-Marathons. Das Straßenfest organisieren wir regelmäßig. Dort sammeln wir immer für integrative Zwecke. Wir sind mittlerweile einer der Hotspots geworden beim Hannover-Marathon. Wir haben uns da jetzt einen Namen gemacht. Die Leute kommen, um bei uns Geld zu spenden oder an der Tombola teilzunehmen, um sozusagen ihr Jahressoll zu erfüllen. Und dann, wie gesagt, kann ich in der Kommission im Landtag auch richtig mitgestalten. Das ist ja ein Gremium was einzigartig in der gesamten Bundesrepublik ist. Wir können da Gesetzesentwürfe mitgestalten, mitbeschließen, mitberaten oder selber irgendwelche Dinge mit auf den Weg geben. Ich bin vollwertiges Mitglied und kann dort mit abstimmen.

Was war bisher der größte Erfolg des Vereins?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Dass wir beim Integrationsgipfel mit dabei sein durften, das war der größte Erfolg. Mittlerweile kennt die

Bundeskanzlerin unseren Verein beim Namen. Ich konnte den Bundespräsidenten mitwählen. Das sind alles so Erfolge, auf die ich sehr stolz bin.

Was müsste sich bei der Bundeswehr in Zukunft verändern?

*Nariman Hammouti-Reinke:* So einiges. Das Diversity Management müsste viel breiter gefächert werden. Und viel wichtiger wäre eigentlich, es sollte nicht nur eine Stabsstelle sein, ein Stabselement, sondern eine Abteilung, weil das Diversity Management immer wichtiger wird und immer mehr zum Kern der Aufgaben gehören sollte. Das auf jeden Fall. Das Beschaffungsmanagement müsste überarbeitet werden, damit Rüstungsprojekte besser und schneller durchgesetzt werden und dass nicht alles immer so veraltet ist, wenn es bei uns ankommt. Die Bundeswehr muss sich mehr öffnen. Wenn man Personal anwerben möchte, dann sollte man auch zeigen, wie die Truppe wirklich aussieht und nicht immer nur blond, blauäugig und weiß. Es kommt mittlerweile ein bisschen Werbung auf, in der man mehr Frauen zeigt, aber es wird immer noch nicht das komplette Bild gezeigt. Das sind so die Hauptthemen und dass die Seelsorge definitiv eingeführt wird! Das wäre schon mal ein großes Zeichen und ein politisches Zeichen auch!

Wie kann die Bundeswehr besonders junge Menschen anwerben?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Man sollte die Dinge alle mal so zeigen, wie sie sind. Alles sollte offener sein, denn alles andere wird irgendwie ja verwehrt. Es gibt dann eine Partei in Berlin, die den Zutritt für Jugendoffiziere an den Schulen verbieten will, weil sie denken, wir machen nur Truppenwerbung. Dabei haben sie noch nie bei einem Unterricht von Jugendoffizieren mit dabei gewesen. In dem Unterricht geht es um Außen- und Sicherheitspolitik. Ich habe auch keine Lust, immer ständig irgendwelchen Leuten die Fragen zu beantworten, weil sie nicht verstehen, was wir in Afghanistan machen. Es liegt einfach auch daran, dass sie in der Schule eben diesen Unterricht der Jugendoffiziere nicht gesehen haben, die da erklären, was ist eine NATO, was ist ein Mandat, was ist ein Auslandseinsatz und was machen die Deutschen eben in Afghanistan. Das wird dann verwehrt. Wir können nur so weit, wie man uns eben lässt. Vielleicht sollte man das als Pflichtfach einführen an den Schulen. Es geht dabei wie gesagt nicht um Nachwuchswerbung. Wenn die Feuerwehr oder die Polizei in die Schule kommt, dann ziehen die ja auch ihre Uniform an. Das können sie alles machen. Nur bei uns geht das bisher nicht.

Was müsste Deutschland aus Ihrer Sicht tun, um eine moderne Integrationspolitik gesellschaftlich umsetzbar zu machen?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Einiges. Man müsste so langsam mal diesen ganzen Rechtsdruck aufheben. Man dürfte nicht immer darüber reden, sind wir ein Einwanderungsland, sind wir das nicht oder immer nur Flüchtlingsproblematiken in den Mittelpunkt stellen. Die Menschen erfahren dort Krieg und Leid. Wenn sie aus wirtschaft-

lichen Gründen flüchten, dann verlassen sie alles, um ein besseres Leben zu haben. Das würden wir genauso machen. Vielleicht sollte man das transparenter gestalten, dass man nicht immer nur über Geflüchtete redet. Es gibt auch Menschen, die leben hier seit Jahren und werden trotzdem in Randgebiete gesteckt. Wenn sie sich die Gastarbeitergenerationen angucken, dann wurden die Gastarbeiter damals immer in irgendwelche Bezirke gesteckt, wo sie wohnen durften. Heute nennt man diese Bezirke Neukölln. Das ist dann für viele diese Parallelgesellschaft in Anführungsstrichen. Vielleicht könnte man das mal ein bisschen transparenter erklären und auch viel mehr Arbeit gegen Rechts machen, mehr gegen Antisemitismus, mehr gegen Antisemitismus, da mehr Arbeit reinstecken, mehr Bildung und härtere Strafen dafür, wenn sowas trotzdem passiert, wie vorgestern mit der Moschee, als die Meldung kam, dass man da tote Schweinsköpfe hingelegt hat. Mit einem Bußgeld oder irgendwie sowas kommen wir da nicht weit. Das muss angepasst werden.

Was müsste sich dahingehend in der Berichterstattung ändern?

*Nariman Hammouti-Reinke:* Es wäre schön, wenn in der Berichterstattung öfter Statistiken veröffentlicht werden, wie zum Beispiel bei einer Straftat, die ein Geflüchteter begeht. Ich verstehe oft nicht, warum das direkt so eine Schlagzeile macht, wenn gleichzeitig ein weißer Deutscher dieselbe Straftat begeht. Ich denke, das würde die Berichterstattung transparenter gestalten.



Foto: www.dennis-michelmann.de – Porträt



## PASSPORT



Sineb El Masrar

- ◆ Geboren in Hannover ◆
- ◆ Publizistin ◆
- ◆ Freie Autorin ◆

## „Marokko, Land meiner religiösen und kulturellen Wurzeln.“

Sineb El Masrar ist Publizistin und arbeitet als Herausgeberin des Frauenmagazins *Gazelle* sowie als freie Autorin für diverse Medien wie *Handelsblatt*, *WELT*, *ZEIT*, *taz* etc. Sie lebt in Berlin.

Tanger – die Stadt meiner jährlichen Sommerferien und Familienbesuche. Vieles, was ich dort sah und erlebte, sollte mich bis heute prägen. Auch mein Frauenbild wäre ohne die dort gemachten Erfahrungen und Beobachtungen weitaus unvollständiger. Ohne diesen Ort und seine Einflüsse wäre ich heute mit Sicherheit nicht die Person, die ich bin.

So liegen meine islamischen Wurzeln ohne Zweifel in Marokko, jenem Land, das seit der Antike aufgrund seiner geostrategischen Lage seinen Reiz auf diverse Imperien und Mächte ausstrahlt. Damit sah sich die dortige Bevölkerung immer wieder anhaltenden politischen Veränderungen ausgesetzt, wie heute in vielen Teilen Nordafrikas und des Nahen und Mittleren Ostens. Die imperialistischen Umbrüche Anfang des 20. Jahrhunderts sollten auch in meiner Familie Einzug halten, insbesondere auf väterlicher Seite.

Noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs einigten sich die Kolonialmächte Deutschland, Frankreich und Spanien auf der Konferenz von Algier 1906 darauf, Marokko unter sich aufzuteilen. Bis zur Unabhängigkeit 1956 wurden Nordmarokko und die Sahara spa-

nisches Protektorat, mit Tetuan als Hauptstadt von Spanisch-Marokko. Der Rest Marokkos unterlag dem französischen Protektorat mit Rabat als Hauptstadt. Tanger wurde von 1923 bis 1957 Internationale Zone mit einer multireligiösen und internationalen Verwaltung. Dass religiöses Nebeneinander gelingen kann, beweisen die Gotteshauszahlen des Jahres 1942: dreizehn Moscheen, fünfzehn Synagogen, sechs katholische Kirchen und drei Kirchen für Protestanten – alles in einer Stadt, friedlich und respektvoll. Bis heute – Alhamdulillah!

Mein Urgroßvater, der vor dem Protektorat als *Qadi* in Tanger lebte und arbeitete, hatte sein islamisches Wissen in jahrelangen Studien Mitte des 19. Jahrhunderts unter anderem auch in Fès an der Al-Qarawiyyin-Universität erworben. Sie gilt als eine der ersten noch erhaltenen akademischen Bildungsstätten der Welt. Noch vor der Al-Azhar-Universität in Ägypten, die 970 n. Chr. ihre Pforten öffnete, wurde sie 859 n. Chr. von Fatima al-Fihri, Tochter des reichen tunesischstämmigen Kaufmanns Mohammed al-Fihri, gegründet. Der Name der Universität ist angelehnt an Fatima al-Fihris Geburtsort Kairouan, arabisch: Qairawan. Ohne Zweifel bleibt damit einer Frau



Foto: Heider – Porträt



eine bedeutende Rolle in der islamisch-theologischen Geschichte für immer zugeschrieben. Und sie ist in der islamischen Vergangenheit nicht die erste oder letzte. Selbst ausländische Köpfe fanden ihren Weg nach Fès. Unter anderem der belgische Humanist, Theologe und Semitist Nicolaes Cleynaerts, der 1540 seine arabischen Sprachkenntnisse in der Al-Qarawiyn perfektionierte. Darüber hinaus finden sich auch zahlreiche wertvolle historische und islamische Originaldokumente und Manuskripte in der Universitätsbibliothek. Neben einigen Bänden des berühmten *Muwatta'*, einer Hadith-Sammlung von Malik ibn Anas, dem Begründer der malikitischen Rechtsschule, wird hier auch eine Abschrift der Prophetenbiographie des Geschichtsschreibers Ibn Ishaq aufbewahrt, der zum ersten Mal die Hadithe des Propheten und Dokumente über das Leben des Propheten mit Struktur und Kapiteleinteilung zusammenstellte, sowie ein Autograph der islamischen Weltgeschichte *Al-'Ibar* mit handschriftlicher Widmung an die Bibliothek von Ibn Khaldun. Er gilt als einer der Vordenker der heutigen Soziologie.



Foto: Sehnaz Seker – Im Gespräch

Eine Generation und ein Protektorat später führte mein Großvater den islamisch-theologischen Weg weiter. Er wurde in Spanisch-Marokko *Imam*. Ende der 1950er Jahre verstarb er, sodass mein Vater als ältestes von vier Kindern Oberhaupt der Familie wurde. Seine Automobilbegeisterung führte ihn alsbald nach Deutschland und er entschied sich als Hafiz gegen den theologischen Weg seiner Vorfäter. Dass Bildung nicht nur den Jungen vorbehalten ist, zeigt die Haltung vieler islamischer Theologen, denn meine Tante wurde hier nicht ausgespart. Im Gegensatz zu vielen anderen Mädchen ihres Alters, teilweise sogar weit bis in die 1990er Jahre hinein, sorgte mein Großvater dafür, dass sie ebenfalls alphabetisiert wurde. Aufgrund des Protektorats mischten sich die Spanier nicht in die Bildung der marokkanischen Bevölkerung ein. Es gab keine Schulpflicht für die marokkanischen Kinder. Die marokkanische Bevölkerung hatte dafür selbst zu sorgen – Weltpolitik-Logik par excellence. Wie sich Vorurteile und Assimilationsängste der muslimischen Bevölkerung gegenüber ausländischen Lehrinrichtungen auswirkten, beschrieb ich bereits in meinem Buch *MUSLIM GIRLS*.

Besonders interessant ist hierbei eine Tatsache: Umso vertrauter die Eltern, allen voran die Väter, mit dem undogmatischen Islam waren, umso mehr Freiheiten genossen ihre Töchter. Meine Mutter erzählte mir oft, dass in ihrer Kindheit und Jugend immer jene Mädchen studierten, Miniröcke und Bikini trugen, deren Väter *Imame* oder *Qadis* waren, und dass sie dies nicht etwa heimlich taten. Das beste Beispiel ist die marokkanische Königsfamilie. Der König Marokkos ist auch das religiöse Oberhaupt der Nation. Weder die weiblichen Familienangehörigen des damaligen marokkanischen Sultans und späteren Königs Mohammed V. noch seine Töchter waren verschleiert. Lalla Aicha, eine seiner Töchter, war nicht nur die marokkanische Botschafterin in Großbritannien, Griechenland und Italien, sie war auch eine Frauenrechtlerin und wurde von ihrem Vater darin unterstützt. Ihr Bruder, der spätere König Hassan II., verschleierte seine Töchter ebenso wenig. Sein Sohn, der heutige König, ließ sogar als erster Monarch der marokkanischen Geschichte seine Frau zur Prinzessin ernennen und machte sie damit auch der Öffentlichkeit sichtbar. Bis dahin war die Frau des Königs die Mutter der Prinzen und Prinzessinnen und vor allem die Mutter des zukünftigen Monarchen und blieb verborgen.

Umso weniger jemand also den Kern des Islams und seine Geschichte kannte und nicht an schädlichen und frauenfeindlichen Traditionen festhalten wollte, umso weniger anfällig waren sie oder er für die Ungleichbehandlung im Namen des Islams. Entscheidend waren dann nur die Ansichten jener Gelehrten, *Imame* und *Qadis*, die sich trotz besseren Wissens für eine Diskriminierung der Frau aussprachen. Und davon gab und gibt es bis heute genügend, wie es beispielsweise in zahlreichen muslimischen Ländern und im Westen durch salafistische Prediger und Anhänger der Muslimbruderschafts-ideologie anzutreffen ist, die vor allem in Deutschland durch diverse Organisationen, wie dem Zentralrat der Muslime, Verbreitung finden. Dazu gehören Positionen von Al-Qaradawi, dem theologischen Kopf der Muslimbruderschaft, aber auch von dem in der Schweiz leben-

den Reformsalafisten und Enkel des Muslimbruderschaftsbegründers Hassan al-Banna, Tariq Ramadan.

Ihr im Westen verschleiern des Gedankengut zu entschleiern ist vor allem für junge Muslime mit wenig Islamkenntnissen wichtig und sollte vor allem von Eltern und in Schulen entsprechend vermittelt werden, um unsere Kinder immun zu machen, gegen jeglichen Extremismus, Rassismus und Antisemitismus im Namen des Islams. Aber auch, um Ignoranz gegenüber unseren reichen islamischen wie ethnischen Kulturen zu verhindern.

Was im Konkreten die Rolle der Frau im Islam angeht, waren es gerade islamische Gelehrte, die nach dem Ableben des Propheten die Frauen marginalisierten. So überliefert zwar ein Hadith von Bukhari, der Prophet habe gesagt, dass Frauen nicht von den Moscheen ferngehalten werden dürfen. Einige Gelehrte der hanbalitischen Rechtsschule, die dem Ausspruch nicht offen widersprechen konnten, ließen es sich aber nicht nehmen, Gründe aufzuführen, die eine Verbannung ermöglichten. Das führte sogar dazu, dass erklärt wurde, Frauen seien vom Freitagsgebet in der Moschee befreit. Da das Gebet eine der fünf Säulen des Islams ist, erscheint das Handeln der Gelehrten, das zu einer weitreichenden Tradition mutierte, mehr als willkürlich. Vor allem wird deutlich, wie sehr die Gelehrten die Rolle der Frau im Islam in ihrem Sinne und nach ihrem Interesse beschränkten. Sie hätten, wie das zahlreiche muslimische Geistliche und Herrscher bei ihren Töchtern und Frauen taten, einen anderen Weg einschlagen können, ohne damit in Widerspruch zu den islamischen Quellen und dem Koran zu geraten. Dass sie es nicht taten, geschah nicht zufällig. Es diente dazu, den aufkeimenden Einfluss der Frau als Denkerin im öffentlichen Raum zu mindern. Womöglich wussten die Männer um ihre Schwäche im Geist und in ihrer Belastbarkeit und dass sie mit den meisten Frauen gerade hierin nicht mithalten könnten. Wer weiß, welchen Beitrag sie womöglich noch in der Medizin, Landwirtschaft oder Astrologie geleistet hätten. Doch was liegt dem Patriarchat näher, als Mädchen und Frauen gesellschaftlich und politisch in ihre Schranken zu weisen? Auch bei den muslimischen Gelehrten galt: Papier erweist sich als geduldig, und ein Deuten und Interpretieren zum Nachteil der Frau war ein Leichtes. Vielleicht kommandierte die Ehefrau daheim, aber in den heiligen Räumen des islamischen Denkens blieb sie vor der Tür, wo Mann sich so wunderbar gegen das weibliche Geschlecht wenden konnte.

Als Tochter zweier praktizierender Muslime aus Marokko gehöre ich wie die Mehrheit in Marokko zu den malikitischen Sunniten, die vor allem in Nord-, West- und Zentralafrika beheimatet sind – mit Ausnahme von Ägypten.

In meiner Familie war der Islam immer präsent – sowohl in Deutschland wie auch in Marokko. Meine islamische Erziehung erfuhr ich durch meine Eltern. Besonders väterlicherseits kam mir deren generationsübergreifende islamisch-theologische Ausbildung zugute. Mein Urgroßvater war *Qadi* und noch vor Beginn des spanischen Protektorats 1912 in der Stadt Tanger als Richter tätig. Ein *Qadi* ist ein islamischer Rechtsgelehrter, der im Auftrag des Kalifen und Sultans vor allem richterliche Funktionen wahrnimmt und sich dabei nach



Foto: Eichborn Verlag – Buchvorstellung

dem Normensystem der *Scharia* richtet – im Fall meines Urgroßvaters unter der heutigen Herrscherdynastie des alawitischen Sultans. Eine Generation später war mein Großvater in Spanisch-Marokko als *Faqih* tätig, als Rechtsgelehrter, der sich mit der Auslegung der Gesetzesvorschriften der *Scharia* beschäftigte. Da er zusätzlich Provinzgouverneur in einem Teil von Spanisch-Marokko war, engagierte er für meinen Vater, meine beiden Onkel und meine Tante einen Privatlehrer, der sie religiös unterwies. Dadurch blieb die religiöse Erziehung meiner Eltern frei von fremden Einflüssen. Frei von Einflüssen etwa durch selbsternannte Koran- und Islamlehrer, die in Deutschland häufig nicht nur in Hinterhofmoscheen predigen, sondern auch das Internet mit einer Minbar (Moschee-Kanzel) verwechseln und vor allem salafistische Lehren predigen.

Die fehlende Qualifikation der Prediger und Moscheevorsteher ist seit der Einwanderung von Muslimen nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute dem Umstand geschuldet, dass die meisten verbandsunab-





Foto: Sehnaz Seker – Signierstunde

hängigen Moscheen eigenverantwortlich versuchten, eine Moscheegemeinde aus ihren begrenzten finanziellen Mitteln aufzubauen. Wer hatte da schon die finanziellen Mittel, um einen gut ausgebildeten und intelligenten *Imam* einzustellen? Der musste damals in den meisten Fällen ohnehin aus dem Ausland stammen, weil es in Deutschland keine islamisch-theologischen Zentren gab, in denen *Imame* hätten ausgebildet werden können, und sich niemand in der Gemeinde fand, der mindestens in seinem Herkunftsland als Kind den Koran auswendig gelernt hatte. Das führte dazu, dass die erste Generation der Einwanderer dem *Imam* sprachlich und inhaltlich folgen konnte, die zweite und dritte hingegen inhaltlich häufig nur noch Bahnhof verstanden. So konnten vor allem deutschsprachige Salafistenprediger bei der zweiten und dritten Generation großen Zuspruch finden. Endlich verstanden sie, was gepredigt wurde. Ein Problem war damit aus der Welt geschafft, ein größeres – nämlich ein islamistisches – fand hingegen Einzug in die Köpfe ganzer verwirrter Generationen. Wie man sieht, ist die oftmals von der nichtmuslimischen Gesellschaft gestellte Forderung nach Deutsch als Predigersprache nicht in jedem Fall und völlig automatisch die Lösung aller Extremismusprobleme und Garant einer besseren Integration. Denn ebenjene Salafisten pflanzen erst den Extremismus, den die Gesamtgesellschaft wieder bekämpfen muss.

Persönlich empfinde ich es als ungemeinen Segen, dass meine Eltern mich diesem Chaos nicht ausgesetzt haben. Was heute allerdings oft zur Folge hat, dass meinesgleichen sich mit unserem vermittelten Islamverständnis etwas sonderbar fühlen.

Trotz des provisorischen Koranunterrichts in den Hinterhofmoscheen entwickelten sich die Schülerinnen und Schüler weiter und nahmen nicht alles hin, was ihnen der meist autoritäre Lehrer eintrichtern wollte. Kritische Fragen waren häufig unerwünscht. Toleranz und Akzeptanz waren und sind ein entscheidender Eckpfeiler meiner religiösen Erziehung. Bei vielen jungen Muslimen, die sich heute auf der Straße bei Koranverteilungen, in sozialen Medien oder in muslimisch-studentischen Vereinigungen über den Islam äußern – egal ob sie Konvertiten sind oder von Geburt Muslime – scheint dieser Geist der Toleranz und Barmherzigkeit keine allzu bedeutende Rolle zu spielen. Vielmehr erwecken sie den Eindruck, als hätten sie Angst davor, den Widersprüchen und der Vielfalt zu erliegen, die sie mit ihrer eigenen ethnischen sowie teilweise gelebten Vielfalt in Deutschland selbst schon darstellen. Und dies, obwohl der Koran selbst in Sure 49, Vers 13 davon spricht, dass er uns zu Völkern gemacht hat, die einander kennenlernen sollen. Die Auslegungen und Deutungen der jungen Muslime, nach denen ein wahrer Muslim ist, wer einen langen Bart trägt oder sich als Frau komplett verhüllt, hätten meine Eltern nicht unterstützt. Dabei praktizieren und befolgen meine Eltern die fünf Säulen des Islam – wie viele andere Muslime in der Welt und in Deutschland. Sie bekennen sich zum Glaubensbekenntnis, geben Almosen, verrichten die Gebete und begehen den Fastenmonat Ramadan sowie die Pilgerreise nach Mekka. Hier vermittelten sie mir früh einen verantwortungsbewussten Umgang mit der Bedeutung des *Hadj* für Gläubige, den ich heute bei vielen anderen Muslimen

selten bis gar nicht wahrnehme. Dabei ist die Pilgerreise die einzige der fünf islamischen Pflichten, die nicht erfüllt werden muss. Denn sie ist an Bedingungen geknüpft.

Das Geld für die Reise muss mit ehrlicher Arbeit erworben worden sein, im Idealfall selbst verdient. Das gestaltet sich bei Hausfrauen, die auf das Geld ihres Ehemannes oder ihrer Kinder angewiesen sind, etwas schwierig. Darüber hinaus darf das Geld weder aus Zinsgeschäften noch aus Bankanleihen stammen. Es darf auch nicht geliehen sein, wie einige Muslime das heute dennoch gerne handhaben, um Ansehen in ihrer Gemeinde zu erlangen und sich einen *Hadj*-Kredit nehmen – gerne auch mehrmals. Als wäre es mit einer Pilgerreise getan. Genauso wenig darf es aus kriminellen Quellen wie Drogen- oder Menschenhandel, Gewinnspiel oder Prostitution stammen. Dass der deutsch-marokkanische Rapper und bekennende Muslim Farid Bang, der sich damit rühmt, eine Reihe von Müttern begattet zu haben, in seinem Song *Irgendwann* besingt, wie er seiner Oma das Ticket nach Mekka bezahlen will, ist sicherlich nett gemeint. Die Art, wie er auf respektlose Art gegenüber Frauen sein Geld für dieses Ticket verdient, zählt wohl weniger zur erlaubten Erwerbstätigkeit für die Finanzierung von Pilgerreisen. Auch muss sichergestellt sein, dass die eigenen Kinder versorgt und vor allem aus dem Größten raus sind. Dies hat zur Folge, dass eigentlich eher ältere Menschen zur Vervollkommnung ihres Glaubens die Pilgerreise antreten. Es sei denn, man verfügt schon in jungen Jahren über ein üppiges Auskommen. Dann könnte es eher an der geistigen wie religiösen Reife hapern, die ebenfalls gewährleistet sein sollte, zuweilen aber nicht ist. Dass man heute bei sozialen Medien wie Facebook oder Instagram öfter junge Menschen mit *Hadj*-Selfies aus Mekka

und Medina vorfindet, die jene fehlende Reife und Spiritualität zur Schau stellen, verwundert somit kaum. Die Erklärung, man wolle damit der daheimgebliebenen Familie nur mitteilen, dass es einem gut gehe, ist angesichts von Oldschool-Telefonanrufen, SMS oder Whatsapp-Nachrichten sehr unglaubwürdig. Nicht selten bleiben die eigenen kleinen Kinder bei den Großeltern zurück, damit Mama und Papa sich nach der großen Kaaba-Umrandung und der symbolischen Teufelssteinigung ehrfürchtig den Ehrentitel *Hadj* und *Hadja* geben können. Statussymbol à la Islam im 21. Jahrhundert. Was dem einen seine echte Rolex ist, ist dem anderen eine Art Unterhaltungsparkreise nach Saudi-Arabien. Damit zählt auch in Religionsdingen allzu oft mehr Schein als Sein. Und dieses Denken dürfte sich auch auf die Kindererziehung auswirken.

Oftmals ruhen sich diese Eltern beim Nachwuchs, der in der ersten Einwanderergeneration meist nicht unter vier Kindern lag, auf einer muslimischen Überlieferung aus. Nämlich dass Allah jedes neugeborene Kind mit einem eigenen Erbe beschenkt. Doch es wird auch überliefert, dass Muslime zwar auf Allah vertrauen dürfen, sie ihr Kamel in der Wüste zur Sicherheit aber anbinden sollten. Ergo: Ganz ohne Eigenverantwortung geht's auch im Islam nicht. Als Einzelkind – hier bestätigt die Ausnahme die Regel – hatte ich die geballte Aufmerksamkeit zweier praktizierender Muslime. Was aber nicht bedeutete, dass ich ohne Ende verwöhnt wurde. Ganz im Gegenteil! Auf's Peinlichste wurde darauf geachtet, dass ich brav, höflich, zuvorkommend, hilfsbereit und gläubig war. Für mich gab es keine Ausnahmen. Wenn ich mal einem Einzelkind-Anfall erlag, wurde ich besonders von meiner Mutter ohne Umschweife in die Schranken verwiesen. Selbst beim Thema Spielzeug oder Zeitschriften kannte



Foto: Sineb El Masrar – Bundespresseamt, Tagung Medien und Migranten



Foto: Sehnaz Seker – Islamkonferenz





Foto: Sehnaz Seker – ZONTA-Podiumsdiskussion

sie keine Gnade. Ausnahmen galten nur für Bücher und Kleidung. Wollte ich etwas anderes aus der Konsumwelt, musste ich es bei meinem Vater versuchen – in der Hoffnung, dass meine Mutter nicht dazwischenfunke. Besonders während unserer Marokko-Urlaube wurde meine Gleichbehandlung mit den anderen Kindern der Familie deutlich. Keine vorlauten Attitüden wurden geduldet. Mir wurde untersagt, vor anderen Deutsch zu sprechen, das galt als unhöflich, da außer uns niemand Deutsch verstand. Vor meinen Großeltern oder anderen älteren Herrschaften, die uns besuchten oder die wir besuchten, hatte ich mich züchtig zu kleiden. Röcke mindestens bis über die Knie, Kleider oder Hosen. Shorts oder Badeanzüge durfte ich nur am Strand tragen oder im Haus, wenn weder mein Opa oder einer meiner älteren Onkel zu Hause war, obwohl meine Großeltern und Onkel ihre Tochter und jüngste Schwester, also meine Mutter, immer wieder darin bestärkten, mich doch einfach machen zu lassen und dass es niemanden störe. Aber das duldeten meine Mutter nicht. Immerzu erklärte sie, dass ich in keiner Weise anders zu behandeln sei als meine Cousinen und Cousins. Nur keine Extrawürste!

Schon allein, weil ich in Deutschland aufwuchs. Denn bei anderen Familienmitgliedern oder Nachbarn, die wie wir in Europa lebten, in Frankreich, Belgien oder Holland, war ein lautes und respektloses Verhalten der Kinder und Jugendlichen oft zu beobachten, und das missbilligte meine Mutter zutiefst. Häufig behandelten sie ihre Verwandten in Marokko als Bedienstete und weigerten sich, an deren Alltag teilzunehmen. Im Gegenteil, plötzlich musste der Tag allein ihren Bedürfnissen angepasst werden, sodass in einigen Familien die Besucher aus dem Ausland nicht gerade beliebt waren. Vor allem die in französischen Banlieues Lebenden werteten sich gegenüber ihren bescheiden existierenden Angehörigen auf. Lebten diese auf dem Land, heuerten sie sie häufig als Hausangestellte für die Zeit ihres Urlaubs in ihren Häusern oder Wohnungen an. Allen voran die unverheirateten Mädchen. Sie sollten kochen, putzen und die Wäsche machen. Ihre Eltern ließen sie gewähren. Vor allem, wenn damit die

Chance wuchs, die Tochter an einen der in Europa lebenden Cousins oder Verwandten zu verheiraten, die im Haus ein- und ausgingen. Dafür nahmen diese Eltern hin, dass die Mädchen auch schon mal von den Verwandten aus dem Ausland erniedrigt wurden.

Religiös wurde mir immer vermittelt, dass Gott mir näher sei als meine eigene Halsschlagader und ich Allah nie etwas vormachen, geschweige denn verheimlichen könne. Meine *Niya* (Absicht) sollte immer eine gute sein. Ich sollte nie Angst vor Menschen haben und mich von niemandem einschüchtern lassen, da Allah über allem erhaben ist. Ich sollte auch nie Furcht haben, denn solange ich Gott nicht vergaß, würde Gott auch mich nicht vergessen. Und ich sollte regelmäßig Gutes tun. Aber nicht etwa, um eine Belohnung zu erhalten. Ich sollte es einfach im Namen Allahs tun.

Womit wir wieder bei der *Niya* sind. Der Sommer 2015 zeigte sich angesichts der Flüchtlingsankünfte in Deutschland vor allem bei einigen aktiven Muslimen von einer merkwürdigen Seite. Denn immerzu hieß es in den sozialen Medien oder in Interviews mit den muslimischen Helfern, dass sie das alles täten, um von Gott belohnt zu werden. Ein Denken, das ich als ungemein infantil empfinde. Dieser Schlag Muslime und viele dieser Hobbyprediger betrachten ihr vermeintlich gutes Handeln als eine Art Payback-Punktesystem. Kurz vor Ramadan heißt es dann oft, dass man noch ein paar gute Taten erfüllen soll, um sich ein paar *Hasanat* (Belohnung) zu sichern. Für fünfmal am Tag die Eröffnungssure lesen gibt es mehr als 7000 *Hasanat*, dreißig Punkte gibt es für die Begrüßungsformel „As-salamu alaikum wa rahmatu'llahi wa barakatahu“, aber auch ein Palast im Paradies lasse sich sichern. Warum das alles? Weil mit den Punkten das Eigenheim im Jenseits jetzt schon gebaut wird. Sie sind Schwabe und finden das attraktiv? Dann gehen Sie auf die Facebook-Seite *Hasanat Fabrik*, da sahnen Sie fürs Liken auch ab. Wer braucht schon Wüstenroth? Häusle baue geht so easy! Selbst IS-Schergen haben die Chance, all ihre Missetaten gelöscht zu bekommen. Sie müssen nur hundertmal am Tag *Subhanallah wa bihamdihi* (Allah ist frei von Unvollkommenheit und Sein ist das Lob) sagen.

Älter als dieses Payback-Bonusprogramm ist bei vielen das Belohnungsdenken. Für jede gute Tat, glauben zahlreiche Muslime, gibt es bei Gott unterschiedliche Wertigkeiten und Punkte. Ergebnis ist ein Islam, der nicht aus der Uneigennützigkeit praktiziert wird, sondern aus einer oberflächlichen und materialistischen Erwartungshaltung. Ausgerechnet jene um jenseitige Boni bemühte Muslime kritisieren gerne den Kapitalismus, realisieren aber nicht, dass ihr religiöses Denken voll und ganz dieser Gesellschaftsordnung gehorcht. Mir wurde von meinen Eltern immer vermittelt, dass, sollte ich einmal über ein beachtliches Vermögen verfügen und etwas auf Erden hinterlassen wollen, dies etwas sein müsse, das der Allgemeinheit diene. Statt also dort eine Moschee zu bauen, wo es schon eine gibt, sollte ich lieber einen Brunnen graben, ein Waisenhaus, eine Schule oder eine *Zaouia* (soziale und religiöse Stiftung zum Beispiel für Frauen oder Arme) gründen. Bislang hat es nur zum Pflanzen eines Baums gereicht. Richtig Ärger bekam ich als Kind, wenn ich auf Allah schwor, um deutlich zu machen, dass ich die Wahrheit sprach. Das führte

dazu, dass ich heute immer zusammenzucke und misstrauisch reagiere, wenn junge oder alte Muslime fast jeden Satz mit „Wallah“ (bei Allah) beginnen oder beenden. „Wallah, ich habe Döner gegessen. Wallah, da hab ich die Lehrerin in der Dessous-Abteilung gesehen. Ich habe Kopfweh – Wallah.“ Wer sein Versprechen nicht einhält, soll drei Tage zur Sühne fasten. Ob das den großen und kleinen Wallah-Muslimen bekannt ist? Auf Gott schwören hat Hochkonjunktur und erfährt wachsenden Zulauf – seit einigen Jahren auch bei jungen Nichtmuslimen, besser bekannt unter dem Begriff Kiezdeutsch.

Dagegen war es mir immer erlaubt, religiöse Fragen zu stellen, die mir vor allem mein Vater besser erklären konnte als meine Mutter, die weder eine religiöse noch eine weltliche Schulbank gedrückt hatte. Die Weisheit, die trotz ihrer fehlenden Schulbildung aus ihr sprach, empfinde ich manchmal als ein Wunder. Denn nicht selten begegnete ich Menschen, die trotz Bildung nicht einmal ansatzweise über einen Funken ihrer Herzlichkeit und ihres Wissens verfügten. Zu erklären ist dies unter anderem auch aus der Multireligiosität, die meine Mutter als Kind in Tanger selbst erlebte, wo Juden und Christen und Ausländer in Kontakt standen. Wo meine Großeltern Menschen mit Respekt begegneten, egal welcher Konfession sie angehörten oder welchen gesellschaftlichen Status sie besaßen, egal welchen Lebensweg sie als Muslime eingeschlagen hatten. Meine Großeltern mütterlicherseits waren großzügig und hilfsbereit, obwohl sie selbst nie viel besaßen. Sie verurteilten niemanden. Nie hörte ich Tratsch aus

ihrem Mund. Einmal erzählte mir meine Mutter, wie sie als noch sehr junges Mädchen mit meiner Großmutter Besorgungen in der Altstadt machte. Auf dem Rückweg über den großen Boulevard nahe dem Stadtstrand kamen sie an einer Taverne vorbei. Neben der Taverne gab es ein unbebautes Grundstück, wo einige junge und ältere muslimische Männer ihren Rausch ausschliessen. Alkohol ist den meisten Gelehrten zufolge nicht erlaubt. Viele von den Männern auf dem Platz waren alkoholabhängig und von Armut betroffen. Statt sie wegen ihres Alkoholkonsums zu verfluchen oder auf sie herabzusehen, hatte meine Großmutter barmherzige Worte für sie übrig. Nämlich dass Allah diesen Seelen gnädig sein möge. Auf jemanden herabzublicken war ihre Sache nicht.

Der maurische Dichter Ibn Abd Rabbih schrieb einmal, Ibn al-Husain, Prophetenkel und Sohn der Prophetentochter Fatima, habe gesagt, der Islam sei angetreten, um die Erniedrigten zu erheben. Als eine Religion, die dem Unfertigen die Vollkommenheit beschert und den Engherzigen die Großherzigkeit lehrt. Obwohl dieses Zitat sich auf die damaligen Sklavinnen bezieht, die gehehlicht werden durften, wirkt der barmherzige Geist weit über dieses Thema hinaus.

Islam ist Rahma. Islam ist Gnade, sagte mein Vater, als wir beim Ausklingen des Jahres 2014 die Bilder des in Syrien und Irak wütenden „Islamischen Staates“ in den Nachrichten verfolgten. Vor allem aber ist Islam das, was wir Muslime bewusst wie unbewusst als Islam leben.



Foto: Sineb El Masrar – Islam Konferenz 2013



## PASSPORT



Mimoun Azizi

- Geboren 1972 •
- Facharzt •
- Politikwissenschaftler •
- Soziologe •

## „Gott ist nicht tot – wir haben ihn nur verkauft.“

Mg. Dr. med. Mimoun Azizi, M. A., ist Facharzt für Neurologie, Psychiatrie, Psychotherapie und Notfallmedizin. Zudem ist er Politikwissenschaftler, Soziologe, Philosoph, Dozent, Referent, Publizist und Gutachter.

Seit Jahren beschäftigt er sich aktiv mit der medizinischen Versorgung sowie mit der sozialpsychiatrischen und der psychosozialen Versorgung von muslimischen Patienten.

Seine Heimat zu verlassen, sagte mein 2011 verstorbener Vater, ist somit das Schlimmste, was einem passieren kann. Ihn hat es getroffen. Er musste Marokko 1960 verlassen. Auf Umwegen erreichte er Deutschland. Hier fand er rasch eine Arbeitsstelle. Er stieg im Verlauf sogar auf. Aber die Einsamkeit und die Tatsache, dass die ersten Gastarbeiter von der deutschen Bevölkerung abgeschottet wurden, setzten ihm zu. Er lebte initial wie die meisten Gastarbeiter in sogenannten Baracken. An die Kälte musste er sich gewöhnen, aber auch an die Tatsache, dass hier die Uhren anders tickten. Es hat sehr lange gedauert, bis er das Gefühl hatte, dass er seine zweite Heimat einigermaßen versteht. Er stieg beruflich rasch auf, bekam rasch eine Wohnung und er konnte seine Familie in Marokko versorgen. Damit hatte er sehr viel erreicht. Dennoch kam er nie wirklich an. Er fühlte sich bis zuletzt hier fremd. Daher spielte er mit dem Gedanken, für immer nach Marokko zurückzukehren, aber auch dort war er nicht mehr erwünscht, aber wohl sein Geld, wie er immer wieder betonte. Er entschied sich dennoch sehr früh, seine Familie nachzuholen. Das ist das, was man heute als Familiennachzug bezeichnet.

Ich war gerade mal vier Jahre alt. Aber ich besuchte dort bereits eine Koranschule. Wenn ich mich an diese Zeit versuche zu erinnern, dann sehe ich die Koranschule vor meinen Augen und habe den Geruch der blühenden Felder in meiner Nase. Ein merkwürdiges

Gefühl. In Deutschland angekommen hatte ich das Gefühl, dass ich ganz alleine sei, obwohl meine Eltern mir immer das Gefühl gegeben haben, dass ich nicht alleine bin. Aber ich vermisste meine Tanten, meine Onkel und viele andere. Ich wurde damit getröstet, dass wir diese jedes Jahr besuchen werden. Mein Vater hielt Wort. Wir fuhren jedes Jahr nach Marokko. Es war für jeden von uns ein Highlight – die Heimat, die Verwandten und das Essen. Es war so, als würde man seine Seele massieren. Umso trauriger war jedes Mal der Abschied. Aber auch daran habe ich mich im Verlauf der Zeit gewöhnt. In der Schule machten mir am Anfang die fehlenden Sprachkenntnisse große Schwierigkeiten. Ich verstand in der Grundschule in der ersten Klasse nicht ausreichend Deutsch. Damit wurde ich zum Außenseiter. Ich fühlte mich nicht dazugehörend, aber ich hatte keine Wahl. Ich wurde nicht zu Geburtstagen eingeladen. Überhaupt war ich ein Fremdkörper in der Klasse. Ich fühlte mich auch entsprechend. Mein Vater erkannte die Situation und steckte mich in den Nachhilfeunterricht. Eine pensionierte ehemalige Lehrerin der Sekundarstufe II, Frau Dr. Jäger, die vor zehn Jahren verstarb, nahm diese Herausforderung an. Sie unterrichtete mich dreimal pro Woche. Es war eine innere Freude zu erkennen, dass ich zunehmend mehr verstand. In den Bereichen Mathematik und Sport hatte ich ohnehin keine Probleme, aber nun wurde ich im Fach Deutsch immer besser. Bereits in der dritten Klasse bewegte sich meine Note zwischen „gut“ und „befrie-



Foto: Mimoun Azizi – Porträt





Foto: Mimoun Azizi – Innere Sammlung

digend“. In der vierten Klasse stabilisierte sich meine Note in Deutsch auf „gut“. Der damalige Rektor der Grundschule „Freiherr vom Stein“ in Hagen, Herr Brand, nahm mich in seinem Schachclub auf. Es war für mich wie ein Schlüsselerlebnis, denn ab dieser Zeit wurde ich zunehmend sichtbarer für die Mitschüler, man respektierte mich, aber zu Geburtstagen wurde ich trotzdem nicht eingeladen. Ich merkte bei den Schulfesten, wie distanziert sich die Eltern meiner Mitschüler mir, aber auch meinem Vater gegenüber verhielten. Unabhängig davon gelang mir der Sprung auf das Gymnasium.

Die ersten beiden Jahre waren eine Art Probe. Wenn man Schwierigkeiten hatte, dann musste man gegebenenfalls auf die Realschule. Die meisten meiner damaligen Lehrer gingen bei mir davon aus. Man sagte es mir auch. Ich war jedoch davon überzeugt, dass ich es schaffen werde. In meiner Klasse gab es zwei weitere Ausländer – eine Türkin und einen Asiaten. Im Laufe der Zeit kamen weitere dazu. Inzwischen hatte ich mich zu einem Musterschüler entwickelt. In allen Fächern bewegte ich mich zwischen „gut“ und „sehr gut“. In den Vereinen, insbesondere im Fußballverein und Kampfsport, gehörte ich zu den Leistungsträgern. Man könnte meinen, ich war angekommen. Je besser meine Noten wurden, desto größer wurden jedoch die Probleme. Mit aller Macht versuchten mir einige Lehrer eine Ausbildung schmackhaft zu machen. Man wurde in vielen Fächern benachteiligt. Aber dennoch gelang es mir, mich zu etablieren. Ich habe mich gewehrt. Ich merkte auch sehr schnell, dass viele dieser Lehrer sehr viele Vorurteile hatten, auch deswegen, weil sie über meine Kultur sehr wenig wussten. Ich war der „Marokkaner“, der es geschafft hat auf ein deutsches Gymnasium zu gehen. Wenn mir Fehler unterliefen, dann hörte ich nicht selten „Deutsche Sprache – schwere Sprache“. Ich ärgerte mich innerlich sehr, aber ließ mir das nicht anmerken. Ich las mehr, die Bibliothek wurde mein zweites Zuhause. Ich hatte eine Orientierung gefunden. Der Sport gab mir die Anerkennung, die ich für meine Seele dringend benötigte, und das Lesen war mein Tor zur Welt. Trotz des Widerstandes seitens einiger Lehrer konnte ich in der Schule deutlich zulegen. Ab der siebten Klasse gehörte ich bereits zu den drei Besten. Ich hörte nicht auf zu lesen. Meine Freizeit bestand aus Sport

und Lesen. Eine Kombination, die wie ein Schutzschild fungierte und mir ungeahnte Möglichkeiten eröffnete. Ich war nun der Beste in der Klasse. Ich wurde nun zu allen Feten und Geburtstagen eingeladen. Ich hatte es geschafft. Ich gehörte dazu. Wie alle anderen nahm ich an den Klassenfahrten teil und das Verhältnis zu den Lehrerinnen verbesserte sich allmählich. Ich organisierte in Hagen in der Ischeland-Halle Fußball- und Volleyball-Turniere und wurde ab der neunten Klasse regelmäßig zum Klassensprecher gewählt. Die Wahl zum Schulsprecher lehnte ich ab, weil es an dem Ricarda-Huch-Gymnasium in Hagen, meiner Schule, immer noch Menschen gab, die mich dort nicht haben wollten. Aber das war für mich nicht mehr von Bedeutung. Ich konzentrierte mich auf die Schule und auf den Sport. Ich begann mich mit deutscher Literatur und Philosophie zu beschäftigen. Die Beschäftigung mit der Literatur und der Philosophie brachten es mit sich, dass sich meine Interessen auch auf andere Bereiche wie Kunst und Religion ausdehnten. Es war eine Reise in eine völlig andere Welt. Die Entdeckung eines Universums. Ein Gefühl, das mich bis heute beherrscht. Das Lesen begleitet mich bis heute. In der Oberstufe erfolgte ein Auslandsaufenthalt in den USA und später in Frankreich. Die Abiturprüfungen konnte ich souverän absolvieren. Auch die Abiturgesamtnote machte mich stolz. Plötzlich war ich der Vorzeigeschüler, nicht der Vorzeigeausländer. Ich hatte sie alle eines Besseren belehrt. Niemand hätte mir zugetraut, dass ich als Bester meines Jahrganges abschließen würde. Ich war sehr stolz und meine Eltern erst recht.

Ich war nun fest entschlossen, Medizin zu studieren. Damals gab es noch den Ausländertest und natürlich auch den Numerus Clausus. Ich musste den Medizinertest absolvieren, obwohl ich den NC deutlich knackte. Aber auch diese Herausforderung konnte ich meistern. Nach meiner Abiturprüfung belohnte ich mich mit einem längeren Aufenthalt in Italien, bezahlt vom eigenen Geld, das ich mir während der Schulzeit in Nebenjobs hart verdient hatte.

Danach trat ich mein Studium der Humanmedizin in Essen an. Es war eine harte, aber lehrreiche Zeit. Ich dachte in meiner jugendlichen Einstellung, dass Universitätsprofessoren doch gebildete Menschen

sind, die in anderen Fächern bewandert sind und die auch andere Kulturen kennen. Ich erwartete an der Uni mehr Verständnis und mehr Offenheit. Aber dem war nicht so. Am ersten Tag, daran kann ich mich wie heute erinnern, begann ein Professor während seiner Begrüßungsrede die Anzahl der sogenannten ausländischen Studenten zu zählen. Mit dem Satz „Es werden immer mehr, wohin soll das führen?“ beendete er auch seine Begrüßungsrede. Dieses Unbehagen begleitete mich während des ganzen Studiums.

In den Krankenhäusern waren damals die Vorurteile sehr weit verbreitet. Man war stets der ausländische Student, der irgendwann mal wieder in seine Heimat zurückkehren wird. Aber auch hier kam es anders als einige sich erhofft hatten. Souverän wurde das Studium absolviert. Danach begann ich endlich in meinem Traumberuf zu arbeiten. Es machte sehr viel Freude. Ich lernte sehr schnell, machte meinen Facharzt für Neurologie, dann für Psychiatrie und Psychotherapie. Ich wollte die Medizin von ihren verschiedenen Seiten kennenlernen. Also arbeitete ich sehr lange als Notarzt nebenbei und dann in der Anästhesie. Ich stieg langsam auf. Ich wurde Oberarzt, aber auch leitender Notarzt. Ich konnte mir nun die Stellen aussuchen. Mehrere Jahre habe ich als Flugarzt nebenher gearbeitet. Wir holten in zu Intensivstationen umgebauten Flugzeugen Patienten aus aller Welt zum Beispiel nach Deutschland oder in die Niederlande. In diesen Jahren habe ich mehr als 96 Länder kennenlernen dürfen. Heute noch fliege ich gelegentlich.

Nebenher beschäftigte ich mich mit der deutschen Literatur und Philosophie, aber nun auch mit der arabischen Literatur und Philosophie sowie auch mit der Religion des Islams. Das Philosophiestudium habe ich bereits abgeschlossen, mit den Schwerpunkten Nietzsche und Kant. Ich vertiefte mich mehr als zehn Jahre in diese Materie und entdeckte meine Kultur. Es war eine innere Stimme, die mich trieb. Ich begann die arabischen Philosophen zu lesen. Ich beschäftigte mich mit der arabisch-islamischen Geschichte – auch mit den Fragen: Wer bin ich? Warum leben wir in einer fremden Kultur? Wo komme ich her?

Um meine Kenntnisse zu vertiefen, studierte ich Politikwissenschaften und Soziologie. In den Politikwissenschaften habe ich meine langjährige Arbeit über den arabischen Frühling beendet und auch in Form eines Buches publiziert. Ich begann zu schreiben. Inzwischen sind es mehrere Bücher geworden. Es werden nicht die letzten sein. Ich begann Vorträge zu halten. Mir eröffnete sich ein Tor zu einem weiteren Universum. Ich fühlte mich den arabisch-islamischen Denkern sehr nahe, aber auch den deutschen Denkern wie Goethe, Rückert, Rilke, Hammer-Purgstall und Annemarie Schimmel, die ich persönlich kennenlernen durfte. Ich vertiefte mich weiter in diese Literatur und dieser Prozess dauert an.

Ich habe meine Religion neu kennengelernt. Ich habe eine Religion gefunden, die wunderbare Dichter und Philosophen hervorbrachte.

Die mystische Dimension des Islams, um es mit den Worten von Frau Annemarie Schimmel zu sagen, hatte mich in ihre Bahnen gezogen. In den Vierzeilern des Dschalāl ad-Dīn Muhammad Rūmī entdeckte ich das Universum der Seele und die Reise in die unendlichen Weiten der Seele. Es erfüllte und erfüllt mich weiterhin mit Demut, wenn ich aus dem „Matnawī“ lese. Welch ein weiser Mann, der die Nächstenliebe in seinen Werken predigte und die Bedeutung der Liebe wie kein anderer vor ihm beschrieb.

Ich entdeckte über Rūmī den Sufismus, den unendlichen Ozean. Ein Ozean aus dem die Seelen sich in Form von Tropfen erheben und nach gemachten Erfahrungen wieder eintauchen. Ein Meer der Glückseligkeit! Ich lernte den Rebellen Hallaj, der sterben musste, weil er behauptete, dass er „Gott“ sei. Ich las „Der Übersetzer der Sehnsüchte“ von Ibn ‘Arabi und „Die Konferenz der Vögel“ von Attar.

Ich erkannte die poetische Seele dieser Religion, die weich, herzlich, menschenfreundlich und unendlich gütig ist. Ich verglich diese Erfahrungen, meine Erfahrungen, mit der Realität. Es brach mir das Herz, denn ich hatte das Gefühl, dass man diese großartigen Menschen in der islamischen Welt verdrängt hatte.

Bei Sigrid Hunke und auch bei Annemarie Schimmel, in den Werken des großen Rückert und des großartigen Goethe konnte ich lesen, wie diese den Islam bewunderten. Ich verstand! Ich las, wie sich in früheren Zeiten die Araber mit Poesie bekriegten.



Foto: Mimoun Azizi – Hôpital Hassan II, Dakhla





Foto: Mimoun Azizi – Balance am Strand

In Andalusien, im goldenen Zeitalter des Islams, war es selbstverständlich, dass Philosophen wie Ibn Rushd vor der Moschee diskutierten, ob die Welt in der Zeit oder vor der Zeit entstand bzw. ob Gott vor oder in der Zeit entstanden ist. Sie diskutierten darüber, ob die Seele tatsächlich unsterblich ist oder nicht, um sich danach dem Gebet zu widmen. Es waren gläubige Muslime, die sich nicht scheuten, Fragen zu stellen, die der Religion selbst angeblich diametral gegenüberstehen. Doch für diese Menschen war es selbstverständlich, über die Rolle des Propheten zu diskutieren und zu fragen, ob der Prophet gleichzeitig ein Philosoph sein muss. Ibn Rushd sah es als Pflicht an, dass ein Theologe selbstverständlich auch Philosoph sein muss.

Die Zusammenarbeit zwischen der Theologie und der Philosophie führten zu einer Blüte, nicht nur in diesen beiden Disziplinen, sondern auch in den Naturwissenschaften. Muslimische Theologen waren gleichzeitig Philosophen, Mathematiker, Astronomen. Sie waren das, was man heute als Universalgelehrte bezeichnen würde. Bewundernswert war auch die Wissbegierde der damaligen Herrscher. Aus aller Welt sammelten sie das Wissen und übersetzten es über Jahrhunderte hinweg ins Arabische, der Sprache der Wissenschaft und der Philosophie. Sie folgten dem Wunsch des Propheten, im Leben offen zu sein, kreativ zu sein und sich Wissen anzueignen. „Sucht das Wissen überall, wenn es sein muss in China,“ sagte einst der

Prophet. Und „Lerne!“ heißt es in einer Sure im Koran. „Lerne, was Gott geschaffen hat!“ Ich entdeckte eine Religion, die das Wissen zur Pflicht gemacht hat, und es damit den Wissenschaftlern und Philosophen erlaubt, jegliche Art von Fragen zu stellen, sogar die Religion selbst betreffend.

Diesen Aufforderungen folgend kam es zu wunderbaren Entdeckungen in den Naturwissenschaften. Nicht nur die Mathematik, sondern insbesondere die Medizin machte während dieser Zeit einen Quantensprung. Arabische Mediziner waren in ihrem Wissen und in ihren Künsten unübertroffen und in ihrem Glauben gefestigt.

Der erste Flug erfolgte durch Ibn Firnas. Die Philosophie, die Poesie, die Naturwissenschaften betrachtet der Islam als einen Teil der Religion. Wissen zu erlangen ist eine wichtige Säule im islamischen Glauben. Aber nicht nur. Auch das Engagement, das, was wir heute „Ehrenamt“ nennen, war für diese Menschen selbstverständlich.

In Córdoba und Granada waren die Straßen beleuchtet. Es gab öffentliche Toiletten und es bestand Schulpflicht. Die Schüler, deren Eltern arm waren, wurden von den damaligen Herrschern finanziell unterstützt, damit diese die Schule besuchen konnten. Entwicklungen fanden in allen Bereichen statt. Ibn Firnas war nicht nur der Erste, der den ersten Flug erfolgreich praktizierte, sondern auch ein Modemacher. Auseinandersetzungen über unterschiedliche Auffassungen über die Religion und die Religionsausübung im Islam fanden in Form eines Diskurses statt. All diese Entwicklungen und Diskurse, die teilweise die Religion infrage stellten, haben dem Islam nicht geschadet, sondern ihn stärker gemacht. Diese Menschen sind meine Vorbilder.

Ich lebe nun aber in einer Zeit, in der solche Diskurse bedauerlicherweise anders ausgetragen werden. Also führe ich diesen Diskurs mit mir selbst. Ich versuche das, was ich über meine Religion gelernt habe, weiterzugeben. Ich versuche auf diese Art und Weise den Islam zu leben und in mein Leben zu integrieren.

Wir haben heute, einige Jahrhunderte später, auch mit anderen Problemen zu kämpfen. Wir haben heute viele Menschen, die an HIV erkrankt sind und aus dem muslimischen Kulturkreis stammen. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, diesen Menschen zu helfen, sie aufzuklären, soweit es geht. Ich erlebe viele Frauen, die ungewollt schwanger geworden sind. Auch hier strebe ich den Aufbau von Beratungsstellen an. Jugendliche, die drogenabhängig sind, brauchen eine kultursensible Versorgung und entsprechende Einrichtungen, die mit diesen Jugendlichen aus dem muslimischen Kulturkreis umgehen können. Die Flüchtlingskrise hat dazu geführt, dass viele Flüchtlinge aus dem islamischen Raum unter schwersten psychischen Erkrankungen leiden. Übrigens nicht nur die Flüchtlinge, sondern auch die Migranten, die vor mehreren Jahrzehnten nach Deutschland kamen, leiden unter psychischen Erkrankungen. Diesen Menschen zu helfen und eine Anlaufstelle zu bieten, habe ich mir zur Aufgabe gemacht.

Gleichwohl empfinde ich eine tiefe Befriedigung dabei, Menschen zur Seite zu stehen, die schwerst erkrankt und alleine sind.

Den Angehörigen zur Seite zu stehen und dringende Fragen zu beantworten, ist ein großer Teil meiner Arbeit. Auch Menschen zu begleiten, die sterben, ist ein Teil meiner ärztlichen Aufgabe. Die Kraft dafür finde ich in meiner Religion. Hilfe, Mitmenschlichkeit, Nächstenliebe gegenüber allen Lebewesen, das ist das, was der wahre Islam lehrt und wie ich den Islam verstehe. Die gegenseitige Würdigung und die Achtung voreinander, das ist mein Islam. Die Gleichheit der Geschlechter, das ist mein Islam!

Daher fällt es mir nicht schwer, diesen Aufgaben nachzukommen, denn ich selbst betrachte mich als einen Tropfen im unendlichen Ozean. Für mich persönlich ist es wichtig, dass der Mensch im Mittelpunkt steht, unabhängig davon, welcher Religion er angehört, welches Geschlecht er hat oder welche Hautfarbe er trägt. Hierbei berufe ich mich direkt auf den Koran, wo es in Sure 49, Vers 13 heißt: „O ihr Menschen, wir haben euch aus Mann und Frau erschaffen und euch zu Völkern und Stämmen gemacht, auf dass ihr einander erkennen möget.“

#### Und in meinen Ohren hallen die Worte des großen Rūmī:

„Komm nur, ja komm nur, wer immer Du bist;  
Sucher, Verehrer, Freund des Verlassens.  
Es ist kein Problem, was es auch ist,  
mit Zweifeln müssen wir uns nicht befassen.  
Du hast Eide gebrochen?  
Und das tausendmal?  
Auch dann komme wieder, beginne nochmal.“

Vor zehn Jahren begann ich mich ehrenamtlich zu engagieren, u. a. in Krankenhäusern, danach in Hospizeinrichtungen etc. Diese Erlebnisse haben mich sehr stark geprägt. Daher habe ich als einer der Ersten in Deutschland die „kultursensible“ Versorgung propagiert. Für diese setze ich mich bis heute sehr stark ein. Ich halte hierzu bundesweit Vorträge und Workshops. Bereits vor mehr als sieben Jahren beschäftigte ich mich mit der Frage der Sterbehilfe und der Sterbebegleitung bei muslimischen Patienten. Ich engagiere mich in der Ausbildung von muslimischen Seelsorgerinnen. Ich plädiere für die „kultursensible“ Versorgung.

Man hört mir in den letzten Jahren diesbezüglich zu. In meiner Freizeit habe ich häufig meine alte Heimat aufgesucht, um dort in den Krankenhäusern zu helfen. Allerdings habe ich bemerkt, dass es insbesondere von den Ärzten dort nicht gerne gesehen wird. Diese Haltung wird meine Arbeit jedoch nicht beeinflussen. Mit Widerständen und Vorurteilen zu leben, das gehört zu meinem Leben wie die Luft, die ich atme.

Ich bin noch nicht dort angelangt, wo ich sein möchte, daher geht meine Reise weiter. Wenn man mich heute fragen würde, wer ich bin? Ich würde sagen, ein Mensch, dem es gelang, aus mehreren

Kulturen für sich eine neue Kultur zu kreieren, mehrere Kulturen in sich zu vereinen, ohne sich zu verlieren oder gar zu verlaufen. Wenn man mich nach meinem Vorbild fragen würde, dann würde ich antworten: „Mein Vater, der stets zu sagen pflegte, es sind die Weisheiten der ‚Alten‘ und der wahren Gelehrten im Islam wie al-Fārābī, al-Kindī, Ibn Rushd und Rūmī, aber auch Gelehrte aus dem Abendland wie Goethe, Rückert und Annemarie Schimmel, die uns prägen.“ Wenn man mich nach meiner Religion fragen würde, dann würde ich sagen: „Der Islam“. Nicht weil ich als Muslim geboren wurde, sondern weil ich mich bewusst für diese Religion entschieden habe. Wenn man mich fragen würde, ob ich mich marokkanisch oder deutsch fühle, dann würde ich sagen: „Beides“. Deutschland ist meine Heimat, aber auch Marokko ist meine Heimat.

Ich betrachte das Leben als eine Summe von Erfahrungen. Ich möchte meine Erfahrungen weiterhin machen. Das Lernen wird mich solange begleiten, solange ich lebe. Mein Philosophie-Studium steht kurz vor dem Abschluss und wissenschaftlich komme ich sehr gut voran. All das hat mir aber auch dieses Land ermöglicht.

Wenn ich Marokko besuche, dann betrachte ich das Land aus anderen Augen als die Menschen, die dort leben. Wenn ich wieder nach Deutschland komme, dann wird mir bewusst, in welchem wunderbaren Land ich aufgewachsen bin. Ich möchte von dem, was mir Deutschland gegeben hat, etwas mit Marokko teilen. Dieser Satz beschreibt meine Intention und meinen Herzenswunsch am besten.

Euer Mimoun Azizi

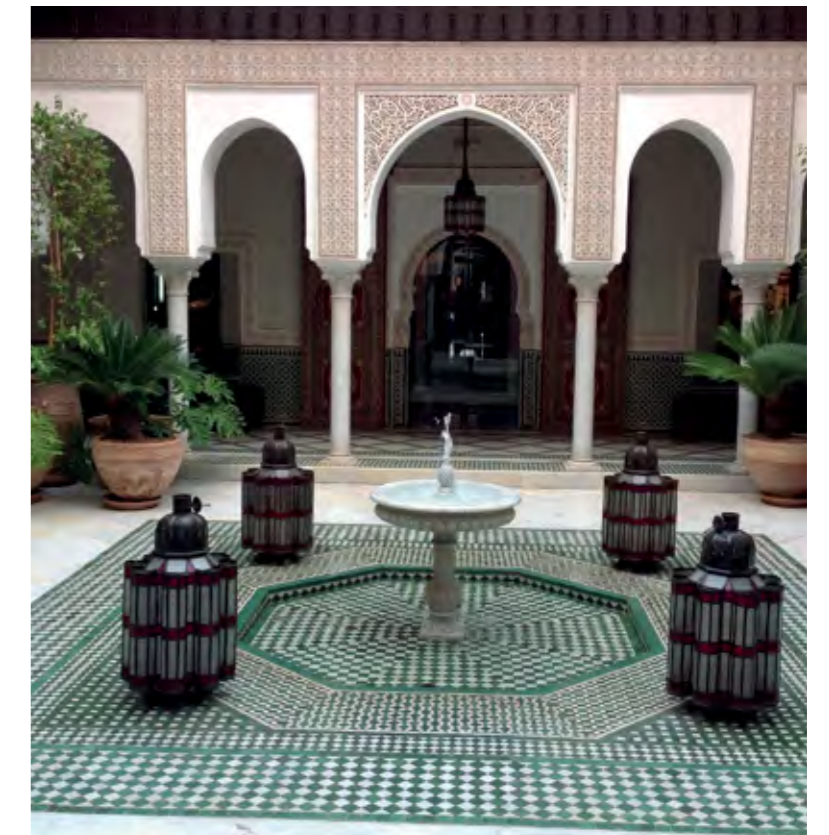


Foto: Mimoun Azizi – La Mamounia, Marokko



## PASSPORT



Foto: Malika Laabdallaoui

## Malika Laabdallaoui

- Geboren in Beni Bouyahie, Marokko
- In Deutschland seit dem 12. Lebensjahr
- Diplompsychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Systemische Paar- und Familientherapeutin
- Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Rheinland-Pfalz

„Die Vielfalt in unserer Gesellschaft ist eine Chance für uns alle, die wir viel mehr nutzen sollten.“

Malika Laabdallaoui kam als Zwölfjährige nach Deutschland. Heute ist sie Diplompsychologin, Psychologische Psychotherapeutin, Systemische Paar- und Familientherapeutin, Traumatherapeutin, Fachreferentin und Autorin. Malika Laabdallaoui ist seit ihrer Jugend ehrenamtlich aktiv. Sie engagiert sich in verschiedenen Vereinen für Chancengleichheit in der Bildung von Kindern, Jugendlichen und Frauen mit Migrationshintergrund, für Vielfalt und einen kultursensiblen Umgang miteinander. So ist sie u. a. Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Rheinland-Pfalz sowie Mitglied der Islamischen Arbeitsgemeinschaft für Sozial- und Erziehungsberufe e. V. (IASE) und der Isma-Fraueninitiative für Integration und Austausch e. V. (ISMA).

## Die Motivation, Psychologie zu studieren

Ich habe mich schon sehr früh dafür interessiert, was in den Menschen vorgeht. Das hat mich letztlich auch dazu gebracht, dieses Fach zu studieren. Diese Neugier war schon in der Schule vorhanden. Ich habe mich oft gefragt, warum der Mensch so funktioniert wie er funktioniert und warum ich so und nicht anders reagiere. Mein Anspruch, den Menschen zu verstehen, war natürlich viel zu hoch. Bis heute habe ich ihn nicht voll verstanden. Jedenfalls war das meine Motivation, irgendetwas in dieser Richtung zu studieren.

Nach dem Abitur habe ich mich für Medizin und Psychologie beworben. Im Fach Psychologie habe ich sofort einen Studienplatz erhalten, für Medizin hätte ich ein wenig warten müssen. So kam ich zur Psychologie. Nach dem Psychologiestudium habe ich als Psychologin in einer Erziehungsberatungsstelle gearbeitet, wo ich mit marokkanischen Familien und vielen anderen Familien mit Migrationshintergrund zusammenkam. Ich konnte schon damals feststellen, dass viele dieser

Familien eine intensivere Arbeit brauchen, als es in einer Erziehungsberatungsstelle möglich war. Das hat wiederum meine Motivation gefördert, Familientherapeutin zu werden, was dazu führte, dass ich eine vierjährige Weiterbildung in systemischer Therapie absolvierte. Anschließend habe ich eine lange Zeit als Paar- und Familientherapeutin und parallel dazu als sozialpädagogische Familienhelferin gearbeitet.

Leider musste ich damals feststellen, dass die systemische Therapie – bis heute – nicht als Kassenleistung anerkannt ist. Diejenigen, die sie in Anspruch nehmen, müssen die Therapie also selbst bezahlen. Das Problem war allerdings, dass diejenigen, die die Therapie am nötigsten hatten, sich die Stunden nicht leisten konnten. Daher war es für mich immer ein Dilemma, dass Familien oder Paare, die mit massiven Problemen zu mir kamen und meine Hilfe brauchten, die Behandlung nicht bezahlen konnten. Das war damals einer der Gründe, die mich dazu motiviert haben, eine kassenzugelassene Weiterbildung zu absolvieren.



Foto: Ibrahim Rüschoff – Porträt



Ich entschied mich für die tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie bzw. psychodynamische Psychotherapie. Nach der Weiterbildung habe ich mich in einer eigenen Praxis niedergelassen und kann heute als Psychotherapeutin arbeiten, über die Kasse abrechnen und dabei meine systemischen Kenntnisse in die Therapie einbringen.

### Erziehungsberatungsstelle

1998 begann ich in der Erziehungsberatungsstelle in Mainz zu arbeiten. Zu der Zeit gab es in Mainz drei davon: eine katholische, eine evangelische und eine städtische, in der ich tätig war. Bis auf einige spanische und italienische Familien in der katholischen Erziehungsberatungsstelle, die dort von spanischen und italienischen Beratern betreut wurden, gab es damals kaum Familien mit Migrationshintergrund in diesen Einrichtungen. Vor allem türkische, marokkanische oder arabische Migranten waren kaum vertreten. Nachdem ich dort angefangen hatte, änderte sich unsere Statistik innerhalb eines Jahres jedoch völlig, was für alle Kollegen eine große Überraschung war. Wir sahen plötzlich türkische, marokkanische oder syrische Familien und Paare, die Probleme mit ihren Kindern hatten. Die Familien hatten erfahren, dass dort eine Marokkanerin arbeitet, eine Migrantin, eine Muslima. Aus diesem Grund fassten die Leute Vertrauen und entwickelten die Bereitschaft, in die Beratungsstelle zu kommen. Unter ihnen waren auch einige marokkanische Familien, die wie viele andere Migrantenfamilien oft kompliziertere Probleme hatten, die spezielle Lösungswege brauchten. Sie kamen zumeist erst, wenn das Kind in den Brunnen gefallen war und hatten häufig schon vorher mit dem Jugendamt zu tun gehabt. Ich erinnere mich an eine Familie, deren Tochter mit einem deutschen Klassenkameraden ausgerissen war – für die Familie eine Katastrophe! Erst nach mehreren Tagen erfuhren sie, dass sie mit diesem Jungen in Köln unterwegs war. Das Mädchen war erst 15 Jahre alt und die Eltern völlig ratlos, wie sie mit dieser Sache umgehen sollten. In dieser Situation war meine

Rolle sehr wichtig, da die Eltern Vertrauen zu mir fassten und annahmen, dass ich ihre Situation einschätzen und ihre Sorgen verstehen konnte. Sie konnten auch sicher sein, dass ich die kulturelle und die religiöse Komponente im Blick hatte.

Nachdem das Mädchen zurückgekommen war, hatte es sich aus Furcht vor den Eltern direkt beim Jugendamt gemeldet und war daraufhin in ein Kinderheim gekommen. In dieser ersten Phase der intensiven Arbeit mit den Eltern ging es darum, das Verhalten des Mädchens zu verstehen und zu begreifen, dass sich ein Kind, wenn es hier in Deutschland aufwächst, vielleicht auch einmal in andere Jungen verliebt als in marokkanische. Die zweite Phase bestand darin, bei den Eltern die Bereitschaft zu wecken, überhaupt mit der Tochter zu sprechen. In der dritten Phase konnten die Eltern schließlich den Kontakt zu dem Jungen zulassen, nachdem sie dessen Eltern kennengelernt hatten. Für mich war es wichtig, ihnen verständlich zu machen, dass dies eine Phase im Leben ihrer Tochter war, dass sie Vertrauen in das Mädchen setzen sollten und es auch eigene Entscheidungen treffen lassen sollten. Einige Wochen nachdem die Eltern den Jungen kennengelernt hatten, wurde dann von Verlobung und später auch von einer möglichen Heirat gesprochen. Für die Eltern war diese Verbindlichkeit äußerst wichtig, da es jetzt nicht mehr irgendeine beliebige Beziehung war, sondern eine Beziehung mit Zukunft. Die nächste Hürde war die Religion, ebenfalls ein großes Problem. Ich habe sie dazu bewegt, den Jungen näher kennenzulernen und ihm ihre Tradition und ihre Religion näher zu bringen, in der Hoffnung, dass er vielleicht zum Islam konvertiert. Ich habe mit ihnen dahingehend gearbeitet, die Dramatik aus der Situation herauszunehmen. Es war ja nun alles möglich in der Zukunft: Die beiden könnten sich vielleicht bald trennen, weil es eine Schwärmerei war und sie sich in dieser Lebensphase gar nicht für ihre Zukunft entscheiden konnten. Es könnte aber auch sein, dass sie zusammenbleiben. In diesem Fall könnten sie dem Jungen etwas mitgeben und schauen, dass auch er zur Familie gehört und sie deren Zukunft etwas mitgestalten. Auf diese Weise konnten sie ihr Gesicht nach außen wahren und ihre Not auch mit den Eltern des Jungen besprechen. Für diese war es nämlich ebenfalls nicht einfach, dass ihr Sohn sich mit einer Marokkanerin angefreundet hatte, die außer Migrantin auch noch Muslimin war. Hinzu kam, dass die marokkanische Familie eher zu einer sozial benachteiligten Schicht gehörte und die deutsche Familie einen etwas höheren sozialen Status innehatte. Die Probleme waren insgesamt sehr vielfältig. Die deutsche Familie konnte schließlich die Sorgen und Ängste der marokkanischen Familie verstehen und erklärte sich bereit, dass die jungen Leute sich verloben. Dies geschah nicht groß nach außen, aber die beiden versprachen sich einander. Diese Entwicklung war für die marokkanische Familie sehr wichtig: „Ja, unsere Tochter hat sich verlobt.“ Danach konnten sie den Jungen zu sich nach Hause einladen, da es jetzt eine Verlobung mit etwas Verbindlichem war, mit dem sie besser umgehen konnten. Die jungen Leute verloren – wie zu erwarten war – nach einiger Zeit das Interesse aneinander, vermutlich weil der Druck aus den Familien nachließ – so wurde das Problem gelöst und das Mädchen blieb bei seiner Familie.



Foto: Yassin Douallal – Mit Malu Dryer, Ministerpräsidentin Rheinland-Pfalz



Foto: Ibrahim Rüschoff – Im Gespräch

### Der systemische Ansatz

In der Psychotherapie ist es wichtig, mehrere Methoden zu erlernen, um ein breites Anwendungsrepertoire zu haben. So profitiere ich in meiner Arbeit als Psychotherapeutin und Familientherapeutin viel von dem systemischen Ansatz. Hier hat man nicht nur den Patienten im Blick, sondern dessen ganzes Beziehungssystem. In der systemischen Therapie spricht man auch deshalb nicht vom „Patienten“, sondern vom „Symptomträger“, da eigentlich das ganze System gestört bzw. krank ist und der Patient nur das Symptom in die Praxis trägt.

Eine Technik in der systemischen Therapie, die ich sehr mag, ist die Familienaufstellung. Hier wird die Familie eingeladen, zu einem bestimmten Problem die Mitglieder ihrer Familie in ihren Beziehungen zueinander aufzustellen. Ich bette diese Methode oft in die Beratung und in die Therapie ein. Die Anwesenden übernehmen die Rollen der Familienmitglieder um die es geht, auch die des Patienten. Es geht z.B. um das spezielle Problem einer Vaterthematik, bei dem die Personen, die direkt damit zu tun haben, in ihren Beziehungen zueinander aufgestellt werden. Als Therapeutin kann ich dann erkennen, wo das Problem liegt. Ebenso beginnt der Patient zu verstehen, woher seine Schwierigkeiten kommen, da die Emotionen und die Beziehungsmuster durch diese Aufstellung deutlich werden. Die Wirkung ist manchmal phänomenal! Die Personen, die die Rollen von Familienmitgliedern übernehmen, empfinden in ihren Positionen dann ganz sonderbare Gefühle und Gedanken, die für die Familie

sehr aufschlussreich sind. So begann in einer Familienaufstellung, in der die Paarbeziehung ziemlich eingefahren war, der Ehemann zu weinen. Ihm wurde als Beobachter plötzlich klar, welche Last seine Frau trug und warum die ehelichen Probleme so gravierend geworden waren. Diese Erkenntnis war für den therapeutischen Prozess sehr aufschlussreich und außerdem hilfreich für die Entstehung einer großen Verbundenheit zwischen den Ehepartnern, die dann eine wichtige Basis für die weitere Psychotherapie war.

### Erfolgsfaktoren für eine erfolgreiche Familientherapie?

Das Wichtigste hierbei ist die Selbstreflexion und Einsicht der Beteiligten, dass ein Beziehungsproblem nicht das Problem einer einzelnen Person ist, sondern sich aus der Interaktion zwischen den beteiligten Parteien ergibt. Das gilt auch dann, wenn einer Täter und der andere Opfer ist, da beide an der Situation beteiligt sind. Diese Zusammenhänge versuche ich in meiner Arbeit verständlich zu machen. Auch mache ich manche Dinge anders als die bisherigen Akteure. So lasse ich mich z.B. nicht von vielen Klagen beeindrucken, auch wenn Gewalt im Spiel ist.

Hier ein Beispiel: Eine Tunesierin, Akademikerin, mit einem deutschstämmigen Mann verheiratet, ebenfalls Akademiker, kam stark depressiv und voller Ängste in die Praxis und erzählte, dass sie mit der Erziehung ihres sechsjährigen Sohnes völlig überfordert war. Sie erzählte fast beiläufig, dass sie ihn auch schlage, und zwar ganz heftig. Auch der Vater schlug das Kind, die beiden hatten sich





Foto: Sohaib El Ouassani – Nachdenklich

irgendwie geeinigt, dass es nur mit Gewalt erzogen werden könne, weil es angeblich so schwierig sei. In dieser Situation habe ich der Frau ernsthaft gesagt, dass ich von dem Augenblick an, in dem sie mir diese Dinge erzähle, mitverantwortlich sei. Eigentlich müsse ich sofort das Jugendamt einschalten. Ich könnte allerdings mit ihr eine Vereinbarung treffen: „Sie hören auf das Kind zu schlagen und verzichten ganz auf Gewalt, egal in welcher Form, ebenso ihr Mann. Nur unter dieser Voraussetzung kann ich Sie weiter behandeln.“ Mein Hilfsangebot bestand darin, ihr Erziehungsmethoden zu vermitteln, die es ihr ermöglichten, anders mit ihrem Kind umzugehen. Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass die Patientin selbst mit viel Gewalt erzogen, in ihrer Kindheit vom Vater misshandelt und von beiden Elternteilen erniedrigt worden war. Auch der deutschstämmige Mann hatte unter einem autoritären Vater gelitten, bei dem er seine Autonomiebestrebungen nicht entwickeln konnte, da sie immer gleich bestraft wurden. Die beiden gingen also mit dem Kind, das ja durchaus anspruchsvoll war, sie herausforderte und auch überforderte, so um, wie sie es in ihrer Biografie erlernt hatten. Der Patientin, die in großer Not war, wurde erst durch die Gespräche klar, wie schrecklich ihre Situation war und wie schrecklich sie mit ihrem Kind umging. So lernte sie in der Therapie, eine Beziehung zu ihrem Kind aufzubauen. Ihre Depression klang ab. Mittlerweile geht sie mit ihren Kindern sehr gut um. Heute, man glaubt es kaum, gibt sie Erziehungskurse und Kurse für junge Mütter, wie sie ihre Kinder gewaltfrei erziehen können. Ihren Mann habe ich nie kennengelernt, doch allein die Tatsache, dass sich bei der Patientin etwas verändert hatte, wirkte sich auf die gesamte Familie aus. Hätte ich sofort das

Jugendamt eingeschaltet, wäre überhaupt nichts gewonnen. Das Jugendamt erwähne ich deshalb, weil deren Mitarbeiter oft die Not der Eltern hinter der Gewalt nicht sehen und schnell mit der großen Keule kommen. In der Regel wird dann das Kind aus der Familie herausgenommen und in einer Einrichtung untergebracht, was dazu führt, dass sich die Familie völlig zurückzieht und so weitermacht wie bisher. Hier kann ich als Beispiel ein 16-jähriges Mädchen anführen, das ich während meiner Tätigkeit als sozialpädagogische Familienhelferin betreut habe. Der Vater, ein arbeitsloser Marokkaner, lebte in zweiter Ehe. Das Mädchen stammte aus der ersten Ehe und verstand sich mit der Stiefmutter gar nicht. Der Vater war durch seine Arbeitslosigkeit und andere Umstände nicht in der Lage, sich in das marokkanische Männerbild einzufinden, nämlich das eines Familienoberhauptes, das seine Familie gut versorgt und für Frieden und Ordnung sorgt. Er hatte daher große Selbstwertprobleme, die sich in Gewaltausbrüchen gegenüber seiner Tochter entluden. Diese Gewalt war eigentlich die Wut auf sich selbst, da er nicht seiner Männerrolle entsprechen konnte, die er gelernt hatte und auch leben wollte. So wurde das Jugendamt eingeschaltet. Beim Hilfeplangespräch sagte die Sozialarbeiterin: „Ja, also, Sie dürfen Ihr Kind nicht schlagen und es auch nicht einschränken, dass es nicht ins Schwimmbad darf oder sich mit Freundinnen treffen und viele andere Dinge. Sie sind hier in Deutschland und wenn es Ihnen hier nicht gefällt, dann müssen Sie hier weggehen. Sie sind hier in Deutschland und müssen sich an die deutschen Gesetze halten!“ Diese Haltung war natürlich überhaupt nicht geeignet, den Mann zur Mitarbeit zu bewegen. Nachdem ich später mit der Kollegin gesprochen und sie auf die Not des Mannes aufmerksam gemacht hatte, gestalteten sich die Gespräche anders und der Mann öffnete sich langsam. Ich selbst hatte einige Einzelgespräche mit ihm und habe ihm gesagt: „Das ist für Sie sicher gar nicht so einfach, mit so einer schwierigen Situation umzugehen. Das Jugendamt will etwas von Ihnen, Ihre Tochter will etwas von Ihnen, Ihre Frau will etwas von Ihnen und irgendwo dazwischen sind Sie. Und Sie können die Situation nicht so lösen, wie Sie es gerne täten.“ Dieses Gespräch hat mir eine Tür geöffnet, da ich auf seine Gefühle, seine Situation, seine Not eingegangen bin. Er fühlte sich angesprochen und war ganz gerührt. So konnte er sich allmählich öffnen, an seinen eigenen Problemen arbeiten und auch seine Aggressionen anders wahrnehmen. Das Verhältnis zu seiner Tochter normalisierte sich. Somit konnte das Kind in der Familie bleiben. Ich glaube, wenn wir nicht die Not der Leute, der Migranten, erkennen, die in einem Dilemma zwischen dem Rollenbild stecken was sie gerne bekleiden wollen und der Realität, die im Widerspruch dazu steht, erreichen wir nur, dass wir sie abschrecken und sie sich zurückziehen.

#### Einige Erklärungsmuster bei muslimischen Patienten

Frauen lernen häufig alles zu schlucken und haben das Wort *Sabr* – alles geduldig hinnehmen – zu einer Tugend gemacht, die Gott einem irgendwann belohnt. Aber irgendwann kann der Körper nicht mehr schlucken, es kommt zu Beschwerden und er wird krank. Da-

her sage ich oft zu den Patienten: „Wenn der Mensch nicht spricht, dann spricht sein Körper.“

Gerade der Begriff *Sabr* wird oft falsch verstanden. Natürlich ist es gut und sinnvoll, wenn man versucht, die Dinge in Ruhe und gelassen anzugehen, erst mal abzuwarten und sich zu überlegen, wie man zu Lösungen kommt. Aber dieser Begriff, der auch beinhaltet, nicht nur geduldig, sondern auch beharrlich am Ball zu bleiben, wird oft so verstanden, dass man die Dinge und damit auch Unrecht einfach so hinnehmen soll. Viele verstecken sich auch hinter diesem Wort, weil sie sich nicht trauen, Konflikte anzugehen. Dann heißt es: „Sabr ist eine religiöse Pflicht und ein religiöser Wert, für den man belohnt wird.“ Wenn also junge Frauen spüren, dass in ihrer Ehe etwas nicht stimmt und sie ihre ungerechte Behandlung nicht mehr ertragen können, sagt die Familie oft: „Sei geduldig, *Sabr* ist gut, du wirst ja dafür belohnt!“ Das bedeutet letztlich dafür belohnt zu werden, dass man Unrecht hinnimmt! Ich erkläre das auf der religiösen Ebene und sage, dass es religiös nicht erlaubt ist, Unrecht hinzunehmen oder seine Würde von anderen verletzen zu lassen. Wir sind als Muslime dazu verpflichtet, unsere Würde zu schützen. Gott will ganz bestimmt nicht, dass wir Unrecht hinnehmen, egal in welcher Form auch und besonders, wenn es einem selbst geschieht. Es kann nicht sein, dass man auch noch dafür belohnt wird. Besonders junge Frauen verstehen das schnell und stellen fest, dass ihre Ehe auf Dauer besser wird, wenn sie Position beziehen und für etwas einstehen. Die Männer wollen ja letztlich auch nicht, dass ihre Frauen sich aufopfern oder ständig die Opferrolle übernehmen, da das bei ihnen Schuldgefühle erzeugt, die sie aggressiv machen, was sie die Partnerin wiederum spüren lassen.

In diesem Zusammenhang gibt es die religiös geprägte Auffassung, dass man der Mutter bzw. den Eltern stets gehorchen muss. Besonders zwischen Mutter und Sohn ist das Abhängigkeitsverhältnis stark ausgeprägt. Wenn es in einer Überlieferung heißt, das Paradies liege unter den Füßen der Mütter, wird das oft ganz bildlich verstanden. Die Mütter missbrauchen diesen vermeintlichen Gehorsamsanspruch häufig und halten so ihre Söhne in Abhängigkeit.



Foto: Malika Laabdallaoui – Mit Abdassamad Elyazidi, Generalsekretär des Zentralrats der Muslime in Deutschland



Foto: Hamza Öner – von links: Miguel Vicente, Landesbeauftragter für Migration und Integration RLP, Aiman Mazrek, Vorsitzender des ZMD, Malu Dryer, Ministerpräsidentin Rheinland-Pfalz

Ein Beispiel: Ein Mann, der hier aufgewachsen ist, heiratet eine Frau aus Marokko. Hier angekommen meint die Schwiegermutter, sie erziehen zu müssen. Die Braut ist jedoch eine erwachsene Frau, die bereits von ihren Eltern erzogen wurde. Sie hat studiert, ist selbstständig und hat schon gearbeitet. Psychologisch lässt sich sagen, dass die Schwiegermutter ihren Sohn nicht an die Schwiegertochter verlieren will. Daher tut sie unbewusst und manchmal auch ganz bewusst alles dafür, damit sich keine innige Beziehung zwischen den Ehepartnern entwickeln kann. Der Sohn sieht das und bemerkt auch, dass die Mutter ungerecht ist und seine Frau schlecht behandelt. Wenn er der Mutter andeutet, dass er mit ihrem Verhalten nicht einverstanden ist, heißt es: „Du bist ein ungehorsamer und ein schlechter Sohn!“ Die Mutter ist böse und ignoriert ihn vielleicht, was für den Sohn ganz schlecht auszuhalten ist. Was macht er also? Er hält sich heraus. Die junge Frau beklagt sich natürlich bei ihm über ihre Schwiegermutter, er sieht auch, dass es seiner Frau schlecht geht. Wenn es gut läuft, gibt der Mann immerhin zu, dass seine Mutter oft ungerecht ist. Oft ist es allerdings so, dass der Mann seine Mutter auf Kosten der Ehefrau schützt, wenn er sagt: „Ja, ich weiß, dass die Mutter schlecht zu dir ist. Aber du musst das aushalten, sie ist doch meine Mutter, ich kann ihr ja nicht die Meinung sagen, ich kann mich nicht mit ihr streiten!“ Die Mutter ist für viele etwas Heiliges. Man kann sie nicht in die Schranken weisen oder ihr Grenzen setzen.

Es gibt im Islam das arabische Wort *Ihsan*, welches in Bezug auf die Eltern bedeutet, gut und respektvoll zu ihnen zu sein und für sie zu sorgen. Das wird allerdings oft mit dem Gehorsam ihnen gegenüber verwechselt. Nun kann man natürlich für die Eltern sorgen, ohne sich Unrecht antun zu lassen. Die Eltern sind ja keine Götter, natürlich haben sie Fehler. Sie sind auch nur Menschen mit all ihren Schwächen und all ihren Ängsten und ihren schlechten Seiten. Deshalb kann man ihnen nicht einfach nur gehorchen in allem, was sie fordern und erwarten! Man kann sie nicht einfach für sakrosankt erklären und sie nicht auf ihre Untaten ansprechen und





Foto: Hamza Öner – Begrüßungsrede bei der Iftar-Veranstaltung vom Zentralrat der Muslime Rheinland-Pfalz

ihnen Grenzen setzen. Diese Schwierigkeit erlebe ich bei Familien aus dem orientalischen Kulturkreis ganz häufig. Den Eltern werden keine Grenzen gesetzt. Sie können wirklich machen, was sie wollen, sie können ihre bösen Seiten ausleben, wie sie wollen, es wird ihnen nahezu kein Einhalt geboten.

#### Dschinn – Der Glaube an Geister

Psychologische oder psychische Probleme sind ja sehr befremdend: Anders als bei den meisten körperlichen Beschwerden geht es einem schlecht und man weiß nicht, warum. Wenn das Bein schmerzt, geht man zum Arzt, der sagt: „Ja, das Bein ist gebrochen“, oder bei Herzproblemen, wo er vielleicht sagt: „Ja, Sie haben eine Verengung der Adern!“ Dann hat man meistens eine Vorstellung, kann darüber sprechen und seinen Leiden oder Schmerzen einen Namen geben. Bei psychischen Störungen gibt es nicht einfach einen Namen oder ein entsprechendes Organ: Es geht einem schlecht, man hat Angst, Zwänge, Depressionen, alles ist so dunkel, man fühlt sich in einem tiefen Loch und kommt nicht heraus. Man sucht nach Erklärungen. Und worauf greift man zurück? Natürlich auf bekannte Erklärungsmuster.

In unserer Kultur existiert der Glaube an die Dschinn, der auch in der Religion verankert ist. Es handelt sich um eine Parallelwelt mit Geistwesen, ähnlich der Engel, die zwar mit uns leben, aber für uns nicht sichtbar sind. Die Religion sagt dazu, dass wir uns aus diesem Grund mit dieser Welt nicht beschäftigen sollen. Es liegt aber nahe, dass die Menschen – auch weil es etwas Traditionelles ist – versuchen, sich unerklärliche Dinge damit zu erklären. So sagen sie z. B., dass die Dschinn Besitz von ihnen ergriffen oder ihnen einen Schlag versetzt hätten. Auch wenn sonderbare Dinge wie unbekannte Geräusche in Ihrer Wohnung vorkommen, schreiben das manche den Dschinn zu. Aber auch der Glaube an bösen Zauber, den bösen Blick oder Verhexung existiert bei Menschen aus dem islamischen Kulturkreis. Letztere werde

z. B. von jemandem angewendet, der neidisch ist oder einem anderen etwas nicht gönnt. Es gibt teilweise bizarre Vorstellungen darüber, was dieser böse Zauber negativ beeinflussen kann. Neben der Gesundheit sind das vor allem Beziehungen. Wenn es in einer Ehe schlecht läuft, dann ist es nicht ungewöhnlich, dass manche diese Tatsache darauf zurückführen: „Jemand war neidisch auf sie, deshalb wurden sie mit einem Zauber belegt, damit sie sich trennen.“ Das kommt häufig vor, wir hören derlei in der Therapie immer wieder. Ich erkläre den Leuten dann, dass ich keine Expertin für Dschinn-Austreibung bin. Dazu müssten sie jemand anderen aufsuchen, biete ihnen aber die Möglichkeit einer Psychotherapie an, so wie ich es gelernt habe. Erfahrungsgemäß reicht das auch aus, damit die Patienten gesund werden.

Ich erinnere mich an eine sehr eindrucksvolle Patientin, eine junge Frau mit drei Kindern. Sie kam damals zu mir, nachdem sie ein Medikament gegen Schizophrenie und eine Einweisung in die Psychiatrie erhalten hatte. Sie war auf dem Weg dorthin, als sie auf mich als muslimische Psychotherapeutin hingewiesen wurde. Sie sollte doch erst mal mich aufsuchen, bevor sie in die Klinik geht und hat dann mit mir einen Termin vereinbart. Sie war allerdings etwas merkwürdig, aber ich dachte: „Hm, schauen wir einfach mal.“ Es stellte sich heraus, dass sie einem epileptischen Anfall eines jungen Mädchens beigewohnt hatte. Dieses Mädchen, das bei ihrer alleinstehenden Großmutter aufwuchs, litt an einer epileptischen Erkrankung. Die Großmutter war allerdings davon überzeugt, dass das Mädchen von einem Dschinn besessen war. Die Patientin wusste von den Anfällen des Mädchens und von der Auffassung der Großmutter. Bei einem neuerlichen Anfall rief diese meine Patientin zu Hilfe. Sie sollte während des Anfalls einen bestimmten Vers (Ayat al-Kursi) aus dem Koran rezitieren, um den Dschinn von ihrer Enkelin fernzuhalten. Als meine Patientin zur Familie kam, war sie so aufgereggt und verängstigt, dass ihr der Vers, den sie ja auswendig kannte, nicht mehr einfiel. Sie fing immer wieder von vorne an, bekam aber nie den ganzen Text zustande und erklärte sich das damit, dass der Dschinn jetzt auch von ihr Besitz ergriffen hatte. Ihre Körperfunktionen veränderten sich, ihre Beine wurden schwach, ihr Herz schlug rasend schnell und sie zitterte am ganzen Körper. Für die junge Frau ein klarer Fall von Besessenheit! Hinzu kam, dass sie sich gerade zu dieser Zeit mit dem Bild des *Shaitans* (Teufel) beschäftigte. Ihr Vater hatte viel davon erzählt, wie der Shaitan angeblich aussieht und was er alles so macht und so weiter. So hat sie das Erlebte mit den Geschichten des Vaters verbunden. In dieser Angst ging sie nach Hause und steigerte sich immer weiter in diese Gedanken hinein. Sie hatte Angst, von hinten angegriffen zu werden, konnte nicht mehr alleine sein und auch nicht alleine schlafen. Wenn ihr Mann Nachtschicht hatte, musste ihre Mutter mit ihr im Bett schlafen. Die Kinder durften die Wohnung nicht verlassen und nicht auf dem Spielplatz vor der Tür spielen, da sie Angst hatte, dass sie dort von Dschinn angegriffen werden könnten. Sie ging schließlich nicht mehr alleine ins Bad und schränkte sich in ihrem Leben zunehmend ein, sodass sie schließlich überhaupt nichts mehr alleine machen konnte, auch nicht einschlafen, da sie ständig aufpassen musste.

Ganz gleich, wer zur Beruhigung mit ihr im Bett schlief: Sobald sie in der Stille dessen Atem hörte, dachte sie, dass das der Atem des Dschinns sei, der neben ihr liege. Sie hat sich diesen Dschinn so intensiv und so bildlich vorgestellt, wie er von hinten kommt und sie an der Schulter berührt, dass sie ihn regelrecht körperlich gespürt hat. Sie hat ihrem Hausarzt diese Bilder dann so eindrücklich geschildert, dass der sie sofort zum Psychiater mit dem Verdacht einer Psychose überwiesen hat. Auch dem Psychiater hat sie diese Gefühle, Gedanken, Figuren, Schatten, Geräusche und Berührungen so bildlich und intensiv dargestellt, dass er eine Schizophrenie diagnostizierte. Er verschrieb ihr Zyprexa, ein Mittel gegen Schizophrenie und gab ihr eine Einweisung in die Psychiatrie.

Als sie mit dieser Vorgeschichte zu mir kam, dachte ich etwas verunsichert: „Was mache ich mit ihr? Vielleicht sind wirklich irgendwelche fremden Kräfte am Werk! Es gibt ja nichts, was es nicht gibt! Aber auch möglich, dass sie an einer Schizophrenie leidet.“ Schließlich habe ich mir alles noch einmal in Ruhe beschreiben lassen und konnte feststellen, dass hier eine Traumatisierung vorlag. Die Patientin hatte sich in der beschriebenen Situation absolut ohnmächtig und hilflos gefühlt. Ich habe sie traumabezogen behandelt. Zu Beginn der Behandlung habe ich mit ihr zehn Sitzungen vereinbart. Allerdings haben wir nur neun davon gebraucht. Danach war sie wieder völlig normal und gesund. Es lag also keine Schizophrenie und auch keine Besessenheit vor. Ich habe sie später noch einige Male gesehen. Sie lebt hier in der Nähe. In den vergangenen acht Jahren ist diese Symptomatik nie wieder aufgetaucht. Die Frau lebt völlig gesund.

Bei der genannten Patientin bin ich in einem ersten Schritt psychoedukativ vorangegangen. Ich habe mir erst mal die ganze Situation erzählen und ihre Gefühle beschreiben lassen und bin jeden Schritt ganz intensiv mit ihr durchgegangen. Danach habe ich ihr die komplizierten medizinisch-wissenschaftlichen Zusam-

menhänge so übersetzt, dass sie sie gut verstehen konnte. Da das Verständnis der eigenen Erkrankung die Grundvoraussetzung für ihre erfolgreiche Heilung war, habe ich ihr geholfen, die wichtigsten Informationen über ihre Erkrankung und die erforderlichen Behandlungsmaßnahmen zu verstehen und nachzuvollziehen. Ich habe ihr vom Krankheitsbild einer Epilepsie erzählt, dass also das Mädchen krank und nicht besessen war. Danach habe ich ihr die Zusammenhänge auch mit der Vorgeschichte, d. h. der Geschichten über den Teufel erklärt. Eigentlich musste ich letztlich gar nicht so viel tun, denn allein dadurch, dass ich mit ihr Schritt für Schritt vorgegangen bin und mir quasi in Zeitlupe die ganze Geschichte habe erzählen lassen, hat sie selbst verstanden, was mit ihr passiert ist, was bereits zur Beruhigung geführt hat.

Im nächsten Therapieschritt habe ich Techniken zur Traumabehandlung angewendet, wobei sie erst stabilisiert wurde und ich dann ihre positiven Ressourcen aktivierte. Nach einer gewissen Distanz zu ihrer Leidensgeschichte begann ich in der letzten Phase mit der Desensibilisierung und Aufarbeitung durch EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing). Hier handelt es sich um eine von der US-amerikanischen Psychologin Francine Shapiro entwickelte psychotraumatologische Behandlungsmethode, mit der Traumafolgestörungen behandelt werden können. Die Therapie war auch deswegen schnell und erfolgreich, weil das Erlebnis frisch und sie eine ziemlich stabile Persönlichkeit war. So ging das Ganze gut auf. Wenn ich mir allerdings vorstelle, dass sie in die Psychiatrie gekommen und psychopharmakologisch behandelt worden wäre, hätte sich alles nur noch weiter verfestigt. Abgesehen von den schweren Nebenwirkungen der Psychopharmaka und der möglichen Verfestigung einer bestimmten Krankenrolle, wäre die junge Frau stigmatisiert, mit allen persönlichen und gesellschaftlichen Folgen. So etwas geschieht schnell, wenn man die kulturellen Hintergründe und traditionellen Erklärungsmuster nicht kennt.



Foto: Malika Laabdallaoui – Mit Frank-Walter Steinmeier



## PASSPORT



Hafssa El-Bouhamouchi

- Geboren am 1. April 1992 in der BRD •
- Religionssoziologin •

### „Muslime müssen die Diskurshoheit zurückerobern.“

„Muslime müssen die Diskurshoheit zurückerobern“, sagt Hafssa El-Bouhamouchi. Nicht nur zu Fragen des Islam, sondern generell. „Den Raum gibt dir keiner, du musst ihn dir nehmen.“ Der Generation ihrer Eltern habe dazu der Mut gefehlt. „Die kamen als Gastarbeiter. Aber wir müssen den Mund aufmachen und Vorurteile abbauen.“ Auch wenn sie selbst noch nicht direkt angegriffen wurde, weiß sie um die Vorurteile in vielen Köpfen. „Ich als Frau, Muslimin und Kopftuchträgerin bin per se eine Zielscheibe, aber subtiler – in meinem Umfeld ist man auf politische Korrektheit bedacht.“

Biene Maja kommt zur Tür herein und hinter ihr Pippi Langstrumpf, gefolgt vom einäugigen Piraten. Ich bin heute die orientalische Schönheit und trage ganz klassisch einen Kaftan mit bunten Stickereien und für eine Zweitklässlerin vermutlich zu viel Kajal, das ist mir aber ziemlich egal, weil es nun mal dem Schönheitsideal einer Orientalin entspricht. Schade nur, dass meinen Mitschülern dieses Ideal fremd ist, genauso fremd wie die Henna Bemalung auf meinen Händen, die von Ausschlag bis hin zu etwas obszöneren Vermutungen gedeutet wird. Nur was Henna ist, weiß hier niemand, bis auf die Lehrerin vermutlich. Die allerdings hält sich aus den Diskussionen geflissentlich raus. Es ist Karneval und wie es sich in Ostwestfalen gehört, versammeln wir uns in unseren Kostümen, essen Berliner und singen lustige Lieder. Es wird im Chor gesungen, gegrölt und gejault: „Alle Masken sind schon da, alle Masken, alle!“ – oder der rhythmische

Knaller „Da hat das rote Pferd sich einfach umgekehrt und hat mit seinem Schweif die Fliege abgewehrt“. Der Klassiker „Hab 'ne Tante aus Marokko und die kommt, hipp, hopp“ darf natürlich auch nicht fehlen. Vor allem nicht für mich, weil es ja schließlich meine Tante sein müsste, die aus Marokko kommt, und zwar auf zwei Kamelen, wenn sie denn kommt, wie meine Mitschüler ohne weiteres annehmen, sowie dass wir dann auch „ein Schwein schlachten würden“, wenn sie kommt. Das allerdings verneinte ich dann mit dem Unverständnis einer Zweitklässlerin, die die Unsensibilität ihrer Mitschüler nicht verstehen konnte: „Wieso sollte jemand aus Marokko mit dem Kamel nach Deutschland kommen? Und Marokkaner essen doch gar kein Schweinefleisch!“ Dass meine Mitschüler aber weder wussten wo Marokko lag, noch dass die Mehrheit der Menschen dort muslimisch ist, mich eingeschlossen, war mir zu dem Zeitpunkt nicht klar. Was

Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Porträt







Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Kindheit

sich für mich bis heute – 20 Jahre später – nicht geklärt hat, ist, wie es vom afroamerikanischen Spiritual „When the Chariot Comes“, dessen Text von der Wiederkehr des Messias kündigt, woraus wiederum „She'll be Coming 'Round the Mountain“, ein Lied, das der Gewerkschaftsaktivistin Mary Harris Jones gewidmet war, zur Tante aus Marokko kommen konnte. Eine mögliche Erklärung wäre, dass die Kinder schon lange nicht mehr an die Wiederkehr des Messias glaubten und Gewerkschaftsaktivismus bei Zweitklässlern nicht besonders beliebt ist, eine Tante, die auf gleich zwei Kamelen angeritten kommt, aber schon.

Die Konfrontation mit diesem Lied war eine entscheidende für mich, markierte sie doch die Entstehung eines marokkanischen Selbstverständnisses, das sich außerhalb des Refugiums der sicheren Heimstätte im sozialen Leben der Schule so bis dato noch nicht niedergeschlagen hatte. Ich kam also aus Marokko und hatte durchaus einige Tanten, die in Marokko lebten. Der Unterschied allerdings bestand darin, dass sich die Tante aus Marokko in dem Lied nur temporär dort aufhielt, wohingegen meine Verwandtschaft dort arbeitete, lebte und in der Regel aufgrund ökonomischer Verhältnisse nicht nach Deutschland kam. Meinen Vater allerdings trieben genau diese Verhältnisse nach Deutschland und so kam er wie unzählige andere Marokkaner im Zuge des Anwerbeabkommens als Gastarbeiter ins verheißungsvolle Land des Wohlstands. Er gehörte

zu der Riege junger, kräftiger Männer, die schweißtreibenden Arbeiten in den Kohlebergwerken des Ruhrpotts nachgingen, in einfachen Verhältnissen zu viert, sechst oder siebt eine Wohnung teilen und jedes Jahr die Familie in der Heimat besuchten. Vollbepackt mit Süßigkeiten, Kleidung und natürlich Barem wurden sie als Helden gefeiert, stemmten sie doch zum Großteil die finanzielle Last der Familien. Mit dem gesparten Verdienst war es meinem Vater möglich, meine Mutter zu heiraten und eine Familie zu gründen, wobei er das ganze Jahr in Deutschland arbeitete, bis auf die wenigen Tage des Urlaubs. Fast 20 Jahre und fünf Kinder später war es ihm möglich, auch seine Familie in das gelobte Deutschland zu holen und seinem Nachwuchs eine aussichtsvollere Zukunft zu ermöglichen. Im Heimatdorf Beni Oulichek nämlich standen die Aussichten nicht besonders rosig. Der Großteil der Familie lebte dort von der Landwirtschaft, die – und das zeichnete sich vor 20 Jahren bereits ab – in ihren originären und traditionellen Formen nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Meine Geschwister kamen also vom einfachen, ländlichen Leben in die nördlichste Großstadt Nordrhein-Westfalens: Bielefeld. Dort sind auch meine Schwester, als sechstes Kind, und schließlich ich, der krönende Abschluss, geboren. Meine Eltern und besonders meine Mutter liebten auf Anhieb die Ordnung, das strukturierte Leben und das nachbarschaftliche Miteinander, das sie in ihrer neuen Heimat erlebten. Sie nahmen sich schnell ein Beispiel an dem offenen und demokratischen Gesellschaftsmodell, weshalb meine Mutter weder zögerte mich in den evangelischen Religionsunterricht zu schicken, noch mir orientalische Kleider zum Karneval überzuziehen. Dies markierte bereits im frühen Alter meinen entspannten Umgang mit Menschen unterschiedlichster Überzeugung. Überdies lehrte sie uns von klein auf autonomes Handeln und selbstständiges Denken, das sie nicht nur aus ihren Jahren als alleinerziehende Mutter, sondern aus einer beinahe natürlichen Veranlagung mitbrachte. Meine Eltern sind nämlich per Staatsbürgerschaft Marokkaner, ihre ethnischen Wurzeln allerdings sind Amazigh – im Deutschen bekannt als Berber – aus dem Norden Marokkos, das heißt, sie gehören zur indigenen Bevölkerung Nordafrikas, die sowohl eine eigene Sprache als auch eine breite und tiefe Tradition ausmacht, die sie mit nach Deutschland brachten. Eine Ethnie, deren Historie geprägt ist durch den Kampf gegen die Vereinnahmung durch verschiedene Eroberer, Siedler und Kolonisatoren: Phönizier, Griechen, Römer, Vandalen, Alanen, Byzantiner, Araber und schließlich die Franzosen und Spanier. Die Auseinandersetzung mit derart unterschiedlichen Kulturen hat allerdings wider Erwarten nicht dazu geführt, dass sich die ursprünglichen Gesellschaftsstrukturen auflösen, im Gegenteil: Es ist so, dass Imazighen – übersetzt die Freien – sich in Widerstandskämpfen um die Bewahrung ihrer traditionellen Lebensweisen und gesellschaftlichen Organisationsstrukturen, die vor allem durch eine mütterrechtliche Struktur geprägt sind, bemüht haben. Amazigh-Frauen sind von jeher inner- und außerhalb von Familien Trägerinnen größerer Entscheidungsbefugnisse als in anderen Gesellschaften, eine Eigenschaft, die meine Mutter all ihre Kinder lehrte. Sie erzog uns mit klaren Regeln, einem traditionellen Islamverständnis und der gleichzeitigen



Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Kindheit

Überzeugung von der Gleichberechtigung der Geschlechter. Meine Brüder waren also immer auf Augenhöhe und unterschieden wurden wir entsprechend unseres Charakters und unserer Leistung, nicht entsprechend des Geschlechts. Ich lernte von ihr, dass Menschen sich nicht durch Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit oder körperliche Verfassung unterscheiden, sondern durch die Bereitschaft, von seinen Mitmenschen zu lernen, die Fähigkeit zur Empathie und den offenen Umgang mit seinen Mitbürgern.

Meine Mutter ist schon immer eine starke Frau gewesen und die Beschäftigung mit ihrer Lebensgeschichte, die ich in einer biographischen Arbeit nachzuzeichnen versuche, verstärkt meinen Respekt und meine Bewunderung für ihre Stärke und Widerstandskraft, die sie auch das Leben in Deutschland meistern lässt. Ihre Biographie ist jedoch kein Einzelfall. Es finden sich unzählige Frauen, die eine ganze Generation von Imazighen in Deutschland inspirieren. Ihre Geschichte allerdings gilt es noch zu erzählen. Eine Geschichte, die geprägt ist vom Widerstand, der sich zuletzt 2017 niederschlug, als es zu Demonstrationen und Ausschreitungen in der Rif-Region kam, die die wirtschaftlichen und politischen Missstände in der parlamentarischen Monarchie Marokkos zum Gegenstand hatten.

Eine Entwicklung, die von den Imazighen – darunter auch meine Eltern – in Deutschland mit großer Aufmerksamkeit beobachtet und

unterstützt wurde. Denn klassisch deutsche Tugenden sind meinen Eltern Gold wert, im selben Atemzug betonten sie in meiner Kindheit aber unsere Zugehörigkeit zu Marokko. Eine Identität, die stark verwoben ist mit dem muslimischen Glauben, den meine Eltern uns lehrten und der sich über die Jahrhunderte im Selbstverständnis „der Freien“ etabliert hat. Das Streben nach Autonomie und Selbstständigkeit ist eines, das meine Mutter uns beständig einbläute und dies fing bei essentiellen Dingen wie der Bildung an und bedeutete für mich, dass Schule und Lernen im Allgemeinen einen hohen Stellenwert in unserer Familie genoss. Obwohl meine Mutter selbst erst im Alter von Anfang 50 die deutsche Sprache lernte, unterstützte sie uns durch moralischen, motivierenden und durchaus strengen Beistand, die Schullaufbahn zu absolvieren.

Dies bedeuteten banale Dinge, wie die allabendliche Kontrolle der Hausaufgaben durch meine älteren Geschwister, aber auch das Bemühen meiner Mutter, die Inhalte in der Schule mit mir zu diskutieren, mich nach meinen Lehrern und meinem Fortschritt zu fragen. Durch den regen Austausch in der Familie wurde irgendwann mein Interesse an Büchern, Zeitschriften, Aufsätzen und allem, was sonst noch so an Lesbarem in meiner Umgebung zu finden war, geweckt. Die Möglichkeiten sprachlichen Ausdrucks faszinierten mich und so entwickelte ich – mir zu dem Zeitpunkt völlig unbewusst – die Tendenz zur Auseinandersetzung mit geisteswissenschaftlichen Inhalten in der Schule, die mich schließlich zu meinen Studienfächern führte. Es wurde allerdings nicht Deutsch als Studienfach. Hierzu fehlte mir die Muße, mich mit deutscher Grammatik rumzuschlagen. Für die arabische allerdings hatte ich genug Elan, weshalb ich mich für die Kombination von Geschichte und Islamwissenschaft an der westfälischen Wilhelms-Uni-



Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Einführungsveranstaltung des Avicenna-Studienwerks



versität im pittoresken Münster entschied. Ein Studium, das mich die Verflechtung europäischer und arabisch-islamischer Geschichte lehrte. Hier hatte ich zum ersten Mal Zugang zu einem Verständnis der Welt, das sich nicht in Dichotomien bewegte, sondern Relativität als oberstes Gebot predigte, da Subjektivität eine Eigenschaft ist, der niemand von uns entkommt. Autoren wie Thomas Bauer sind es, die uns den Weg ebneten, um zu verstehen, dass Kulturen in ihren Eigenheiten nicht statisch sind, dass Zuschreibungen mitunter mehr über uns selbst aussagen und Verständnisse von Religionen durch die verschiedenen Jahrhunderte hindurch lediglich Momentaufnahmen sind. Ein Zugang also, von dem wir alle etwas mehr gebrauchen könnten. Die theoretische Auseinandersetzung ist mir trotz meiner Liebe zur stundenlangen Recherche, Analyse und Reflexion nicht ganz genüge, deshalb engagierte ich mich nebenbei in der Islamischen Hochschulvereinigung, organisierte interreligiöse Dialogkreise, Sommerfeste und gemeinsame Abende des Fastenbrechens. Die Beschäftigungen mit gelebter Religiosität, den Formen ihres Ausdrucks und den damit zusammenhängenden Aushandlungsprozessen faszinieren mich und führten mich zum Masterstudiengang „Religion im kulturellen Kontext“ an der Leibniz-Universität Hannover. Dort studierte ich interdisziplinär, welches Integrations- und Konfliktpotential Religionen in einer pluralen Gesellschaft bergen. Doch intensiver als mein Studium begleitete mich in dieser Phase das Avicenna-Studienwerk.

Die Aufnahme in das Studienwerk war in persönlicher und akademischer Hinsicht ein Wendepunkt für mich und selten erlebte ich eine Aufregung wie während des Auswahlgesprächs. Ein Gespräch, das die Eignung der Bewerber hinsichtlich ihrer akademischen Leistung und ihres sozialen Engagements prüft und das mich dazu führte, mir klarer zu werden über den Weg, den ich gehen will. Einen akademischen Weg, der den Islam in Deutschland zum Gegenstand hat und der aufgrund meiner Erfahrungen und meines wissenschaftlichen Profils sowohl eine Innen- wie auch eine Außenperspektive auf die Auslegung und Praxis der Religion ermöglicht.

Die Gründung des Studienwerks ist nicht nur ein Meilenstein in der Etablierung und gesellschaftspolitischen Anerkennung für Muslime in Deutschland, sondern ebenso einer für jeden einzelnen Stipendiaten. Wir als Muslime haben das Privileg, in unserem Lebensweg gefördert zu werden. Das breite akademische Netzwerk ermöglicht die nationale und internationale Verbindung mit Wissenschaftlern und durch die stipendiatischen Initiativen, die wir als erster Jahrgang mitgestalteten, erhielt das Studienwerk seine ganz individuelle Prägung, die durch das Engagement von mittlerweile über 300 Stipendiaten weiterhin passiert. Fördern, verbinden, gestalten: Leitlinien von Avicenna, die par excellence gelebt und vermittelt werden. Die finanzielle und ideale Förderung durch Avicenna bot mir persönlich die Möglichkeit, mich während meines Masterstudiums einem Auslandsaufenthalt in Jordanien zu widmen, währenddessen ich meine Arabischkenntnisse vertiefen und mich theologischen Inhalten widmet durfte. Ein unglaubliches Privileg für mich und eine Erfahrung, die mich lehrte,

wie Menschen in anderen Teilen der Welt die Religion des Islams diskutieren, interpretieren und leben.

Diese Erfahrung habe ich mit nach Deutschland genommen und mir die Frage gestellt, wie Muslime in Deutschland Normen der Glaubenspraxis in einer säkularen Umgebung definieren und implementieren, weshalb ich meine Abschlussarbeit dem Thema des „Europäischen Rats für Fatwa und Forschung“ und seiner Rolle in der religiösen Normgebung in Deutschland widmete. Ein Thema, das mich ins Gespräch brachte mit Imamen aus ganz Deutschland und mir nicht nur die Vielfalt der Zugänge, sondern auch die Herausforderungen einer religiösen Identität in Deutschland vor Augen führte. Diese hängt mit unterschiedlichen Faktoren und nicht zuletzt mit der Auseinandersetzung mit anderen religiösen Minderheiten in Deutschland zusammen.

Das Bewusstsein hierfür führte mich schließlich an den Ort, an dem ich jetzt bin: Berlin, Kreuzberg. Dort sind das Jüdische Museum und die Akademie des Museums, in welchem sich das Jüdisch-Islamische Forum befindet. Forum, Gesprächsplattform und akademische Expertise verbinden sich dort und als wissenschaftliche Mitarbeiterin



Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Porträt

habe ich hier die Möglichkeit, aktuelle Diskurse zu reflektieren und in Form von Vorträgen, Seminaren, Workshops und Konferenzen einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Im Blickpunkt steht das Verständnis von Muslimen und Juden als religiöse Minderheiten in Deutschland, die mehr Gemeinsamkeiten haben als im öffentlichen Diskurs zunächst ersichtlich. Ziel des Forums ist es, in vergleichender Perspektive Gemeinsamkeiten von Judentum und Islam herauszuarbeiten, ohne dabei Eigenheiten und Spezifika aufzulösen. Durch die angebotenen Veranstaltungen wollen wir der häufig plakativen Gegenüberstellung beider Religionen entgegenwirken, die nicht zuletzt durch die unmittelbaren Rückwirkungen des Nahostkonflikts in Deutschland vorherrschen. Doch auch ein orientalisierendes Bild beider Religionen wird oft aus den Gesprächen mit Besuchern deutlich: Das Verständnis von Juden und Muslimen als Orientale, die sich auch nach Jahrzehnten der Integration in die Heimat Deutschland, aufgrund ihrer Herkunft und Religion, nicht mit den Werten und Normen dieser Gesellschaft identifizieren wollen. Vorherrschend ist hierbei das Unverständnis, dass der jeweilige Glaube und die einhergehende Glaubenspraxis nicht vereinbar seien mit dem Leben in einer säkularen Gesellschaft. Die Arbeit in der Akademie ermöglicht

mir hierbei das Aufzeigen von strukturellen Ungleichheiten, die solch ein Unverständnis unter Umständen unterfüttern, aber auch die Vermittlung zwischen Welt- und Meinungsbildern. Denn selbst wenn es 20 Jahre später nicht mehr die orientalisierte Vorstellung von der Tante aus Marokko ist, sondern die von dem Wirtschaftsflüchtling der seine konträren Lebenseinstellungen nach Deutschland bringt, bleibt die Problematik die Gleiche: eine scheinbare Dichotomie von Muslimen als Minderheit und der Mehrheitsgesellschaft. Ich weiß nicht, ob meine Mitschüler sich heute noch an die Tante aus Marokko erinnern. Für mich allerdings war es der ausschlaggebende Moment zu erkennen, dass das Leben als Deutsche mit Eltern aus Marokko vor allem eines bedeutet: zu verstehen und zu reflektieren, wie gesellschaftliche Diskurse auf Menschen wirken und dass das Verständnis der Mehrheitsgesellschaft von Minderheiten reale Konsequenzen hat. Dass ich mich beruflich damit auseinandersetzen darf, ist für mich eine große Chance, der ich in einer wissenschaftlichen Form weiterhin nachgehen werde, und sowohl das Avicenna-Studienwerk als auch das Jüdisch-Islamische Forum sind für mich Institutionen, die diesem Verständnis entgegenwirken und zu einer offenen, nicht toleranten, sondern akzeptierenden Gesellschaft beitragen.



Foto: Hafssa El-Bouhamouchi – Wüste Wadi Rum, Jordanien, Auslandsaufenthalt 2015/16



## PASSPORT



Ouassima Laabich

- ◆ Geboren 1994 in der BRD ◆
- ◆ Public Policy Studentin ◆

**„Ich liebe unsere Arbeit, da wir uns eher darum kümmern, wer wir sind und sein wollen, statt uns zu rechtfertigen, wer wir nicht sind.“**

Ouassima Laabich interessiert sich seit jeher für politische Themen. Zu ihren Interessensgebieten zählen auswärtige Angelegenheiten, Rassismus und Minderheitenrechte.

„Ich bin fasziniert von der Verbindung mehrerer Länder und der Idee der Vereinten Nationen für Sicherheit und Frieden zu sorgen, indem Probleme diskutiert und bewertet werden, um Antworten auf mögliche Vereinbarungen und gute Kompromisse zu finden. Gleichzeitig spielt eine fundierte und konstruktive Kritik bestehender Institutionen mit in meine Faszination ein.“

*Frau Laabich, welche Erfahrungen und Erlebnisse haben Sie in Zusammenhang mit Ihrem schulischen Ausbildungsweg gemacht?*

*Ouassima Laabich:* Ich fange mal damit an zu sagen, was so mein Hintergrund ist. Also ich habe sieben Geschwister, fünf Brüder und zwei Schwestern, und meine schulischen Erfahrungen sind sehr zwiespalten. Ich muss sagen, ich war ein sehr aufgewecktes und lautes Kind. Das hat dazu geführt, dass meiner Mutter vorgeschlagen wurde, dass ich doch lieber nochmal in die Vorschule sollte, bevor ich in die Grundschule komme. Das haben wir dann nicht gemacht und ich bin dann mit knapp sechs eingeschult worden. Und dann, in der vierten Klasse, mit der Begründung, dass ich das Gymnasium nicht schaffen würde, wurde meiner Mutter angeraten, dass sie mich auf eine Real- oder Gesamtschule schicken sollte, eben

weil Abitur jetzt vielleicht doch nicht das Erstrebenswerteste für mich ist. Meine Mutter wusste es aber besser und hatte großes Vertrauen in meine Fähigkeiten und meinte: „Ne, das schafft die.“ Und da ich zwei ältere Schwestern hatte, die bereits auf Gymnasien waren, bin ich auf ein bilinguales Gymnasium gegangen, trotz gegenteiliger Empfehlung, und habe mein Abitur 2013 abgeschlossen. Natürlich hatte ich Schwierigkeiten während meiner Schulzeit. Meine Eltern, die mich immer unterstützt haben, waren und sind bis heute sehr hart arbeitende Menschen gewesen. Sie haben beide die Schule mit 10/11 Jahren verlassen müssen. Umso größer ist die Bewunderung ihnen gegenüber, da sie alles für uns acht Kinder getan haben und uns immer animiert haben, Bildung anzustreben und unsere Träume zu erfüllen. Meine ältere Schwester, die heute Psychologin ist, war mir eine große Unterstützung und in vielerlei Hinsicht ein Vorbild: Sie hat



Foto: Ouassima Laabich – Auslandssemester in Beirut, 2019



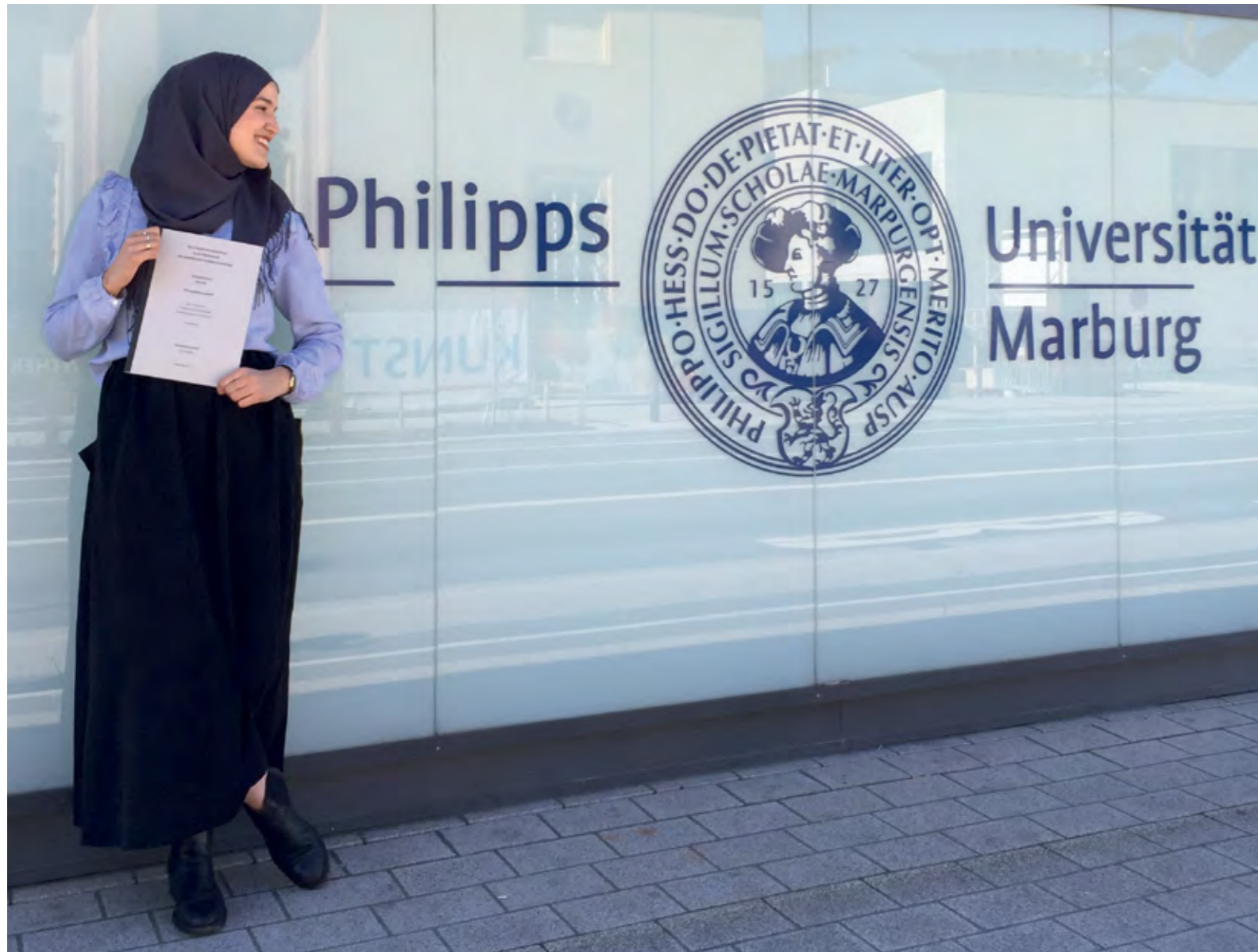


Foto: Ouassima Laabich – An der Philipps-Universität Marburg

vieles eigenständig durchblickt und es an mich weitergetragen – wie zum Beispiel die Möglichkeiten eines Stipendiums, die Auslandsreisen und Bafög-Anträge stellen. Ich wiederum habe es versucht, an meine kleinen Brüder weiterzutragen. Nun wird der Jüngste von uns Polizist und lebt mit mir in Berlin. Ich muss schmunzeln, wenn ich daran denke, dass wir eine Zeit lang zu sechst auf dem gleichen Gymnasium gewesen sind. Ja, ich muss sagen, dass ich einerseits die Schulzeit total geliebt habe und andererseits eher negative Assoziationen aufkommen. Wir sind nicht viele People of Color gewesen, und ich bin im Abitur die Einzige mit Kopftuch gewesen. Als anders, als fremd porträtiert zu werden, fängt im Kindergarten an und setzt sich in der Schule fort.

Meine Beziehung zu den Lehrer/-innen war dann ebenfalls sehr vielschichtig – je nachdem, trug das zu guten oder schlechten Schultagen bei. Aber ansonsten hatte ich tolle Freunde, mit denen ich bis heute noch befreundet bin und Momente, in denen wir als Schüler/-innen eigenständig Projekte geplant und durchgeführt haben.

Ja und ich bin relativ früh ehrenamtlich aktiv geworden in dem Verein „Muslimische Jugend in Deutschland“. Ich habe erst sehr viel davon konsumieren dürfen und mittlerweile bin ich im Vorstand. Ich habe die Veranstaltungen besucht und es hat eben zu meiner Identitätsbildung beigetragen, mich als muslimisch-deutsch zu verstehen. Es waren und sind so besondere und starke Persönlichkeiten dabei, die dir aufzeigen, das alles möglich ist und wie Selbstliebe und Akzeptanz aussehen können. Die Verbindung von starkem Inhalt und Freizeitmöglichkeiten ist genau das, was ich damals gebraucht habe. Natürlich kommt die ganze Identitätskrise hinzu: Bin ich Deutsche? Bin ich Marokkanerin? Dann bin ich auch noch Tamazight, also nicht arabische Marokkanerin, die hin- und hergerissen ist, aber irgendwie fünf Sprachen sprechen kann – und das ist doch eine Stärke! Und dann dachte ich, okay, irgendwie passt das alles ja doch nicht und ich hatte eine ziemlich krasse Findungsphase und mich dann im Theater verloren, Gott sei Dank, und eben über sechs Jahre gespielt und eine Bühne gefunden, auf der ich allen Gefühlen freien Lauf

lassen kann. Und das war eben alles in meiner Pubertätszeit, die sehr von Höhen und Tiefen geprägt gewesen ist und vor allem auch von Problemen, die ich mit mir selbst hatte, weil ich mich einfach selbst nicht einordnen konnte. Weil ich geglaubt hab, weil man es mir eingeredet hat, dass ich nur eins sein kann und ich mich doch zu entscheiden habe. Was natürlich völliger Schwachsinn ist, was ich heute weiß, was man aber so als Vierzehnjährige eben nicht weiß. Genau, ehrenamtlich aktiv, das wollte ich erzählen. Ich hatte Fächer, in denen ich sehr stark gewesen bin und dann wiederum Fächer, in denen ich überhaupt nicht gut gewesen bin, wie zum Beispiel Mathe. Dafür waren halt Sprachen das, was mir Spaß gemacht hat, Politik, und alles, was mit sozialen Themen zu tun hatte. Und ich glaube, daher kommt stark mein Background irgendwie mit rein, wenn es dann eben auch um Armutsthemen geht, um Gerechtigkeit, um Minderheitenpolitiken. Was ich jetzt alles so ganz klar benennen kann, was mich als Schülerin zwar berührt hat und wo ich immer sehr stark mitdiskutiert hab, wo mir aber manchmal gar nicht bewusst gewesen ist, dass das eben da zuzuordnen ist. Ich bin in der Oberstufe dann zur Jahrgangsstufensprecherin gewählt worden und hab zum ersten Mal entdeckt, wie toll es eigentlich ist, Gruppen zu führen und Aufgaben zu delegieren und einfach mal einen richtig, richtig guten Abiball zu organisieren. Das hab ich mit meinen Klassenkameraden gemacht. Und ich habe dann eben in der Zeit, mit achtzehn, in meinem letzten Abiturjahr, angefangen, Kopftuch zu tragen. Und das war noch einmal ein krasser Schritt. Man kannte mich, man kannte meine komplette Familie an der Schule, weil wir eben sechs von acht dort auf der Schule waren. Da können Sie sich vorstellen, wir waren das Weasley-Äquivalent, also man hat uns liebevoll die Weasleys genannt, ich weiß nicht, ob Sie Harry Potter kennen!? Genau, ich war dann Jahrgangsstufensprecherin, hab den Abiball organisiert und wir hatten dann einen künstlerischen Abend, mit dem wir angefangen haben und der bis heute noch fortgeführt wird. An dem wir dann ein Theaterstück aufgeführt haben und Musik und alles, was uns bewegt und eben somit ein Ventil geschaffen haben zu dem unglaublichen Leistungsdruck, den wir erfahren haben für die Abiturvorbereitung. Interessanterweise wurden wir von der einen Seite unglaublich dafür gefeiert und es wurde anerkannt, dass es einfach eine unglaubliche Leistung gewesen ist, die wir da erbracht haben als Schüler/-innen, die sich selbst organisiert haben und Unmengen an Geld reingebracht haben für den Abiball. Und andererseits kam dann aber auch das Ego von manchen Lehrern und Lehrerinnen zutage, denen das Ganze hinzu, dass ich auf einmal da mit Kopftuch auf der Bühne stand und die Willkommensrede gehalten habe. Ich hab's mit dem Witz eingeleitet, dass ich immer noch die Gleiche bin, was natürlich der Tatsache entsprach, aber was sehr unterschiedliche Auswirkungen hatte. Also ich wurde dann auf einmal von Lehrern, die mich über all die Jahre kannten, aus der Klasse gezogen, mit der direkten Frage, ob bei mir zu Hause alles in Ordnung sei. Obwohl sie meine Familie und meine Eltern persönlich kannten und meine Mutter immer schon engagiert gewesen ist in der Schule. Ja und wie ich vorhin schon

erwähnte, genau das waren dann eben solche Sachen. Das Gute ist, dass es eine sehr wichtige Entscheidung für mich gewesen ist, über die ich sehr, sehr lange nachgedacht habe und die mir unglaublich viel Kraft gegeben hat und für mich eben auch ein Manifest meiner Freiheit und Unabhängigkeit gewesen ist und immer noch andauert. Deshalb konnte ich auch die Sachen überstehen und das trotz der Abiturvorbereitungen und das trotz der Abiballplanung.

*Kommen wir nun von der Schulzeit auf das Studium zu sprechen. Wie kam es dazu, dass Sie sich für Ihr Studium entschieden haben?*

*Ouassima Laabich:* Also ich habe direkt nach dem Abitur angefangen zu studieren und das in Marburg. Ich habe Nah- und Mitteloststudien mit Schwerpunkt Politik und Friedens- und Konfliktforschung gemacht. Und hab mich für diesen Studiengang entschieden, weil ich im Abitur langsam für mich entdeckt habe, dass ich was mit Politik machen möchte, weil ich eine Leidenschaft dafür entwickelt habe und ich einfach komplexe Thematiken besser verstehen wollte. Dann vor allem in einer Region, mit der ich persönlich sehr viel verbinde. Und gleichzeitig habe ich das Gefühl, dass so viel Wirrwarr darum herrscht und dann gleichzeitig wird immer nur von einem Konflikt gesprochen und wenig von Lösungen und mit ganz viel Zuschreibungen gearbeitet. Die eine Gruppe ist schuld für das, die andere für das und ich wusste: Hey, das ist alles viel komplexer und du willst es verstehen. Und ich wollte unbedingt Arabisch lernen, weil meine Muttersprache eben Tamazight ist. Und ich wollte Arabisch lernen, eben einerseits aus einer religiösen Motivation heraus, um den Koran besser zu verstehen und gleichzeitig auch, um dazu passende Werke lesen zu können. Und wenn ich mich mit einer Region beschäftigen möchte, halte ich es für notwendig, dass man auch eine der Sprachen dieser Region spricht, auch wenn es mehrere Dialekte gibt. Und diese Mischung aus Arabisch, arabischer Raum oder mehrheitlich arabischer Raum und Politik, habe ich dann in Marburg gefunden. Und das war auch die beste Entscheidung. Ich hatte eine unglaublich



Foto: Ouassima Laabich – Podiumsdiskussion bei JuplBerlin





Foto: Ouassima Laabich – Jordanien

lich tolle Bachelorzeit. Ich bin in der Zeit zum Auslandsstudium nach Jordanien gegangen, war Teilnehmerin auf mehreren Konferenzen, in New York und Antalya beispielsweise. Ich war auf Forschungsaufenthalten in Istanbul und Bosnien, ich war in Palästina, im Irak und in Ägypten, also ich konnte unglaublich viele Erfahrungen sammeln während meines Studiums tatsächlich. Und eben dann auch nochmal auf eine ganz andere Art und Weise ehrenamtlich aktiv werden. Und ich wusste, dass Marburg auch eine super politische Stadt ist, was mir wichtig gewesen ist, was eben dazu geführt hat, eine ordentliche Streit- und Debattenkultur zu lernen. Und gleichzeitig ist eben das Zentrum für Nah- und Mitteloststudien in Marburg eins der besten in Deutschland. Also das waren so meine Beweggründe, dann tatsächlich den Bachelor in Marburg zu machen und dann eben auch ins Ausland zu gehen für eine Zeit lang.

Und jetzt gerade mache ich den Master in Berlin, deswegen bin ich nach Berlin gezogen. Also in meinem Bachelor selber habe ich mich viel mit sozialen Bewegungen beschäftigt. Und ja, ich habe viel davon mitgenommen und irgendwann habe ich dann gemerkt: Hey, Nah- und Mitteloststudien heißt eben nicht nur, dass du dich mit der Region als solche beschäftigst, sondern auch mit Themen, die damit verbunden sind, aber eben auch in Deutschland stattfinden. Mein Verständnis ist ein globales und die Welt ist in jeglicher Hinsicht miteinander verbunden. Also sprich alles, was Muslime und Musliminnen in Deutschland betrifft, beispielsweise, wenn wir jetzt vom antimuslimischen Rassismus ausgehen, dann hängt das mit Orientalismus (Postkolonialismus) zusammen, oder wenn wir von Geflüchtetenrechten und Realitäten sprechen, braucht es ein Verständnis der Konflikte, der Unterdrückungsmechanismen usw. Das hat, glaube ich, seine Spitze gefunden in meiner Bachelorarbeit, die ich über Gefängnisseelsorge geschrieben habe, über spezifisch mus-

limische Gefängnisseelsorge und den Aspekt der Sicherheit. Und ich bin immer mehr auf den Pfad gekommen, dass mich die Entwicklungen in Deutschland unglaublich, also nicht nur ehrenamtlich und nicht nur, wenn es um Empowerment von Jugendlichen geht, interessiert, sondern eben politische Themen, die mit Minderheitenrechten und muslimischem Leben zusammenhängen, sehr berühren und ich diese spannend finde. Und gleichzeitig merke ich immer wieder, dass deutsche Gepflogenheiten verschoben werden und eben teilweise unglaublich viele Missverständnisse herrschen, wenn es um das muslimische Leben in Deutschland geht. Ja, dann bin ich immer mehr auf den Pfad der Sicherheit gekommen. Was bedeutet Sicherheit eigentlich? Und immer die Verbindung der Muslime als Sicherheitsproblem, als Gefährder. Genau, hab dann meine Bachelorarbeit über Gefängnisseelsorge geschrieben, inwiefern Seelsorger/-innen Einschränkungen in ihrer Arbeit erfahren, da man eben muslimischen Inhaftierten unterstellt, nichts anderes als radikalisiert zu sein. Abgesehen davon, dass sie natürlich kriminell gewesen sind und jetzt ihre Strafe absitzen, aber letztendlich haben sie trotzdem Rechte, die signifikant eingeschränkt werden. Aber ich will nicht zu weit ausholen. Dann wusste ich: Hey, du hast so ein wichtiges Toolset während deines Bachelors gelernt, analytisch zu arbeiten, Antworten auf Fragen zu finden und darauf aufbauend weitere Fragen stellen zu können. Ich habe eben auch wissenschaftliches Arbeiten unterrichtet in den Tutorien an der Uni. Bin auch jetzt studentische Mitarbeiterin in einem wissenschaftlichen Team, wusste aber, dass mein Schwerpunkt nicht mehr nur auf dem Nahen und Mittleren Osten und Nordafrika verbleiben würde. Bin in meiner Bachelorzeit bereits auf die Hertie School of Governance gestoßen, die ja die Prominenteste ist in Deutschland und teilweise in Europa für Public Policy, Regierungsforschung, Staatswissenschaften, Öffentliches Handeln, wie auch immer man das übersetzen mag. Habe zwei Bekannte gehabt, die an der Uni studiert haben und die Uni ist eben privat und irgendwie war sie für mich immer etwas Entferntes. Und immer wenn etwas privat ist, dann denke ich halt an Geld und denke daran, das geht sowieso nicht, weil meine Eltern definitiv niemals dafür aufkommen würden, was ich auch niemals von ihnen verlangen würde und wir ja, Gott sei Dank, eigentlich nicht für Bildung in Deutschland bezahlen müssen. Aber diese Uni mit diesem Master ist eben was unglaublich Besonderes und ich habe irgendwann die Idee in meinem Kopf gehabt und hab weitergesponnen und geträumt und der Traum wurde dann irgendwie wahr. Genau, eben dadurch, dass ich auch Avicenna-Stipendiatin bin. Das ist das dreizehnte Studienwerk in Deutschland für muslimische, in Führungsstrichen begabte, Studierende, ja, also für diverse Studierende aus ganz Deutschland. Hab dadurch eben von Anfang an Teilstipendien bekommen für die Uni und dann auch andere Finanzierungsmöglichkeiten gefunden. Und jetzt bin ich an der Hertie School of Governance und habe letzte Woche mein erstes Masterjahr abgeschlossen. Und der Master ist komplett auf Englisch und bietet mir einen interdisziplinären und sehr praxisorientierten Einblick und eben ein Instrumentarium für das Angehen von gesellschaftlichen Problematiken in Zusammenhang mit öffentlichen Institutionen und

dem privaten Sektor. Und auch vor allem dem Aspekt Staat und wie Staat besser funktionieren kann und Regierung besser funktionieren kann, um das Leben für die Bevölkerung besser zu gestalten. Und sei es, dass es eben dann in den öffentlichen Sektor geht und ganz banale Sachen wie Dienstleistungen oder auch und wo ich persönlich meinen Schwerpunkt setze, seitdem ich an der Uni bin, wenn es um Minderheitenpolitiken geht. Wer spricht hier eigentlich wieder und wer bestimmt das und wer sitzt am Tisch und ist Teil des Policy-Making-Prozesses? Und das gibt mir die Hertie, obwohl sie sehr anstrengend ist, in dem Sinne, dass ein unglaublicher Arbeitsaufwand herrscht und eben einen strikten Lehrplan aufweist. Aber ja, ich bin da auch die einzige Deutsche mit Hijab, also sichtbare Muslima, was glaube ich viel mit den Leuten macht, die aber alle unglaublich international ausgerichtet sind. Die Leute kommen von überall her. Ja es entstehen eben dann sehr spannende Gespräche und mir wird mit einer unglaublichen Offenheit begegnet, was sehr schön ist.

*Sie haben bereits einige besondere Erlebnisse angesprochen, beispielsweise die Auslandsaufenthalte und was Ihnen das Studium generell ermöglicht hat. Welche Erlebnisse und Erfahrungen haben Ihnen besonders viel bedeutet und sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?*

*Ouassima Laabich:* Ok, also ganz klar muss ich sagen, also ich hatte immer die Sehnsucht zu reisen, Menschen kennenzulernen und Erfahrungen zu sammeln. Ich glaube, es liegt auch daran, wir sind fast jedes Jahr nach Marokko geflogen. Tatsächlich, als vor allem noch meine Großeltern dort gelebt haben, wir hatten halt immer noch Familie da. Und dadurch glaube ich, wurde schon relativ früh eine Auslandssehnsucht genährt in mir. Ich glaube, so fühlen sich viele mit verschiedenen Hintergründen oder die einfach mehrere Identitäten haben. Ich konnte natürlich während meiner Schulzeit nicht besonders viel, weit oder alleine reisen. Also während andere Mitschülerinnen dann für ein Jahr schon in Amerika gewesen sind oder in Australien, wusste ich einfach, dass das nicht geht, vor allem aus finanziellen Gründen und eben aufgrund des Alters nicht. Aber ich wollte das schon immer und ich glaube, eines der bedeutendsten Dinge für mich ist, dass ich durch mein Studium und dann ganz schnell durch das Stipendium des Avicenna-Studienwerks mir diese Träume erfüllen konnte. So bin ich in einem Jahr in sechs verschiedenen Ländern gewesen, weil ich in New York auf einer Konferenz war, wo ich die Delegiertengruppe führen durfte, dadurch, dass ich Teil des Vereins der UN Society geworden bin. Oder dann, zwei Monate später, in der Türkei bei einer Konferenz teilzunehmen oder dann im Sommer für einen einmonatigen Arabischkurs zum ersten Mal in Jordanien gewesen zu sein. Und dann von dort aus weiter nach Palästina und dann von dort aus weiter nach Istanbul, für einen auf Masterstudierende ausgerichteten Forschungsaufenthalt. Ich hatte einen Dozenten, von welchem ich viel lernen durfte und mit diesem habe ich mich sehr gut verstanden. Er meinte dann: „Du bist zwar jung, aber das ist cool. Ich nehm dich mit.“ Das hat einfach unglaublich viel mit mir gemacht,

also dass ich so viel wandern konnte und so viel sehen durfte. Ich glaube, das hat auch sehr krass dazu beigetragen, noch offener zu werden und vor allem anerkannter. Und nicht von Toleranz zu sprechen, weil Toleranz ist irgendwie nicht das richtige Wort dafür. Und gleichzeitig aber auch diese Mischung – du reist irgendwohin und das mit einem Grund versehen. Du machst was, was dich weiterbringt oder was andere weiterbringt. Und sei es, dass du betreust oder eben Wege und Mittel findest, andere mit ins Boot zu holen, die vielleicht auch nicht immer die gleichen Möglichkeiten hatten. Und das hat seitdem nicht mehr aufgehört, Gott sei Dank, und ich hoffe, es hört auch nicht auf. Sodass ich dann ein Jahr später, dadurch, dass ich Jordanien für einen Monat lang kennenlernen durfte, dann nochmal hingegangen bin, mit meiner besten Freundin Hafssa, um dann ein halbes Jahr dort zu studieren. Und ich weiß, dass ich dank meines Avicenna-Stipendiums ein halbes Jahr dort studieren konnte, weil mir eben alles finanziert wurde. Und ja, dass wir jetzt nicht nur die Sprache besser lernen dürfen, sondern eben auch mich selber kennenzulernen und dann einfach auch einzutauchen und Prozesse und Realitäten besser zu verstehen und das vor allem dann vor Ort. Und wie gesagt, das hört nicht auf. Mein nächstes Auslandssemester ist bereits geplant: Ich werde an der American University in Beirut, Libanon, studieren. Und ich war jetzt im Oktober in Washington D. C., durch ein Stipendium der AICGS, die zehn Aktivist/-innen und Politikschaffende aus Deutschland und den Staaten zusammengebracht



Foto: Ouassima Laabich – Orientalische Gewürze



hat – es ist eine Art Austauschprogramm gewesen. Also es ist wirklich – ich muss sagen, es ist ein unglaublicher Segen.

Was besondere Erlebnisse sind, sind dann eben auch die Jobs, die ich nebenbei gemacht habe. Der erste war ein Tutorium zu leiten für wissenschaftliches Arbeiten. Eben dann wiederum eine ganze Gruppe zu betreuen und das alles auch nochmal zu lernen – learning by doing. Mein nächster Nebenjob ist im Zentrum für Friedens- und Konfliktforschung in Frankfurt als studentische Hilfskraft gewesen. Und eben jetzt an der Alice Salomon Hochschule in einem Projekt, das sich genau mit dem Thema beschäftigt, mit welchem ich mich in meinem Bachelor beschäftigt habe. Und ich merke einfach, dass ich immer mehr auch eine eigene Linie für mich entdecke und in allem, was mich interessiert, immer mehr einen Fokus entwickle und dass ich einfach – ich bin sehr, sehr dankbar dafür, dass ich Menschen kennenlernen auf diesen Wegen und mir eben Netzwerke erschlossen werden, die mir dann diese Wege weiterhin ermöglichen und mir Türen öffnen. Ich glaube, dass das sehr stark damit zusammenhängt, dass ich viel unterwegs gewesen bin und eben dann auch den Aktivismus mache, den ich mache. Also ja, ganz viele Komponenten kommen da hinzu und bereichern mich ungemein. Ich glaube, dass

ich eben auch, oder ich hoffe, dass ich dann eine Bereicherung für meine Community bin, indem ich für junge Mädchen ein Vorbild werde, was natürlich eine unglaubliche Verantwortung ist, aber dass ich dann da sein kann, wenn Leute Fragen haben. Und die kriege ich ja sehr oft, wie ich das alles gemacht hab, wie ich das alles vereinbart hab. Aber auch ganz normale Sachen: Wie hast du deine Eltern dazu bekommen, dich dabei zu unterstützen, weil das nicht selbstverständlich ist, das weiß ich. Und hast du keine Angst und als Frau und dann auch noch alleine und was du alles machst und keine Ahnung was. Und für mich ist es normal geworden und es ist auch keine falsche Bescheidenheit, sondern es ist einfach mein Leben. Aber dann kriege ich immer wieder den Spiegel vorgehalten, dass das nicht unbedingt selbstverständlich ist und dann macht es mir umso mehr Freude, dass ich mit den Jugendlichen arbeite, was harte Arbeit ist, aber was nicht unmöglich ist. Also harte Arbeit, weil es kommt einem nicht alles so einfach in den Schoß gefallen, sondern man muss fleißig sein und immer weiter nach Möglichkeiten suchen. Und vor allem wenn man so krass mit Rassismus und Diskriminierung konfrontiert wird. Sie können sich wahrscheinlich vorstellen, als erkennliche Muslima und dann noch umso mehr dadurch, wenn du an der besten Policy School in Deutschland studierst. Am Ende des



Foto: Ouassima Laabich – Campus Beirut

Tages bist du für manche Menschen einfach all das, was sie in dich hineinprojizieren möchten. Und dass man sich davon nicht runterziehen lässt, das ist nicht so leicht, weil das ja schon etwas mit einem macht, immer und immer wieder und man merkt manchmal gar nicht, wie fertig das einen macht. Dann aber wiederum die Spaces zu haben und Räume zu schaffen, wo man das alles verarbeiten kann und Kraft tankt, um weiterzumachen. Also es ist sowieso schon schwer, aber es ist noch schwerer mit all den Umständen, mit denen man konfrontiert ist als nicht weiße Deutsche. Und ich verstehe mich als Deutsch-Marokkanerin, und zwar als deutsch-amazighische Marokkanerin. Und ich halte Deutschland für meine Heimat, auf jeden Fall, aber das ist meine starke Identitätsstruktur, die sich dann jetzt nicht mehr davon beeinflussen lässt, ob es jemand so sieht oder nicht. Aber es hat lange gedauert, das ist wichtig. Es ist ein langer Prozess gewesen, auf den ich aber sehr gerne zurückblicke.

*Lassen Sie uns nochmal einen Schritt zurückgehen. Wie haben Sie sich für das Avicenna-Stipendium beworben?*

*Ouassima Laabich:* Also das war so: Das kam durch meine Schwester, die mir viele Wege ermöglicht hat, dadurch, dass sie es mir einfach selbst vorgelebt hat und dann Sachen realistischer wurden. Und sie hat sich damals für die Hans-Böckler-Stiftung beworben, wo sie auch aufgenommen wurde. Und ich habe es ihr gleichgetan, da gab es Avicenna noch gar nicht. Ich bin nicht genommen worden, Gott sei Dank, weil dann eben Avicenna entstanden ist, und zwar ein halbes Jahr später. Ich war natürlich noch ein bisschen demotiviert von der Absage der Hans-Böckler-Stiftung, hab mich dann aber aufgerafft und mich bei Avicenna beworben und wurde genommen. Dahingehend bin ich bis heute sehr dafür dankbar, weil Avicenna einen unglaublich wichtigen Teil in meinem Leben einnimmt. Nicht nur deswegen, weil es ein muslimisches Studierendenwerk ist – also ich kann mir sicher sein, dass ich genommen wurde, nicht weil ich irgendeine Quote erfülle, sondern einzig und allein aus dem Grund, dass ich Eigenschaften mitbringe, die zu dem Studienwerk passen und dass ich eben einen Aktivismus mitbringe und gleichzeitig auch die Leistungen bringe, die dieses Studienwerk möchte. Also spricht mein Muslimsein ist nicht vorrangig, was manchmal ein unglaublicher Segen dahingehend sein kann, dass ich mir sicher sein darf, dass ich aufgrund meiner Persönlichkeit dort bin. Weil alle hier Muslime sind oder die Mehrheit, das ist also nichts Besonderes, weil ich oft eben die Einzige bin in den Räumen, in denen ich agiere. Und Avicenna ist nochmal was unglaublich Besonderes für mich. Ich bin eben Teil des ersten Jahrgangs und die ganze Entstehung mitzuerleben und die ganzen Prozesse mitgestalten zu dürfen. Ich bin dann auch Regionalgruppensprecherin geworden im Rhein-Main-Gebiet. Also Sie merken, ich mag Führen, beziehungsweise es kommt irgendwie immer zu mir und es macht schon Spaß. Immer tolle Menschen, vor allem bei Avicenna sind unglaubliche Menschen, sehr vielfältig und sehr talentiert. Und ich mag es einfach, dass es nicht nur ein passives Teilnehmen ist, sondern eben ein aktives Mitgestalten ge-

wünscht und gefördert wird. Also es ist gelebte Realität dort und das liegt auch einfach daran, dass das Studienwerk so jung ist und sich im Aufbau befindet. Ich finde es schöner, als mich in ein gemachtes Nest hinzusetzen, das würde mich langweilen, weil ich nicht der Typ dafür bin. Es ist nicht so, dass ich es nicht genießen würde, aber nicht in den Räumen, in denen ich mich einfach stark mit dem Spirit verbunden fühle.

*Inwiefern hat Sie das Studienwerk beruflich sowie privat unterstützt?*

*Ouassima Laabich:* Also es ist einmal die Förderung, die finanzielle Förderung, wenn es darum geht, dass ich ins Ausland möchte und mich eben weiterentwickeln will. Und ich halte Auslandserfahrung auch für einen unglaublich wichtigen Bestandteil – nicht notwendig, aber sehr, sehr wichtig, vor allem in dem Bereich, in dem ich agiere. Das ist etwas, was man anfassen kann, so als Unterstützung. Darüber hinaus aber die Menschen, die ich seitdem kennengelernt habe, die unglaublich bereichernde und talentierte Wesen sind. Die sind in sich schon eine Bereicherung dadurch, dass der Austausch gelebt wird und dadurch, dass ich einfach in ganz Deutschland – das habe ich schon vorher durch die Jugendarbeit, aber jetzt noch einmal auf



Foto: Ouassima Laabich – Glücklich über die Urkunde von Avicenna





Foto: Ouassima Laabich – Auf einer Hochzeitsfeier

Akademikerinnenniveau – mit Menschen zusammenkomme, die eine ähnliche Biografie haben wie ich, die es mit in Führungsstrichen erschwerten Bedingungen geschafft haben und jetzt so die Besten in ihren Jahrgängen sind und Mediziner, Juristen und Lehrer werden. Und starke Wesen sind, die einfach dieses Land mitgestalten. Und ich seh das und das motiviert mich immer und immer wieder, wenn wir alle zusammenkommen.

Es bereichert mich auch dahingehend, dass es natürlich Mentorenprogramme gibt und wir Referierende kennenlernen, Menschen, die in Deutschland wirken, die man vielleicht so nicht kennenlernen würde, das ist natürlich auch ein wichtiger Punkt. Und für mich persönlich eben, dass ich bei Veranstaltungen mitorganisieren darf, die

einfach wichtig sind für die Gestaltung des gesamten Studienwerks. Also Teil einer Community sein zu dürfen, von der hoffentlich in 20 Jahren und in 30 und 50 und 100 Jahren noch Leute profitieren werden, dadurch, dass wir zu der Generation gehört haben, die von der Pike auf mitgewirkt und mitgeformt haben. Und ich muss sagen, das reizt mich schon sehr, weil es alles unglaublich spannend ist, und ich mag Aufbauen, ich mag einfach Aufbauen sehr gerne. Ohne dass ich jetzt sagen möchte, dass ich einen wichtigen bzw. unverzichtbaren Teil darstelle, überhaupt nicht, sondern ich einfach nur weiß, dass es eben das Führen einer Regionalgruppe ist. Und eben der enge Kontakt mit der Geschäftsstelle, oder jetzt zum Beispiel werde ich die Gesamtkoordination des Jahrestreffens übernehmen, mit einem weiteren Mitstipendiaten. Wir sind ein Team aus Stipendiatinnen, die einfach jetzt so sagen: „Wir ziehen das durch!“ Und werden stark betreut und eben auch geführt von der Geschäftsstelle und ich finde es einfach cool, also ich find's toll, wie wunderbar wir miteinander arbeiten können und dass man eben nicht nur einfach sich zurücklehnt und sagt: „Gib mir!“, sondern „Hier bin ich und ich möchte geben.“

*Sie haben angesprochen, dass Sie sich bereits in der Schule ehrenamtlich engagiert haben. Mit welcher Motivation haben Sie angefangen und wie hat es sich entwickelt, dass Sie sich sozial engagieren?*

*Ouassima Laabich:* Ja, es ist so, dass es mit Nachhilfe geben angefangen hat. Witzigerweise, obwohl ich selber zwei Fächer hatte, in denen ich überhaupt nicht gut gewesen bin, aber dafür andere, in denen ich stark punkten konnte. Und ja, dann hat es eben mit Nachhilfe angefangen und die „Muslimische Jugend in Deutschland e. V.“ ist einer meiner Begleiter, seitdem ich zwölf bin. Und wir sind sehr divers in den Hintergründen, die vertreten sind: Wir verstehen uns als muslimisch, jung und deutsch. Und ich hab eben junge, aufstrebende Frauen kennengelernt mit zwölf, die einen unglaublichen Einfluss auf mich hatten, dahingehend, mir zu zeigen, dass das alles möglich und machbar ist und natürlich mit dem Einfordern von Rechten zusammenhängt. Ja, du kannst studieren und ja, du kannst wirken und gestalten, wenn du willst. Es ist schwer, es gehört Einfordern und Verantwortung dazu, es für andere ebenfalls zu ermöglichen. Und eben, weil ich das bis dato einfach nicht kannte. Und ich weiß noch die erste Begegnung, die ich hatte, mit einer erkenntlichen Muslima, die mir dann gesagt hat, dass sie Juristin ist. Ich weiß noch, dass ich sie fünfmal gefragt hab, ob das wirklich wahr ist, weil ich mir das einfach nicht vorstellen konnte. Und ich habe angefangen, dann die Veranstaltungen mit zu besuchen und im lokalen Kreis aktiv zu sein, bis ich auch Aufgaben bekommen habe. Und das waren so kleine Sachen, da gab's das Jubiläum und dann habe ich das Jubiläumsbuch mitgestaltet und dann ging's darum, nach Jugendherbergen zu suchen oder darum, bei der Veranstaltung mitzuhelfen und zu schauen, welches Programm passt, obwohl ich eben noch so jung war. Und ich bin ernst genommen worden und meine Fähigkeiten sind ernst genommen worden. In mir wurde was gesehen, was ich

irgendwie nicht sehen konnte und das ist auch einer der Gründe, weshalb ich bis heute und wahrscheinlich noch ewig Teil der MJD sein werde. Weil ich die Fähigkeit habe, durch die Menschen, die Teil von uns sind, andere zu empowern und anderen einen Spiegel vorzuhalten, dass die muslimische Jugend in Deutschland vielfältig, wunderschön und potenzialreich ist und eben nicht ein Problem von Sicherheit und eben nicht ein Problem von Nicht-Integrierbarkeit und was auch immer und diese Scheindebatten, die halt geführt werden. Ich liebe unsere Arbeit, da wir uns eher darum kümmern, wer wir sind und sein wollen, statt uns zu rechtfertigen, wer wir nicht sind. Also wir agieren und reagieren und das trotz aller Hürden und Hindernisse. Und das ist auch sehr viel Arbeit, vor allem bin ich seit zwei Jahren ungefähr im Vorstand und wir sind bundesweit vertreten. Das heißt, viel reisen und viele Sitzungen und viele Telefonkonferenzen und das eben alles zu vereinbaren mit Uni, mit Familie, mit irgendwie auch einfach um sich selbst kümmern. Und das lehrt mich immer und immer wieder neu, meine Zeit zu managen und mich selbst zu managen und zu schauen, wann ich wie was hinbekomme. Und darüber hinaus gibt es auch einfach Dinge, für die ich mich interessiere, außer eben Jugendempowerment und alles rund um politische Thematiken. So war es in meinem Bachelor vor allem der Schwerpunkt Internationale Beziehungen und deswegen war ich Teil der UN Society und dann haben wir eben die LahnMUN in Marburg organisiert. Da sind wir dann nach New York und nach Antalya gemeinsam gereist und haben interessierte Studierende mitgenommen, um ihnen auch diese Erfahrungen zu ermöglichen. Also das sind dann auch solche Sachen, dass ich bis vor einem Monat mit einer Freundin zusammen in der Hertie School die „Cracking the Ceiling Conference“ orga-

nisiert habe, die einen Tag lang ging, wo es dann um Thematiken rund um Gender und Digitalisierung ging. Also auch Thematiken, die nicht per se nur den Fokus muslimische Jugendliche haben und Bedürfnisse von Jugendlichen, sondern darüber hinaus auch andere gesellschaftliche Entwicklungen miteinbeziehen. Ich brenne einfach für gesellschaftliche Entwicklungen, also ich find's einfach spannend, was sich verändert und welche Prozesse stattfinden und worüber diskutiert wird und worüber nicht diskutiert wird. Und ich glaube, ich kann nicht stillhalten und das ist manchmal gut und manchmal auch nicht und demnach suche ich mir dann einfach meine Nische, wenn ich merke, da fehlt was. Dann bin ich halt da und biete es an oder versuche es anzubieten.

Und ich muss sagen, was vielleicht noch interessant ist, was stark glaube ich auch mit meiner Erziehung zu tun hat, dadurch, dass meine Mutter vor allem eine unglaublich starke Frau ist, die eben acht Kinder großgezogen hat und immer noch gearbeitet hat. Meine Mutter ist Putzfrau und ich erinnere mich nicht bewusst an Zeiten, wo sie nicht gearbeitet hat. Sie hat's aber geschafft, mit meinem Vater natürlich zusammen, er war Postangestellter, mein Vater ist mittlerweile Frührentner, es geschafft, ein Haus zu bauen. Und eben, dass ich dann Klavier spielen lernen durfte oder dass ich dann Theater machen konnte oder ja, dass es mir an nichts fehlte. Finanziell natürlich ist es an manchen Stellen aufgefallen, auf jeden Fall, aber es war nicht so, dass wir in Armut versunken sind oder sowas, weil meine Mutter alles immer dafür gegeben hat und uns sehr früh gelehrt hat, selbstständig zu sein. Also habe ich früh angefangen, mir mein Taschengeld selbst zu verdienen und eben für die Dinge zu kämpfen, die wir haben möchten und ich merke, je mehr ich darüber reflektiere,



Foto: Ouassima Laabich – Moderation Jahresmeeting Muslimische Jugend in Deutschland e. V., 2015



Foto: Ouassima Laabich – New York





Foto: Ouassima Laabich – Nador

dass das einen unglaublichen Einfluss auf mich hatte, also vor allem meine Mutter, weil die einfach eine Wahnsinnsfrau ist, bis heute noch arbeitet und das, obwohl alle ihre Kinder ausgezogen sind. Also das kommt nicht irgendwoher, also meine Mutter hat einen unglaublichen Einfluss gehabt, ja. Und sie ist eines meiner größten Vorbilder und eine dieser stillen Helden, die gar nicht genug daran erinnert werden können, wie wunderbar, mutig und stark sie sind.

*Was möchten Sie mit Ihrem Engagement zukünftig erreichen?*

*Ouassima Laabich:* Hm, also ich bin der festen Überzeugung, dass muslimische Jugendliche oder generell auch Musliminnen in Deutschland Teil dieser Gesellschaft sind, ein aktiver Teil und immer schon, wenn man so möchte, die Gastarbeitergeneration, wie auch mein Vater, sie nicht nur mit den Händen aufgebaut hat, sondern sie mittlerweile auch intellektuell mitgestaltet. Und vieles wird nicht gesehen und nicht wahrgenommen, weil man eben nur die Brille der Problematik irgendwie hat und durch die Prämisse schaut: Was funktioniert nicht? Ohne sich dann wiederum fairerweise anzuschauen, welche sozialen Hintergründe das hat. Also Sozialisation, wenn ein Jugendlicher in Deutschland, der sein ganzes Leben lang hier aufgewachsen ist, Probleme macht, egal welcher Herkunft oder so, dann hat das vielleicht damit zu tun, dass in unserer Gesellschaft manche Dinge einfach nicht funktionieren und dass wir eben nicht Chancengleichheit haben und dass wir noch lange nicht dort sind, dass jeder das werden kann, was er möchte. Und jetzt gar nicht von der Debatte angefangen mit Kopftuch oder ohne Kopftuch. Also ich bin wie gesagt erkenntliche Muslima, ich trage Hijab. Ich weiß zum Beispiel auch, dass ich nicht unbedingt jeden Beruf ausleben darf, den ich ausleben möchte oder nicht unbedingt in alle Bereiche reinkomme, in die ich will. Das weiß ich, allein nur deswegen, weil ich eben erkenntliche Muslima bin und man mir dann Nicht-Neutralität und sowas zuschreibt. Und umso wichtiger finde ich es, Menschen

die Kraft zu geben und ihnen zu zeigen, wenn wir nicht um unsere Rechte kämpfen und vor allem auf einem Standpunkt der Stärke, des Selbstbewusstseins und des Erkennens aufbauen, dass wir was drauf haben, weil so ist es, dann müssen wir uns die Räume schaffen und unsere Rechte einfordern. Aber wenn dir immer das Gegenteil eingeredet wird, kann es halt passieren, dass du es irgendwann glaubst, dass du weniger bist und nicht gut genug bist. Wir sind Teil dieser Gesellschaft und wir sind verantwortlich für diese, und vielleicht sogar für die ganze Welt, je nachdem, wo sich jemand engagieren möchte. Es geht auch nie darum, zu sagen, es gibt nur eine Linie. Wir haben auch immer die unterschiedlichsten Berufsfelder bei uns vertreten, ähnlich wie bei Avicenna oder anderen Jugendorganisationen. Ich will vor allem einfach, dass wir noch hörbarer und anerkannter werden, weil das fehlt eben und es macht schon etwas mit dir, wenn du dich immer bemühst, aber deine Bemühungen nicht gesehen werden beziehungsweise nicht wahrgenommen werden, also vor allem durch rassistische Strukturen und institutionelle rassistische Strukturen und dann natürlich auf der gesellschaftlichen Ebene.

*Welche Wünsche und Träume haben Sie in Bezug auf Ihre persönliche berufliche Zukunft?*

*Ouassima Laabich:* Hm schwierig, also ich liebäugle sehr stark mit dem Gedanken, irgendwann zu promovieren und eben Wissen zu produzieren und zu schauen, worüber wird geredet und worüber nicht. Das wäre auf jeden Fall eine Idee, die ich habe und die ich mir sehr gut vorstellen kann. Also eventuell nicht direkt nach dem Master, ich glaube nach dem Master würde ich erst mal arbeiten. Und da ist, finde ich, die Stiftungslandschaft super spannend. Also ich suche nach einer Verbindung von den verschiedenen Sektoren, die mich interessieren, öffentlich, zivilgesellschaftlich und es geht eben ein bisschen in den privaten Sektor. Aber dann vor allem in einem sozialen Schwerpunkt, das habe ich relativ früh erkannt. Ich werde auf jeden Fall nicht nach etwas streben, wo ich unglaublich viel Geld verdiene, sondern eher nach etwas, wo ich einen Impact haben kann und darf. Und ich finde es spannend, weil ich eben auch für die MJ viel im Gespräch mit öffentlichen Institutionen bin und dann auch mit staatlichen Vertreterinnen. Ich saß im Februar 2018 beispielsweise mit dem ehemaligen Bundespräsidenten Gauck auf einem Podium und wir diskutierten „Das Eigene und das Fremde“. Darüber hinaus sitze ich in Gremien und Arbeitskreisen mit anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen und Ministerienvertreter/-innen, um die Förderrichtlinien zu diskutieren. Mir gefällt der Dialog zwischen Zivilgesellschaft und dem öffentlichen Sektor. Und ich muss sagen, dass ich mir sehr gut vorstellen kann, selbst eine Stiftung bzw. Organisation zu gründen, welche all diese Sektoren verbindet, weil ich das so mit den Schwerpunkten, die mich interessieren, nicht finde oder das gibt's einfach noch nicht in Deutschland. Und ich meinte ja schon, dass ich aufbauen sehr gern habe. Und dann meckere ich eben nicht, sondern Sorge dafür, dass es entsteht. Und die dann eben auch mich in die Position bringt, in der ich über mich selbst und meine Zeit entscheiden darf

und gleichzeitig auch führen darf. Und das meine ich jetzt nicht damit, dass ich richtig Bock habe auf Leadership, sondern ich bin ein Fan von dezentralen Verantwortungsbereichen und es geht mir auch nicht um top-down, also so krass hierarchische Strukturen, sondern eher darum, dass ich selbständig am besten arbeiten kann. Und ich glaube, dass ich schon stark darin bin zu erkennen, was Menschen gut können und ihnen dann die Räume zu geben, sodass sie dann auch gute Arbeit oder guten Service leisten, was auch immer. Das sind so die Gedanken, die mich beschäftigen, aber ich bin auch erst 24 und ich will auf jeden Fall noch ins Ausland. Und ich lass mir da auch Zeit, um eben weiter zu reisen, vor allem auch meine Sprachkenntnisse zu erweitern, weil ich auch sehe, dass das ein unglaublicher Schatz ist und mir Freude bringt.

*Dann die abschließende Frage: Wie würden Sie Ihre Biografie beziehungsweise Ihre Lebensgeschichte mit einem Motto zusammenfassen?*

*Ouassima Laabich:* Oh Gott, das ist schwierig. Aber ich glaube, das ist ein Zitat, witzigerweise von Rumi, ich glaube das passt. Ungefähr so: „Wo auch immer du bist, sei das Licht oder die Seele des

Ortes.“ Also egal welchen Raum du betrittst oder welche neuen Stufen du gehst, versuch das Licht oder die Seele dessen zu sein. Und damit verbinde ich stark meinen Drang danach, nützlich zu sein und etwas zu verändern und was positiv mitzugestalten. Und ich glaube, es ist tatsächlich ein sehr, sehr krasser Drang, der sich durch mein ganzes Leben zieht. Eben weil mich einfach Ungerechtigkeiten sehr stark berühren und ich einfach möchte, dass wir in einer besseren und noch gerechteren Gesellschaft leben, ist glaube ich, das mein Motto. Weil ich der festen Überzeugung bin, dass ein jeder Mensch schön ist und Talent und Potenzial hat und dass will ich einerseits in mir selbst immer wieder und andererseits auch in anderen entdecken und hervorheben. Und das kann einen ganz kleinen Effekt haben oder einen ganz großen. Es kann aber auch einfach nur bedeuten, dass man etwas Positives in jemandem auslöst oder einfach ein Lächeln schenkt, was auch immer, je nachdem von welcher Situation wir sprechen. Aber ja, ich glaube, das wäre so mein Motto. Sehr idealistisch, ich weiß, aber noch kann ich diese Linie fahren.

*Das ist, finde ich, eine sehr schöne Vision, für die es sich zu kämpfen lohnt. Vielen Dank Frau Laabich für das Gespräch und viel Erfolg für Ihre Zukunft!*



Foto: Ouassima Laabich – Podiumsdiskussion mit Gauck an der Universität Düsseldorf, Februar 2018





Vereinsarbeit



## PASSPORT



Mhammed El Carrouchi

- Geboren in Beni Sidel •
- Rechtsanwalt •
- BRD seit 1986 •

**„Viele positive Entwicklungen in dieser Welt haben als Träumerei, als Utopie, angefangen.“**

Mhammed El Carrouchi lebt und arbeitet in Frankfurt am Main als Rechtsanwalt. In seiner Freizeit engagiert er sich bei AISA Frankfurt e. V. Der Verein hat sich nichts Geringeres auf die Fahnen geschrieben, als sich weltweit für religiöse Verständigung und Frieden zwischen den Religionen einzusetzen. Was in der heutigen Zeit etwas utopisch klingt, hat Mhammed El Carrouchi mit seinen Mitstreitern im Kleinen bereits auf die Beine gestellt: Sie haben in Frankfurt am Main den *Mawlid* – den Geburtstag des Propheten Mohamed – und das *Adventsfest* – eine Feierlichkeit zum Geburtstag Jesu – mit Christen und Muslimen gemeinsam gefeiert. Darüber hinaus hat der Dachverband – der sich auf die Sufi-Tradition bezieht – den 16. Mai von den Vereinten Nationen zum „Internationalen Tag des friedlichen Zusammenlebens“ proklamieren lassen.

*Herr El Carrouchi, wie kam es zur Gründung des AISA Verbandes in Deutschland?*

*Mhammed El Carrouchi:* Also der Verband AISA wurde in Deutschland im Jahr 2015 gegründet und im Jahr 2016, im November 2016, als Verein eingetragen. Wobei der Verein nicht aus dem Nichts gekommen ist, sondern es schon vorher Vororganisationen gegeben hat. Die Vororganisation hieß „Les Amis de l'Islam“, also „Freunde des Islams“ im Deutschen. Und vor dieser Vororganisation gab es dann diese, ja, wie nennen wir das, diese typischen Strukturen eines Sufi-Ordens. Und der heutige AISA-Verein, also AISA steht für „Association International Soufie Alâwiyya“. Und wie gesagt, das waren diese typischen Sufi-Bewegungen, sodass die Organisation, die wir heute haben, AISA, als Nichtregierungsorganisation, als NGO, eine Fortsetzung der Vorfahren ist. AISA Deutschland besteht quasi als Dachorganisation, als Dachverband von mehreren regionalen Verei-

nen. Hier in Deutschland sind das zurzeit vier regionale Vereine bei uns in Frankfurt, dann im Rhein-Main Gebiet in Wiesbaden, Rüsselsheim, in Mannheim und in Saarbrücken. Das sind die vier Unterorganisationen derzeit und unterschiedlich je nach Mitgliederzahl, nach Motivation, realisiert man mal kleine, mal größere Projekte.

*Sie meinten, dass der Verein eine Fortsetzung der Vorvereine darstellt. Setzen wir dort noch einmal an. Was waren die Motive der Gründung?*

*Mhammed El Carrouchi:* Es gibt einmal die Motive der Tätigkeit. Und dann gibt es Motive der Gründung des Vereins. Die Motive der Gründung des Vereins selbst sind eigentlich eine Anpassung an die Zeit. Jede Zeit erfordert andere Organisationsstrukturen, um seine Tätigkeit so entfalten zu können, wie es der Zeitgeist erfordert und seine Tätigkeiten im Rahmen der gesellschaftlichen und rechtlichen



Foto: Mhammed El Carrouchi – Porträt





Foto: Mhammed El Carrouchi – Christlich-Muslimisches Fest

Möglichkeiten ausleben zu können. Das war im Grunde die Überlegung, warum man dazu übergegangen ist, einen neuen Verein zu wählen, eine neue Struktur zu geben. Ich rede jetzt nur von den Strukturen als NGO, weil man damit in andere Dimensionen vordringen kann, weil man damit auch eine ganz andere Möglichkeit der Zusammenarbeit mit anderen NGOs hat, mit anderen Vereinen, mit Regierungen und so weiter. Also Möglichkeiten, die einem kleinen Verein oder die einem losen Verband nicht gegeben sind, auch wenn ich nur von meinen persönlichen Erfahrungen reden kann. Ich bin 1986 nach Deutschland gekommen, als zehnjähriges Kind, und was ich hier vorgefunden habe, die Tätigkeiten hier in Frankfurt: Da gab es interreligiöse Treffen, in einer Zeit, in der solche Begrifflichkeiten eigentlich weitgehend fremd waren. Mein erster Besuch in einer Universität in Frankfurt mit elf Jahren war im Rahmen eines solchen interreligiösen Dialogs zwischen Muslimen und Christen über verschiedene Themen – über Integration, Migration, Entwicklung des Islams in Europa und so weiter. Das war sozusagen die Motivation. Wie schafft man es, eine Kultur des friedlichen Zusammenlebens zu fördern? Wie schafft man es, aufeinander zuzugehen, um Vorurteile abzubauen, aber nicht nur um negative Eigenschaften abzubauen, sondern um etwas Positives entstehen zu lassen? Wie schaffen wir es, so zusammenzuleben, dass wir glücklich miteinander sind, dass wir vertraut miteinander sind, dass wir uns gegenseitig bereichern?

*Welche Entwicklung hat der Verband seit der Gründung 2015 durchlaufen?*

*Mhammed El Carrouchi:* Der Verein AISA Deutschland ist im Grunde eine Unterorganisation der NGO, die in Paris eingetragen ist. Das heißt, es gibt eine NGO AISA International, dann gibt es eine AISA Deutschland und unten drunter sind quasi wir, AISA Frankfurt. Die Dachorganisation, AISA International, wurde im Jahr 2000 in Paris gegründet. Wir haben erstmal mit der alten Organisation „Les Amis de l'Islam“ weitergemacht und erst im Jahr 2016 den Verein hier in Deutschland gegründet. Die Entwicklung war: Das waren vorher lose Vereine, hier und dort. Dann wurde der Dachverband in Deutschland gegründet. Dann wurden die einzelnen regionalen Verbände besser strukturiert. Seit 2016 ist der Verein eingetragen.

Wir konzentrieren uns auf Projektarbeit. Je nachdem, wie die Motivation bei den Mitarbeitern ist, wie die Zeit auch ist, wie die Budgets aussehen, sind das mal kleinere Projekte. Das heißt, einfache Mitgliedertreffen, um beisammen zu sein. Mal sind das Projekte von internationaler Dimension, so wie wir das jetzt in den letzten Tagen gefeiert haben, das Projekt am 16. Mai, dem Internationalen Tag des friedlichen Zusammenlebens. Und dann hat man immer regelmäßige, kleinere Veranstaltungen, aber auch alle paar Jahre größere Veranstaltungen. Im Jahr 2014 hatten wir in Algerien eine internationale

Konferenz zur Weiblichkeit. Ein Thema, das nicht nur in der arabischen Welt, aber vor allem in der arabischen Welt von höchster Priorität ist. Eine Konferenz, die über eine Woche durchgeführt wurde, mit über 3.000 Gästen, internationalen Gästen. Auch da wieder von normalen Menschen, im Sinne von normalen Arbeitern, Studenten, bis hin zu Staatspräsidenten, die an der Konferenz teilgenommen haben.

*Sie haben gerade schon Themen, wie zum Beispiel das Abbauen von Vorurteilen angesprochen. Welche Ziele verfolgt der Verein AISA in Deutschland?*

*Mhammed El Carrouchi:* Wenn wir unsere Vision in ein paar Worte fassen, dann lautet das eigentlich immer folgendermaßen: dass unsere Botschaft die Hoffnung ist, dass unser Weg der Frieden ist und dass unsere Entscheidung das Zusammenleben ist. Uns geht es darum, eine Kultur des friedlichen Zusammenlebens zu fördern, also dazu beizutragen, dass ein besseres, friedlicheres Zusammenleben gelebt und gefördert wird, dass eine Annäherung zwischen den Völkern, zwischen den gesellschaftlichen Schichten entsteht, das vor allen Dingen ein zeitgemäßes, friedliches Denken ist. Wie schaffen wir es, wenn man sich heute die Nachrichten anschaut, die ganzen Hiobsbotschaften, die auf einen einprasseln, wie schafft man es, diese religiösen, diese sozialen Gräben zu überwinden? Und vor allen Dingen: Wie schaffen wir es, den nächsten Generationen, den Jugendlichen, eine Hoffnung zu geben? Wir haben eigentlich eine wunderbare Gesellschaft hier. Wir leben, wenn man es genau betrachtet, in paradiesischen Zuständen in Deutschland. Aber wenn man sich so umhört, was für eine Unzufriedenheit, was für Zukunftsängste herrschen, dann muss man aktiv werden, um eine Hoffnung zu geben, um eine Aufbruchsstimmung herzustellen, dass eine Kultur des Friedens entsteht, die zum Fundament von unserer Welt wird. Ein Fundament, das wir uns sozusagen für uns und für die nächsten Generationen wünschen.

*Schauen wir auf die Aktivitäten und Projekte des Vereins. Welche besonderen Projekte von AISA sind Ihnen in Erinnerung geblieben?*

*Mhammed El Carrouchi:* Ich fang mal mit dem aktuellsten Projekt an, das wir jetzt gerade durchgeführt haben. Das Projekt nennt sich „Internationaler Tag des friedlichen Zusammenlebens“. Die Idee, die dahintersteckt, ist im Jahr 2014 in Algerien, im Rahmen des Kongresses zur Weiblichkeit, entstanden. Unser Ehrevorsitzender, der Cheikh Khaled Bentounes, hat die Idee des „Internationalen Tages des friedlichen Zusammenlebens“ in die Welt geworfen. Wir hatten die Idee, dass wir das so einführen, nachdem mehrere Sitzungen stattgefunden haben, dass das ein internationaler Tag, so wie es den internationalen Tag der Arbeit gibt oder der Frauenrechte und so weiter, dass das ein international anerkannter Tag ist. Also haben wir uns hingesetzt, Arbeitsgruppen gegründet und mit unterschiedlichen NGOs und Regierungsorganisationen die Idee gehabt: Wir bringen diesen Tag vor den Vereinten Nationen auf, sodass die Vereinten Nationen diesen Tag tatsächlich proklamieren. Man muss sich ja Folgendes vorstellen: Wenn man so den Begriff NGO anhört, dann denkt man an diese großen Dimensionen wie Greenpeace, mit dutzenden Millionen von Budgets und dergleichen. Das sind wir nicht. Im Grunde haben wir eine überschaubare Personenzahl, ein überschaubares Budget, aber was wir haben, ist diese Ordnung und der Glaube, dass selbst der kleine Mensch etwas verändern kann und selbst wenn er die Welt nicht besser machen kann. Aber das Projekt macht einen selbst besser und macht einen selbst freier. Also haben wir nach vielen Diskussionen und vielen Zusammentreffen, das erste Mal im Jahr 2015, den Internationalen Tag des friedlichen Zusammenlebens vor den Vereinten Nationen vorgebracht und dann folgten daraufhin viele internationale Treffen, viele Initiativen – unter anderem mit Frankreich und der Türkei, in Algerien, in Deutschland, in den Benelux-Staaten, in Spanien, in



Foto: Mhammed El Carrouchi – Christlich-Muslimisches Fest



Foto: Mhammed El Carrouchi – Christlich-Muslimisches Fest mit Ehrengast Ulli Nissen (MDB)





Foto: Mhammed El Carrouchi – Christlich-Muslimisches Fest



Foto: Mhammed El Carrouchi – Christlich-Muslimisches Fest

Kanada und so weiter. Nach drei Jahren harter Arbeit, einer Vielzahl von Treffen mit Staatsvertretern, wurde im September 2017 die Initiative dann vor den Vereinten Nationen eingebracht und am 8.12.2017 wurde der „Internationale Tag des friedlichen Zusammenlebens“ einstimmig von der Generalversammlung beschlossen und die Resolution legte den 16. Mai dafür fest. Das heißt, aus einer einfachen Idee, einer kleinen NGO, wurde ein internationaler Tag, der vor den Vereinten Nationen einstimmig – das sind, glaube ich, 193 Staaten – beschlossen. In unseren Zeiten eigentlich ein seltener Vorfall, wenn man von den Vereinten Nationen mitkriegt, wie sich da die verschiedenen Mächte gegenseitig blockieren, gegenseitig bekämpfen. Aber die bewegen auch Positives.

Also am 16. Mai ist Internationaler Tag des friedlichen Zusammenlebens. Nachdem das proklamiert wurde, ging es dann darum, wie wir das jetzt organisieren und je nachdem, was für eine Gruppenstärke ein Unterverein hat, je nachdem, was für Budgets und so weiter, wurde der Tag des Internationalen Zusammenlebens in den verschiedenen Regionen gefeiert. Das Konzept war sozusagen nicht, als Verein da zu feiern, sondern in Kooperation mit anderen Vereinen, in Kooperation mit der Stadt, mit der Verwaltung. Es wurde gefeiert, hier in Deutschland, bei uns in Frankfurt und in Wiesbaden. International wurde er in fast allen europäischen Staaten gefeiert: in Belgien, in Frankreich, in Spanien, in den arabischen Ländern Marokko und Algerien, in Kanada, bei den Vereinten Nationen in New York, in Indonesien und so weiter. Das ist sozusagen die Idee beziehungsweise unser aktuelles Projekt, an dem wir jetzt gerade gearbeitet haben. Wir haben hier in Frankfurt mit Musik, mit Ansprechpartnern in der Innenstadt, den Tag gefeiert. In Wiesbaden wurde der Tag mit Vertretern aus Wirtschaft und Politik gefeiert. In Brüssel wurde die Veranstaltung über drei Tage mit Ministern gefeiert und dann hoffen wir, dass wir jetzt so viel Erfahrung gesammelt haben, dass wir im nächsten Jahr das zunächst mal bei uns hier in Frankfurt in etwas größerem Rahmen aufstellen und feiern können.

*Sie sagen gerade, dass der „Internationale Tag des friedlichen Zusammenlebens“ weltweit Anklang findet. Welche Auswirkungen hat dieser Tag?*

*Mhammed El Carrouchi:* Also zunächst einmal ist es wichtig, das Thema auf die Tagesordnung zu setzen, das anzusprechen, die Menschen dafür zu sensibilisieren. Stellen Sie sich vor, wir haben eine Welt, in der die Vielfalt und die Unterschiedlichkeit eine Bereicherung ist, eine Welt, in der die Bildung zum Frieden eine Priorität ist. Eine Welt, in der die Menschen ihre Zukunft miteinander und nicht gegeneinander gestalten. Das hört sich erstmal vielleicht nach einer Utopie an. Vielleicht hört sich das nach einer Träumerei an, aber es ist keine Träumerei. Viele positive Entwicklungen in dieser Welt haben als Träumerei, als Utopie, angefangen. Und wenn man nicht den Mut hat und die Hoffnung hat, eine positive Utopie zu verfolgen, wird man auch keine Ziele erreichen. Wir sind fest davon überzeugt, dass eine solche Welt möglich ist. In einer Welt, in der die Energien dazu beitragen, eine Gesellschaft des besseren Zusammenlebens zu gestalten. Das ist sozusagen die Idee und unsere Erfahrung in diesem Projekt zeigt, dass man sieht, dass im Jahr 2014 eine Idee auf den Tisch kommt und knapp vier Jahre später die gesamte UN-Versammlung für diesen Tag gestimmt hat. Dann sind wir fest davon überzeugt, dass man etwas bewegen kann, etwas in die positive Richtung bewegen kann. Und wenn man schaut, im Dezember 2017 wurde der „Internationale Tag des friedlichen Zusammenlebens“ beschlossen und knapp fünf Monate später konnten wir das teilweise mit Regierungsvertretern, mit politischen Parteien, mit einem großen Programm, auf die Beine stellen. Dann signalisiert das für uns, dass eine Suche nach Lösungsmöglichkeiten, wie wir diese Gesellschaft besser gestalten können, wie wir in dieser Gesellschaft ein besseres Zusammenleben realisieren können, dass das also nicht nur unsere Wahrnehmung ist, sondern dass es auch in der Gesellschaft die Suche nach Antworten gibt. Und deswegen sind wir froher Dinge, dass die Idee Anklang finden wird.

Wir sind der Überzeugung, dass sich hieraus andere Projekte realisieren werden. Wenn man an Schulen denkt, dass die Schüler ihre eigenen Projekte realisieren können. Man kann eine Friedensakademie gründen. Wenn man sich den Krieg anschaut – es gibt für Kriegsszenarien alle möglichen Akademien, alle möglichen Think-Tanks, aber gibt es überhaupt eine Friedensakademie, in der man sich damit auseinandersetzt, wie Frieden entsteht, wie Frieden gefördert werden kann, wie das Zusammenleben entsteht, wie das bessere Zusammenleben gestaltet werden kann? Das mögen vielleicht für den einen oder anderen utopische Gedanken sein, aber wir sind davon überzeugt, dass es realistisch ist und wir sind davon überzeugt, dass es auch realisiert werden kann. Wir gehen ja oftmals davon aus, dass Frieden im Grunde die Abwesenheit von Krieg ist, aber dem ist nicht so. So wie man in Krieg investiert, finanziell, materiell, personell und so weiter, muss und sollte man in den Frieden investieren, als Gegengewicht und als eine bessere Alternative für die Zukunft, für uns und für unsere Kinder.

*Möchten Sie zu den Projektaktivitäten noch irgendetwas ergänzen, worauf wir jetzt noch nicht eingegangen sind?*

*Mhammed El Carrouchi:* Vielleicht noch zu den Projektaktivitäten. Es ist nicht so, dass wir jeden Tag so ein Projekt gestalten und das bis zu den Vereinten Nationen vorbringen. Wenn ich jetzt einfach nur von unserem Verein, von AISA in Frankfurt rede: Wir haben regelmäßige spirituelle Treffen, im Schnitt so alle drei bis vier Wochen. Wir kommen zusammen, wir meditieren zusammen, wir singen zusammen, wir unterhalten uns. Das ist eine offene Veranstaltung, da ist jeder willkommen, egal ob muslimischen Glaubens oder nicht muslimischen Glaubens, egal ob überhaupt gläubig oder nicht gläubig. Es geht weniger darum, eine bestimmte Botschaft zu übermitteln, sondern es geht einfach nur darum, unter Umständen universelle Werte zu leben. Das sind so die kleinen Veranstaltungen, die wir alle drei bis vier Wochen feiern.

Wir feiern einmal im Jahr ein christlich-muslimisches Adventsfest. Das hört sich erstmal an: Was haben Muslime auf einem Adventsfest zu feiern? Ein Adventsfest ist eine Feierlichkeit zum Geburtstag Jesu. Das ist im Grunde das, was dahintersteckt, nach meinem Verständnis. Zurzeit ist das kalendarisch so, dass auch die Geburt des Propheten Mohammed in die Zeit Dezember, um die Zeit Weihnachten, fällt. Wir hatten das ohnehin immer einmal im Jahr gefeiert, also den Geburtstag des Propheten. Und 2015 hatten wir die Idee gehabt: Warum einfach nur mit den Muslimen, also mit den verschiedenen Musikgruppen und so weiter? Lasst uns doch einfach mal etwas anderes, lasst uns mal eine christliche, eine jüdische Gruppe dazu nehmen. Also haben wir einfach mal einen Aufruf gestartet, ein paar Anfragen hier und dort gestellt und der Gospelverein bei der Festeburgkirche in Frankfurt hat auf unsere Anfrage geantwortet. Der Chorleiter hat dann zurückgerufen und meinte so: „Kann das sein, dass ihr euch verählt habt? Wir sind ein christlicher Gospelchor und ihr feiert hier ein muslimisches Fest.“ Der war eigentlich überrascht

von der Anfrage und noch mehr überrascht, als wir gesagt haben: „Nein, wir haben uns nicht geirrt. Wir wollen euch dabei haben.“ Also kamen die dazu. Dann gab es verschiedene Gesangsgruppen, teilweise mystisch, teilweise weltlich und auch der Gospelchor hier von der Festeburgkirche Frankfurt. Die waren begeistert gewesen. Unsere Leute waren begeistert gewesen, dass mal etwas anderes dazu gekommen ist und aus der Veranstaltung heraus ist dann die Idee erwachsen: Lasst uns doch einfach mal eine gemeinsame Veranstaltung machen. Und seit 2016 feiern wir in der Festeburgkirche hier in Frankfurt um die Weihnachtszeit das sogenannte christlich-islamische Adventsfest. Das besteht dann aus orientalischen Gesängen, aus weltlichen Gesängen, aus christlichen Gesängen, aus arabischen Gesängen. Wir holen dann teilweise Musikgruppen aus Paris, aus Algerien, aus Marokko dazu. Dann gibt dieser Gospelchor eine offene Veranstaltung, zu der jeder willkommen ist. Die Besucher sind von kleinen Kindern, die noch auf dem Arm getragen werden bis zu über 90-jährigen Rentnern, die dorthin kommen. Es ist ungefähr so halbe-halbe von Muslimen und Christen besucht. Und wenn man sieht, wenn man aufeinander zugeht und offen ist, dann entsteht eine Bereicherung, von der beide profitieren können. Es lohnt sich auf den anderen zuzugehen. Ängste werden abgebaut, Vorurteile werden abgebaut, aber – und das ist das Interessante – es entsteht auch etwas Positives. Also es wird nicht nur etwas Negatives abgebaut, sondern es entsteht etwas Positives. Man gewinnt Freunde, man nimmt die Welt anders wahr, man merkt, dass der andere doch nicht so komisch ist, sondern, dass er im Grunde die gleichen Alltagsprobleme und Sorgen hat und man bereichert sich dann gegenseitig. Und seitdem machen wir das einmal im Jahr.

Und dann gibt es andere Organisationen in Frankreich, in Kanada und so weiter, die dann teilweise Konferenzen an Universitäten veranstalten. Wir in Frankfurt nehmen dann auch an so kleineren Veranstaltungen teil, die für das Zusammenleben stehen. Seit neuestem sind wir bemüht, auch an UN-Projekten teilzunehmen. Im kleineren Rahmen erstmal, aber ich bin da zuversichtlich, dass es bald auch etwas größere Dimensionen bekommen wird.



Foto: Mhammed El Carrouchi – Spirituelle Zusammenkunft





Foto: Mhammed El Carrouchi – Spirituelle Zusammenkunft

*Sie haben erzählt, dass der AISA Verein auf nationaler, aber auch auf internationaler Ebene Kontakte hat und vernetzt ist. Wie sieht sich der Verein in der Gesellschaft?*

*Mhammed El Carrouchi:* Wir sehen uns im Grunde als Bindeglied. Wir sehen uns als Bindeglied zwischen den religiösen und nicht religiösen, den gesellschaftlichen und weltlichen Teilen. Unsere Idee ist: Wie schaffen wir eine Plattform, in der sich Menschen begegnen können, in der Menschen aufeinander zugehen können? Und das versuchen wir auch dadurch zu realisieren, dass wir unsere Projekte nicht nur im Namen von AISA organisieren, sondern vor allen Dingen mit Partnern zusammen. Also gleichberechtigte Partner, die aus einer Idee heraus ein gemeinsames Projekt realisieren und so die Möglichkeit schaffen, den größtmöglichen Einfluss oder zumindest die größtmögliche Resonanz zu erzielen. Wir sind keine NGO à la Greenpeace, die ein paar größere Think-Tanks hat und mit größeren Budgets und so weiter. Wir stehen noch am Anfang, aber wir sehen uns als eine Plattform. Als eine Plattform, die sich darin engagiert, dass Aktionen entstehen, die eine Kultur des Friedens fördern. Alleine zu diesem „Tag des internationalen friedlichen Zusammenlebens“, da kommt eigentlich unsere gesellschaftliche Stellung deutlich hervor. Ein Tag, der zur Versöhnung einlädt, ein Tag, der zur Hoffnung einlädt und ein Tag, der auch zur Aktion einlädt. Eine Versöhnung mit sich selbst. Eine Versöhnung mit unseren Familien, mit unseren Mitmenschen im Respekt mit der Vielfältigkeit, die uns Menschen oder unsere Gesellschaften eigentlich charakterisiert. Ein Tag aber auch, der zur Hoffnung einlädt. Hoffnung zu einer Veränderung, zu einer positiven Veränderung, die dadurch entsteht, dass wir aufeinander zugehen, um uns auch gegenseitig besser zu verstehen. Und vor allen Dingen auch ein Tag zum gemeinsamen Handeln, damit die Synergien dazu genutzt werden, für eine gemeinsame Zukunft, die für alle gut ist. Da sehen wir uns. In kleinen Schritten wird sozusagen die Aufmerksamkeit größer, aber es ist nicht wichtig, dass die Aufmerksamkeit auf



Foto: Mhammed El Carrouchi – Internationaler Tag des friedlichen Zusammenlebens

AISA gerichtet wird. Uns ist es wichtig, dass die Aufmerksamkeit auf die Idee gerichtet wird. Eine Idee, die nicht nur von uns getragen wird, sondern eine Idee, die auch von den Partnern und von den anderen, von Regierungen und dergleichen, mitgetragen wird.

*Sie haben bereits angesprochen, dass Sie durch diese Aktivitäten versuchen, Ängste oder Vorurteile abzubauen und eben auch etwas Positives aufzubauen, beispielsweise Freunde zu gewinnen. Welchen Beitrag leistet denn der Verein konkret für die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund?*

*Mhammed El Carrouchi:* Wir haben jetzt keine Projekte, die bewusst zur Integrationsförderung beitragen oder Flüchtlingshilfe und dergleichen. Was wir versuchen, ist sozusagen einen intellektuellen oder geistigen Beitrag dazu zu liefern. Einen Beitrag, dass eine Kultur entsteht oder gefördert wird, in der man aufeinander aufmerksam wird, neugierig wird und dadurch Vorurteile abgebaut werden. Wir haben bei unseren Veranstaltungen, die wir regelmäßig durchführen, Partner, die teilweise in der Flüchtlingshilfe tätig sind. Wir haben Integrationsdezernenten dabei. Wir haben Musikgruppen, die aus der arabischen Welt stammen, um einfach darauf aufmerksam zu machen, dass diese Menschen auch eine Kultur haben. Eine Kultur, die unter Umständen bereichernd ist. Und wir sind der Überzeugung, dass wir dadurch, dass wir die Projekte mit anderen Partnern zusammen realisieren, als gleichwertige Partner gesehen werden, wie zum Beispiel mit diesem christlich-muslimischen Adventsfest. Dass wir ein Signal senden können, dass wir alle ein Teil dieser wunderbaren Gesellschaft sind, dass es sich lohnt, die Werte dieser Gesellschaft nicht nur zu verteidigen, sondern zu fördern, sich mit ihnen zu identifizieren und einen Beitrag dazu zu leisten. Das ist die Rolle, in der wir uns zumindest in dem jetzigen Stadium sehen. Wir sind aber dafür, dass dann in der Hinsicht auch andere Projekte demnächst folgen werden.

*Welche Wünsche haben Sie für die Zukunft des Vereins?*

*Mhammed El Carrouchi:* Das Erste ist tatsächlich, wie gesagt, diese Friedensakademie. Eine Akademie, die sich damit beschäftigt, wie das friedliche Zusammenleben gefördert werden kann, die sozusagen den gesellschaftlichen Akteuren Ideen, Hilfsmittel mit auf den Weg gibt, wie sie das in ihrer täglichen Arbeit einbringen und gestalten können. Ein anderer Wunsch oder ein anderer Traum ist die Hoffnung eines Haus des Friedens. Wir haben ja zum Beispiel dort in Berlin, ich glaube da am Brandenburger Tor, ich glaube, das nennt sich sogar Haus des Friedens, wenn ich mich nicht irre. Jedenfalls ist da am Brandenburger Tor dieser Gebetsraum, in dem alle Religionen beten können. Ich wünsche mir, dass es überall ein sogenanntes Haus des Friedens gibt. Ein Haus, das allen Religionen, allen religiösen Gruppierungen, aber auch nicht religiösen Gruppierungen zur Verfügung steht, um dort gemeinsame Projekte zu realisieren. Es gibt ein erstes Projekt, das bis jetzt realisiert wurde von unserem Verein, also nicht von uns in Frankfurt, sondern von den Holländern. Ich glaube in Almere, ein Haus des Friedens. Das Haus steht den Pfadfindern, allen verschiedenen Konfessionen, anderen gesellschaftlichen Gruppierungen zur Verfügung, damit dort ein Gedankenaustausch und damit dort eine Plattform stattfinden kann.

Aber wie gesagt, ein Traum ist es, dass tatsächlich eine Kultur der Hoffnung entsteht. Eine Kultur, dass wir gemeinsam zu weitaus mehr imstande sind, als wir heute das können und eine Hoffnung entsteht, dass ein gemeinsames Handeln für alle Beteiligten eine positive Zu-

kunft schafft. Eine Zukunft, in der eine Gleichberechtigung von Mann und Frau möglich ist. Wir sind hier in Deutschland sehr weit gekommen, aber perfekt ist es noch lange nicht. Eine Gesellschaft, in der Umweltschutz nicht nur aus der ökonomischen Brille betrachtet wird, sondern auch als Schutz, weil die Natur schön ist, weil sie es wert ist, geschützt zu werden. Das muss sich nicht wirtschaftlich tragen. Ob es jetzt eine Erderwärmung gibt oder keine Erderwärmung gibt, kein Umweltschutz darf aus der Angst entstehen, dass die Welt untergeht. Sondern ein Umweltschutz deswegen, weil die Umwelt so schön und so wunderbar ist und es sich lohnt, sich dafür einzusetzen. Also kein Handeln aus der Angst heraus, sondern ein Handeln aus einer offenen, aus einer positiven Einstellung heraus. Das sind vielleicht so in Kürze die Wünsche und Hoffnungen.

*Gibt es von Ihrer Seite Ergänzungen oder etwas, was Sie uns gerne noch mit auf den Weg geben wollen?*

*Mhammed El Carrouchi:* Für mich steht die Hoffnung, dass vielleicht eine Zusammenarbeit entsteht. Vielleicht können Sie uns dabei helfen, den Internationalen Tag des friedlichen Zusammenlebens besser zu gestalten. Es ist einfach der Wunsch, dass wir mehr Menschen für die Idee begeistern können.

*Das hört sich sehr gut an. Vielen Dank Herr El Carrouchi für das interessante Gespräch.*



Foto: Mhammed El Carrouchi – Internationaler Tag des friedlichen Zusammenlebens



## PASSPORT



Majid Hamdouchi

- ◆ Geboren in Ludwigsburg ◆
- ◆ Arzt ◆
- ◆ Vorsitzender des Aamana e.V. ◆

**„Wir erwarten nicht nur was von euch, sondern wir geben auch was zurück.“**

Dr. med. Majid Hamdouchi ist Gründer und Vorsitzender des Aamana e.V. in Frankfurt. Der Verein wurde im Juni 2010 gegründet und bietet eine Plattform für Integration, Bildung und Gesundheit. Der Verein möchte die Kommunikation zwischen den verschiedenen Kulturen verbessern.

Da Dr. med. Majid Hamdouchi selbst Arzt ist, liegen ihm die medizinischen Projekte besonders am Herzen. Während der *medizinischen Touren* können Menschen in den ländlichen Gebieten Marokkos behandelt werden. In schwierigen Fällen, wie z. B. lebensnotwendigen Operationen, werden die Patienten zur Behandlung nach Deutschland gebracht. Alle Aktionen werden durch Spenden und ehrenamtliche Mitarbeit bewältigt.

*Herr Hamdouchi, was war der erste Moment, an dem Sie über die Gründung des Aamana Vereins nachgedacht haben?*

*Majid Hamdouchi:* Eine tolle Frage. Ja, also es kam damals ein Herr auf mich zu, einer meiner Patienten und sagte mir, dass er gerne einen Verein gründen würde und er an mich gedacht hat, weil ich immer sehr sozial engagiert war, ob ich nicht mitmachen würde. Das war eigentlich der Auslöser. Im Kopf hatte ich es immer, aber ich habe keine Initiative gehabt. Ich brauchte jemanden, der mich anspricht. Und dieser Herr, der hat mich angesprochen und das war eigentlich der Beginn dieser ganzen Geschichte. Wir haben uns dann hingesetzt, haben gedacht: Wo gibt es Lücken in unserer Gesellschaft, in der marokkanisch-deutschen Gesellschaft? Wo brauchen wir Unterstützung? Und da ist die Idee von Aamana e.V. entstanden. Der Name Aamana bedeutet „das Anvertraute“ auf Arabisch. Wenn man etwas gibt, ein Geschenk, dann ist das „meine Aamana“ an die Person. Und ich dachte, in Deutschland kann das ganz gut ausgesprochen werden und international auch – deshalb Aamana e.V.

*Wie ging der Prozess weiter? Welche Schritte haben Sie unternommen, um Ihre Ideen umzusetzen und den Verein letztendlich auch zu gründen?*

*Majid Hamdouchi:* Ich habe mit vielen Leuten gesprochen, die schon Vereinserfahrung hatten oder auch in der Phase einer Gründung waren. Wir haben uns zusammengesetzt und gedacht, „Plattform für Integration, Bildung und Entwicklung“ würde das zusammenfassen, was wir als Ziel hatten. Bildung, weil die Bildung natürlich für den Menschen sehr wichtig ist, eigentlich das Wichtigste, um hier Anerkennung zu haben und erfolgreich zu sein. Integration gehört dazu, das fließt mit ein, weil wir auch die andere Seite von Integration wollten. Das heißt nicht nur, dass wir erwarten, dass die Deutschen uns anerkennen und die Integration verstehen, sondern dass wir sie auch mit integrieren, dass wir sagen: „Wir erwarten nicht nur was von euch, sondern wir geben auch was zurück.“ Die Menschen, die hier erfolgreich sind, geben ihr Potenzial zurück an Deutschland. Da haben wir gedacht, das ist ein sehr großes Ziel. Wir können die

Foto: Majid Hamdouchi – Porträt







Foto: Majid Hamdouchi – Mit Familie in Freudental bei Stuttgart



Foto: Majid Hamdouchi – Mit Familie in Freudental bei Stuttgart

Entwicklung in Marokko oder in ländlichen Regionen natürlich nicht beeinflussen. Wir können kleine Projekte starten, Brunnen oder Krankenhäuser oder medizinische Zentren. Deshalb haben wir uns vor Kurzem entschlossen, den Namenszug auf „Plattform für Integration, Bildung und Gesundheit“ zu verändern. Zumal ich als Vorsitzender von Aamana e. V. selber Arzt bin und wir für die medizinischen Touren bekannt sind, die wir in Marokko machen, wie „Ärzte ohne Grenzen“. Diese Touren machen wir ein- bis zweimal im Jahr in verschiedenen Regionen und in diesen Touren lernen wir Patienten kennen, die in Marokko nicht medizinisch versorgt werden können und dann holen wir sie nach Deutschland. Natürlich in geringer Zahl, weil das sehr aufwendig und spendenbezogen ist und jeder Fall zu Ende gebracht werden muss. Wir können keinen Fall herholen, Hoffnung schüren und dann sagen: „Hat nicht geklappt. Auf Wiedersehen!“, das können wir nicht. Wir bringen jeden Fall zu Ende, so gut es geht. Und Gott sei Dank hat es bisher geklappt. Wir haben zehn Fälle in diesen sieben Jahren behandeln können. Das sind große Operationen teilweise, Herzoperationen, Herzschrittmacher oder Rettung vor einer Beinamputation. Jetzt haben wir aktuell den Fall Walid, der vor fünf Jahren unglücklich gestürzt ist und sich eine Fraktur an der Halswirbelsäule zugezogen hat und dadurch querschnittsgelähmt ist. Der ist jetzt seit acht Monaten in Deutschland und da versuchen wir auch zu helfen. Deshalb haben wir den Schwerpunkt in unserem Namenszug auf Bildung, Integration und Gesundheit definiert.

*Sie haben bereits einige Aspekte im Hinblick auf die Ziele angesprochen, dass beispielsweise durch die medizinischen Touren und die Fälle die Vereinsarbeit sehr medizinisch geprägt ist und dieser Teil das Ziel Gesundheit abdeckt. Vielleicht können Sie noch einmal genauer auf die zwei Bereiche Bildung und Integration eingehen.*

*Majid Hamdouchi:* Also Bildung – auch in meinem Beruf werde ich mit Schülern und Studenten konfrontiert, die ihr Studium oder

ihre Schulausbildung nicht zu Ende bringen können oder wollen, aus verschiedenen Gründen. Da gehe ich zum Beispiel direkt auf die Schulleiter zu oder kontaktiere sie. Es gibt manchmal Fälle, zum Beispiel, dass ein Schüler sein Abitur nicht zu Ende bringen kann, weil es irgendwelche familiären Konflikte gibt und er oder sie sich alleine gelassen fühlt. Da gibt es manchmal nur einen kleinen Gesprächsbedarf und dann kann man schon die Familie integrieren oder auch die Schülerhilfe nutzen, wenn es Defizite in Mathematik oder in anderen Bereichen gibt. Da kann man durch ganz gezielte Maßnahmen die Motivation des Schülers wieder voranbringen. Oder da gibt es eine Lehrerin in einer Sonderschule, die ganz schwierige Fälle hat, die Konzentrationsprobleme haben oder kriminelle Jugendliche, die aus der Bahn geworfen wurden. Die kommen dann auch teilweise zu mir und machen Praktika und ich gebe denen viele Tipps, wie ich selber Arzt geworden bin als ein Migrationskind und das motiviert sie natürlich. Sie sehen dann: Es gibt nicht nur die Negativbeispiele, es gibt auch Positivbeispiele, die man greifen kann. Das Problem ist in diesem Alter, in der jugendlichen Zeit, die Identitäts- und Identifikationskrise: Wer bin ich? Wohin möchte ich? Was kann ich? Und wenn ich da ein paar Impulse bekomme von außen, die mich wirklich berühren und auch realistisch sind, kann das viel bewirken. Das ist die eine Sache, dass wir die Leute, die Schüler und die Studenten dazu bringen, ihre Ausbildung zu Ende zu bringen, was sehr wichtig ist. Zweitens versuchen wir im Bereich Bildung auch in Marokko, dass wir Leute sensibilisieren, dass Bildung sehr wichtig ist. Dass wir zum Beispiel helfen, Schulen zu errichten oder zu renovieren, sodass die Schüler auch in ländlichen Gebieten eine Motivation haben. In den Dörfern in Marokko sind die Verhältnisse manchmal verheerend, sodass sich die Schüler gar nicht konzentrieren können. Manchmal, weil es sehr kalt ist oder weil es durch das Dach regnet oder durch die Fenster. Da kann man durch kleine Maßnahmen die Schüler motivieren. Und was Großes, was wir noch geplant haben, ist die Bildungsmesse, die Bildungsmesse mit der Stadt Frankfurt und in Kooperation mit KUBI,

also der Verein für Kultur und Bildung in Frankfurt. Unser Ziel ist es auch, nicht nur als Alleingänger durch die Welt zu gehen, sondern mit Vereinen zu kooperieren, die in entsprechenden Bereichen Erfahrung haben. Bei der Bildungsmesse wollen wir durch Workshops die Leute mobilisieren, die Leute sensibilisieren für die Bildung und Ausbildung der Migrationskinder in Deutschland. Damit Eltern verstehen, dass Bildung eigentlich das Wichtigste ist für alles in der Zukunft, selbst für die Religion, die für viele sehr wichtig ist. Und dass es sehr wichtig ist, dass die in Deutschland geborenen Kinder die Sprache beherrschen und dass wir das Maximum an Bildung erzielen. Da muss man die Leute sensibilisieren, auch aus den Häusern rauslocken und ihnen die Ängste wegnehmen und vielleicht auch ihre Denkweisen und Strukturen ein bisschen verändern.

Und dann gibt es noch den Punkt Integration. Integration bedeutet, dass Menschen, die in Deutschland ankommen, dass wir sie hier integrieren. Das heißt, wenn sie Probleme haben mit Ämtern, kein Deutsch verstehen, dann versuchen wir, die entsprechenden Menschen zu mobilisieren und Sozialarbeiter oder Kontakte zu Caritas, Pro Familia, herzustellen, damit Integration gefördert wird, oder auch, um bei jeglichen Defiziten, bei jeglichen Problemen, zu helfen. Sei es, weil sie die Sprache nicht können, sei es, weil sie die Kultur nicht verstehen, sei es, weil sie alltägliche Probleme haben. Wir haben so ein Netzwerk aufgebaut und Kontaktpersonen, die dann eintreten für das Problem.

*Blicken wir noch einmal auf den Verein: Welche Entwicklung hat er durchlaufen, von seiner Gründung bis heute?*

*Majid Hamdouchi:* Oh ja, das ist eine gute Frage. Also wir machen viel Entwicklung durch. Was sich immer wieder verändert sind die Menschen, die aktiven Menschen. Am Anfang wussten wir nicht genau: Was wollen wir? Wohin wollen wir? Was können wir erreichen? Und jetzt weiß ich, was gemacht werden muss, um etwas zu

erreichen. Das heißt, die Vereinsarbeit hat klare Positionen definiert in diesen drei Bereichen Bildung, Integration und Gesundheit und ich weiß in diesen Bereichen ganz konkret, was ist machbar und was ist nicht machbar. Diese Träumereien, die wir am Anfang hatten, dass wir große Veränderungen machen können – die Realität hat uns da ganz schnell wieder nüchtern gemacht. Und es gibt so ganz banale Sachen, zum Beispiel wenn wir etwas nach Marokko verschicken wollen, Hilfsmittel zum Beispiel im Zuge der medizinischen Touren, da gibt es große Probleme. Da mussten wir lernen, dass es nicht einfach ist, einfach alles nach Marokko zu schicken. Dann bleibt es an der Grenze und es wird nicht eingelassen. Inzwischen habe ich auch ganz wichtige Kontakte in Marokko und wenn ich Probleme haben sollte mit irgendwelchen Dingen, gibt es entsprechende Ministerien und Ansprechpersonen, die mir dann auch helfen würden. Das ist das, was ich jetzt zum Beispiel als Unterschied sehen würde. Damals wusste ich nicht: Was mache ich bei einem Problem? Wenn ich ein Problem habe, wen kann ich in Marokko erreichen, wer ist der Ansprechpartner? Inzwischen ist unser Verein bekannt, hat sich integriert und hat auch einen Namen, weil ich viele Ministerien persönlich besucht habe mit unseren Vereinsmitgliedern. So haben wir einen direkten Bezug, direkte Ansprechpartner, das ist eine große Erleichterung. Und ich weiß auch ganz genau im Verein, wen kann ich für was begeistern. Nicht wie früher: Alle machen bei allen Sachen mit. Das gibt es nicht, das ist unrealistisch. Das sind Lernprozesse, die wir durchmachen.

*Da der Verein, wie Sie selbst schon erzählt haben, durch Projektarbeit gekennzeichnet ist, möchte ich genauer auf die Aktivitäten des Vereins eingehen. Welche besonderen Projekte hat der Aamana Verein durchgeführt?*

*Majid Hamdouchi:* Worauf ich stolz bin: Mit einem anderen Verein haben wir im Zuge der Förderung der Bildung in der Nähe von Agadir,



Foto: Majid Hamdouchi – Auf medizinischer Tour in Marokko



Foto: Majid Hamdouchi – Auf medizinischer Tour in Marokko





Foto: Majid Hamdouchi – Auf medizinischer Tour in Marokko

Mädchen in einem Internat ermöglicht, dass sie ihre Ausbildung zu Ende machen, in Kooperation mit verschiedenen Fördermitgliedern. Dieses Geld haben wir verwendet, damit die Schulausbildung durchgeführt werden kann. Wir konnten für sie auch Fahrräder kaufen, damit sie unabhängig sind von den öffentlichen Verkehrsmitteln, da sie in einer Region gelebt haben, wo die Infrastruktur nicht sehr gut ist. Dass wir also die Autonomie dieser Mädchen einerseits und auch die Bildung andererseits gefördert haben, darauf bin ich sehr stolz. Und die Projekte, durch die wir sehr bekannt sind, sind eigentlich diese Fälle, diese medizinischen Fälle, die wir nach Deutschland holen und die wir bisher immer erfolgreich beendet haben. Wir machen natürlich auch kulturelle Events, zum Beispiel „50 Jahre Marokkaner in Deutschland“. Und wir nehmen auch marokkanische Nationalfeiertage als Anlass, um dann Sänger nach Deutschland zu holen, um unsere Projekte vorzustellen. Weil das Auge und die Ohren, wie wir wissen, müssen auch versorgt werden. So können wir durch Entertainment die Leute auch näher an unsere Projekte heranbringen.

*Welche Auswirkungen haben diese Projekte ihrer Meinung nach für den Verein, für die beteiligten Personen und für die Gesellschaft?*

*Majid Hamdouchi:* Ich kann hier natürlich nur mutmaßen. Also insgesamt würde ich sagen, dass unser Ziel ist, dass wir die Leute sensibilisieren und motivieren, in diesen Bereichen aktiv zu sein, in Integration, Bildung und Gesundheit. Was ich auch gesehen habe, ist, dass ehemalige Vereinsmitglieder eigene Vereine gegründet haben

und somit Aamana e. V. als Multiplikator dient, was mich sehr glücklich macht. Wir kooperieren konstruktiv mit diesen neu gegründeten Vereinen. Das sind einmal die Ergebnisse, die Früchte sozusagen. Und ich freue mich sehr, dass wir den Diwan Award gewonnen haben, in dem Vereinsbereich. Das hat uns allen sehr gut getan und auch eine sehr starke Wertschätzung gegeben, dass unsere Arbeit auch ankommt. Das ist sehr wichtig, weil jeder Verein, jeder Mensch auch eine Wertschätzung haben möchte. Und wenn wir so eine Anerkennung haben, dann haben wir auch Bestätigung für unsere Arbeit, dass wir etwas Gutes tun für die Menschen. Deshalb denke ich, die Außenwirkung ist positiv. Dass es Kritiker gibt, das ist klar. Wer in der Öffentlichkeit ist, der hat immer Kritiker und das ist auch gut so. Ich sehe jede Kritik als eine konstruktive Kritik.

*Wie sieht sich der Aamana Verein selbst in der Gesellschaft?*

*Majid Hamdouchi:* Also in der deutschen Gesellschaft haben wir noch nicht die Anerkennung, die ich gerne haben würde. Dafür arbeiten wir daraufhin, dass wir mehr Anerkennung in der deutschen Community bekommen. In der marokkanischen Community sind wir bereits sehr bekannt, zumal ich einige öffentliche Auftritte im marokkanischen Nationalfernsehen hatte, wo ich über unsere Vereinsarbeit geredet habe. Das zweite Programm „Deuxième“ hat über uns berichtet und wird demnächst wieder nach Deutschland kommen und uns auch auf der medizinischen Tour begleiten, sodass unsere Arbeit in Marokko und in der marokkanischen Community in Deutschland bekannt ist. Aber wie gesagt, in der deutschen Community sind wir noch viel zu unbekannt. Und das bedeutet, dass wir noch nicht angekommen sind, dass wir unser Ziel noch nicht erreicht haben. Das Ziel ist, dass uns auch die deutsche Community diese Anerkennung gibt und versteht, was wir machen und uns auch bei der Integration unterstützt.

*Welchen Beitrag leistet der Aamana Verein konkret für die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund?*

*Majid Hamdouchi:* Ich denke, da machen wir schon sehr viel. Man kann aber nie genug machen. Ich mache auch im Namen des Vereins einerseits die Aufklärung in den Moscheen. Also ich gehe während des ganzen Jahres in die Moscheen und besonders im Ramadan mache ich da eine Aufklärung bezüglich Gesundheit, spreche aber auch soziale Probleme an. Drittens, dadurch, dass wir die Bildung, also die Problematik der abnehmenden Bildung der Migranten oder in der marokkanischen Community in Deutschland thematisieren, sensibilisieren wir die Leute und ich denke, dass wir sie auf diesem Gebiet unterstützen. Und was sehr wichtig ist, dass dieses Image, teilweise dieses Negativimage der marokkanischen Community in Deutschland, das durch die aktuellen Umstände passiert ist, durch das Silvesterereignis damals und auch die jüngsten Ereignisse, dass auch diese Islamfrage in der letzten Zeit zeigt, dass wir viel machen müssen. Da ist noch sehr viel Arbeit vor uns, dass wir sagen, dass

unsere Community nicht nur aus Religion besteht, sondern sie hat auch eine Kultur und wir haben auch einen Bildungsauftrag, den wir umsetzen wollen. Und die Bereitschaft, sich hier in Deutschland zu integrieren, ist weitaus größer als nach außen bekannt. Da müssen wir mehr Aufklärungsarbeit machen in beide Richtungen, sodass die deutsche Community auch die positiven Beispiele sieht und die marokkanische Community auch viel mehr dazu beiträgt, sich zu integrieren, aktiv dazu beiträgt und nicht nur in dieser Passivhaltung ist: „Deutschland muss was machen.“, sondern: „Ich muss was machen, ich selber muss was machen und nicht Deutschland muss was machen.“

*Welche Wünsche haben Sie in der Zukunft für den Verein?*

*Majid Hamdouchi:* Also in Marokko haben wir schon einen Namen, da läuft es sehr gut mit den medizinischen Touren. Wo ich das Manko oder eine Lücke noch sehe, ist, dass wir in Deutschland mit anderen Vereinen zusammen, dass wir nach vorne treten und einfach sagen: So sieht es aus, wir haben das erreicht, wir haben sehr viele Kompetenzen in der Marokko-Community. Wir müssen diese Kompetenzen mobilisieren, dass sie auch zusammenarbeiten, dass die Vereine zusammenarbeiten und nicht jeder nur für sich selber arbeitet und nicht ständig neue Vereine gegründet werden, sondern dass Vereine, die schon da sind, einfach ihre Arbeit betonen. Und wir brauchen nicht noch einmal tausend neue Vereine, die sich nach einem Jahr auflösen, sondern dass die, die sich schon integriert haben, nach außen treten. Wir können da mehr Öffentlichkeitsarbeit leisten in der deutschen Community, da sehe ich noch sehr viel Handlungsbedarf. Das wünsche ich mir, dass es mehr in diese Richtung geht. Und dass wir natürlich dadurch auch Unterstützung bekommen von Deutschland, eben auch ganz gezielt Fördergelder, damit wir mehr in diesem Bereich machen können. Und ich würde mich sehr freuen, wenn wir so weit kommen, dass Aamana eine Institution wird, in der Menschen angestellt werden können, um diese Arbeit professionell zu machen und nicht nur ehrenamtlich. Das wäre ein großes Ziel, ja ein Wunsch.



Foto: Majid Hamdouchi – Auf medizinischer Tour in Marokko

*Gibt es noch etwas, das Sie uns gerne erzählen oder mitgeben möchten?*

*Majid Hamdouchi:* Na ja, was ich mir wünsche, ist, dass die ganzen Communities mit Migrationshintergrund, dass die mehr Öffentlichkeit, mehr Aufmerksamkeit bekommen. Ich finde, in der letzten Zeit ist man relativ unfair damit umgegangen. Durch diese Flüchtlingsfrage hat man alles in den gleichen Topf geworfen, also Ausländer, Migration, Flüchtlingsproblematik – alles in einen Topf, das finde ich nicht gut. Also man muss da schon trennen zwischen politisch Verfolgten und Menschen, die hier in Deutschland geboren sind und Ärzte oder Rechtsanwälte geworden sind. Man muss immer fair bleiben. Und da finde ich, sollte man mehr drauf achten. Man sollte auch vielleicht in den deutschen Medien, auch im Fernsehen, Radio, öfter solche Sendungen anbieten, wo Positivbeispiele auch mal zu Wort kommen. Das muss nicht ich sein oder Aamana, aber es muss irgendjemand sein, der wirklich Positives geleistet hat und auch als Positivbeispiel dargestellt wird. Mir ist das zu einseitig in letzter Zeit in den Medien gewesen. Das wünsche ich mir. Und ganz am Schluss würde ich noch sagen, dass die Marokko-Community nicht nur durch die Islamfrage definiert werden sollte. Der Islam ist eine Religion, die alle respektieren sollten, aber der Mensch besteht nicht nur aus Religion, er hat Kultur, er hat Seele, er hat viele verschiedene Anteile und man sollte die auch zur Geltung bringen und auch in der Öffentlichkeit nicht nur sagen: „Also die Marokkaner oder Nordafrikaner sind Moslems und potenzielle Terroristen“, sondern es gibt die Religion und Religion kann auch was Friedliches bewirken. Die Islamfrage also nicht nur in den Vordergrund stellen, sondern vielmehr die Kultur und die Integration, das würde ich mir wünschen.

*Vielen Dank, Herr Hamdouchi, für dieses Gespräch. Ich wünsche Ihnen persönlich und für den Aamana Verein alles Gute, dass Sie die Zukunft so gestalten können, wie Sie sich das vorstellen.*

*Majid Hamdouchi:* Bei uns sagt man: „Inshallah! So Gott will.“ Ich danke auch für das Interesse an unserem Verein, tausend Dank!



Foto: Majid Hamdouchi – Ernährungsberatungstermin in der El Fath-Moschee, Offenbach am Main



## PASSPORT



Mohamed Bouziani

- Geboren in Nador •
- BRD seit 1972 •
- Vereinsvorsitzender des Islamisch-Marokkanischen Kulturzentrums •

### „Unsere Gemeinde ist inzwischen gewachsen und interkultureller geworden.“

Mohamed Bouziani ist Vereinsvorsitzender des Islamisch-Marokkanischen Kulturzentrums mit Sitz in der Arrahman Moschee in Hilden. Aus einem Verein von Gastarbeitern, die sich in einer Baracke zum Karten spielen trafen, entwickelte sich ein Kulturzentrum, das inzwischen unter anderem interkulturelle Veranstaltungen und Predigten für Muslime und Nicht-Muslime bietet.

*Herr Bouziani, wie sind Sie nach Hilden gekommen?*

*Mohamed Bouziani:* Ich kam direkt nach der Schule nach Deutschland. Das war am 18. Dezember 1972. Ich reiste zunächst von Nador über Zaio nach Casablanca. Dort ging es mit dem Schiff nach Marseille und von da aus über München weiter nach Mönchengladbach, wo ich für drei Monate im Baugewerbe arbeitete. Verwandte in der Firma haben sich darum gekümmert, dass ich einen Arbeitsvertrag erhalte. Im Mai 1973 bin ich dann nach Hilden umgezogen. Ich begann dort in einer Verzinkereifirma, in der ich bis 2003 blieb. Vom Verzinker arbeitete ich mich erst zum Schichtführer und dann zum Qualitätskontrolleur hoch. 2004 machte ich mich selbstständig im Einzelhandel mit dem Verkauf von Handys. Mit dem Bau der Moschee habe ich das Geschäft aber aufgegeben und ab 2009 angefangen im Einzelhandel zu arbeiten. Seit 2015 bin ich in Rente.

*Welche Pläne hatten Sie, als Sie in Deutschland ankamen?*

*Mohamed Bouziani:* Als Erstes hatte ich die Idee, nach ein paar Jahren zu studieren. Das ging aber nicht, weil meine Eltern zu alt waren und kein eigenes Einkommen hatten. Ich war der älteste Sohn und musste meine Familie finanziell unterstützen. Daher musste ich arbeiten.

*Wie war die Zeit in der Verzinkereifirma?*

*Mohamed Bouziani:* Als ich nach Hilden umgezogen bin, habe ich viele Marokkaner getroffen. 80 Prozent der Mitarbeiter in der Verzinkerei waren Marokkaner. Sie waren sehr beliebt beim Arbeitgeber, weil sie die Arbeit verrichten haben, die die Deutschen nicht machen wollten. Wir haben viel und hart gearbeitet, mit Zink und Säure, und auch gut verdient. Frei hatten wir aber kaum. Im Dreischichtsystem



Foto: Faalho, Inejji – Porträt





Foto: Rahim Hajji – Außenansicht der Arrahman Moschee in Hilden

den ersten Antrag bei der Stadt Hilden. Von 1978 bis 1982 haben wir dann eine Baracke bekommen. Die war unser Treffpunkt für Freizeitaktivitäten. Dort sind wir zusammengekommen, um miteinander Karten zu spielen. Einen kleinen Raum in der Baracke haben wir als Gebetsraum genutzt. Wir beteten dort einzeln, ohne einen Imam zu haben. So fing alles an. Der kleine Gebetsraum wurde mit der Zeit immer voller und die Leute, die kamen, älter. Sie gingen nicht mehr in die Disko, wie früher, sondern hatten auf einmal Familie. Ende der 80er Jahre war nämlich Familiennachzug. Es gab dann den Bedarf, die Kinder religiös und sprachlich zu erziehen. Daher stieg das Interesse am Gebet, am Sprachunterricht und an einem gemeinsamen Ort.

Die rechtlichen Grundlagen änderten sich. Holzbaracken durften keine Versammlungsstätte mehr sein. Daher stellte die Stadt Hilden den Marokkanern und Türken 1982 eine frei gewordene Grundschule auf der Walder Straße zur Verfügung. Dort nutzten wir einen Raum als Treffpunkt und die obere Etage als Gebetsraum. Zu dieser Zeit haben wir einen marokkanisch-stämmigen Imam aus Belgien geholt. Er ist bis 2007 bei uns geblieben.

Anfang der 1990er Jahre, als die ersten Asylanten aus dem Balkankrieg kamen, wurden neben der ehemaligen Grundschule Container gebaut, um den Geflüchteten Raum zu geben. Das reichte aber nicht aus. Damit die Geflüchteten Platz hatten, mussten die Marokkaner und Türken in ein Gebäude zusammenziehen. Mitte der 90er haben die Türken ihre eigene Moschee in der Otto-Hahn-Straße gebaut. Somit hatten wir die Grundschule wieder für uns.

2007 bat die Stadt Hilden die marokkanische Gemeinde, sich um ein neues Gebäude zu kümmern, weil die Grundschule abgerissen werden sollte.

2008 haben wir das Grundstück gekauft und darauf die Moschee gebaut. Am 1. Juli 2012 sind wir in die neuen Räumlichkeiten eingezogen. Um zwischenzeitlich eine Moschee zu haben, sind wir von 2010 bis 2012 von der Grundschule in der Walder Straße in die Albert-Schweitzer-Schule umgezogen.

*Wie wurde der Bau der Moschee finanziert?*

*Mohamed Bouziani:* Die Bausumme betrug 2,4 Millionen Euro. 90 Prozent dieser Summe wurde von MarokkanerInnen gespendet. Es war keine Seltenheit, dass Einzelne 20.000 Euro gespendet haben. Jeden Freitag sind wir zu Moscheen in Holland, Belgien und in die skandinavischen Länder gefahren, um auch Spenden von außerhalb zusammenzubekommen. 600.000 Euro haben wir insgesamt von den dortigen Muslimen erhalten. 800.000 Euro haben wir von der marokkanischen Regierung und eine Million aus Spenden von Marokkanern in Hilden und Umgebung bekommen.

*Welche Veranstaltungen bietet die Moschee als Kulturzentrum ihren Besuchern?*

*Mohamed Bouziani:* Wir arbeiten sehr eng mit der Stadt Hilden und dem Kreis Mettmann zusammen. Zweimal im Jahren veranstal-

kannten wir keine Feiertage und kein Wochenende. Da haben wir immer gearbeitet, 24 Stunden am Stück, wenn es gewünscht war.

Während dieser Zeit wohnten wir in einer Baracke aus Holz. Vier Personen waren jeweils in einem Zimmer mit zwei Etagenbetten. Wenn der Meister Leute brauchte, kam er und klopfte an die Tür. Er fand immer Leute zum Arbeiten. Von 1973 bis 1975 lebte ich dort.

Auch wenn wir damals sehr hart gearbeitet haben, hatten wir sehr viel Spaß und haben immer in unserer Holzbaracke gefeiert. Die Firma veranstaltete auch jedes Jahr ein Betriebsfest. Dafür wurden fünf bis sechs Lämmer geschlachtet und auf dem Betriebsgelände gegrillt. Wir muslimischen Mitarbeiter haben immer mit den deutschen Kollegen zusammen gegessen.

1975 habe ich geheiratet. Ein Jahr später kam meine Frau nach Deutschland. Wir zogen in eine Firmenwohnung, in der wir bis 1982 lebten. Dann zogen wir in eine größere Wohnung um, weil wir Nachwuchs hatten.

*1974 gründeten Sie das Islamisch-Marokkanische Kulturzentrum, das damals noch den Namen „Marokkanischer Freundeskreis“ trug. Wie entwickelte sich der Verein seit seiner Gründung und wie kam es zum Bau einer Moschee als Kulturzentrum?*

Als wir den Verein 1974 gegründet haben, hatten wir zunächst keine Räumlichkeiten. Mohamed Ahdoul und Benrisa Hajraoui stellten

ten wir Gesprächskreise – sogenannte „Runde Tische“ – mit dem Landrat. Alle Moscheen, die zum Kreis Mettmann gehören, treffen sich dort.

Regelmäßig beteiligen wir uns an interkulturellen Veranstaltungen in Hilden und bieten dabei Musik und Essen an. Auch Geburtstags- und Hochzeitsfeiern finden bei uns statt.

Jährlich veranstalten wir einen Tag der offenen Moschee, an dem sehr viele Besucher kommen. Das sind so etwa 150 bis 200. Dann machen wir eine (Gruppen-)Führung. Wir bieten auch Gespräche über den Islam an, halten Vorträge und veranstalten ein gemeinsames Fastenbrechen mit Nachbarn, Politikern, Polizei, Feuerwehr, Kirchen und Synagogen.

Für unsere Mitglieder bieten wir arabischen Sprachunterricht an, in dem wir den Koran lesen. Religionsunterricht gibt es keinen. Dieser findet in den Familien statt. Die Freitagspredigt wird auf Arabisch gehalten. Wir bieten aber auch eine deutsche Übersetzung. Es ist freitags immer wie in Mekka. Menschen aus aller Welt kommen zum Freitagsgebet. Das macht Spaß.

*Wie hat sich die Gemeinschaft im Laufe der Zeit verändert?*

*Mohamed Bouziani:* Unsere Gemeinde ist inzwischen gewachsen und interkultureller geworden. Früher waren wir zu 80 Prozent MarokkanerInnen, heute haben wir mehr Nicht-MarokkanerInnen im Verein. Bei uns sind viele Nationalitäten: SyrerInnen, IrakerInnen, LibanesInnen, PalästinenserInnen, KasachInnen, AlbanerInnen und konvertierte Deutsche.

Die meisten älteren marokkanisch-stämmigen Leute der ersten Generation sind inzwischen in Rente und verbringen viel Zeit in der Moschee. Sie beten und tauschen sich über ihr Leben aus. Besonders die alten und kranken marokkanisch-stämmigen Menschen füh-

len sich in der Moschee sehr wohl und können bei uns ihren Alltag verarbeiten.

Früher hatten wir auch nicht so viel ehrenamtliche Arbeit wie heute. Das hat mit der Zeit immer mehr zugenommen.

*Wie schätzen Sie die aktuelle Lage der Muslime ein?*

*Mohamed Bouziani:* Aufgrund der aktuellen Lage mache ich mir Sorgen um die Muslime. Die Menschen haben Angst vor Anschlägen, Moscheen werden geplündert. In Mönchengladbach hat man einen abgetrennten Schweinekopf und Blutbeutel auf einem Moscheegelände gefunden. Gestern gab es einen bewaffneten Überfall auf eine Moschee in Norwegen, im März gab es einen Anschlag auf zwei Moscheen in Neuseeland. Zum Glück hatten wir in Hilden bisher keine Probleme. Wir müssen jedoch mit allem rechnen.

Muslimen dürfen die Moscheen aber generell nicht verschließen, sondern müssen die Türen weiterhin für alle öffnen und in Kontakt mit allen treten. Sie müssen im Dialog bleiben. Dann haben wir keine Probleme.

*Welche Ziele haben Sie und das Kulturzentrum für die Zukunft?*

*Mohamed Bouziani:* So eine Moschee bringt viel Arbeit mit sich. Man muss sie sauber halten, Reparaturen vornehmen, sich um die Mitglieder kümmern, um Rechnungen und Bestellungen. Die ehrenamtliche Arbeit soll in Zukunft an die Jugendlichen übergeben werden. Im Moment ist das aber schwierig, weil unsere Jugendlichen wegen ihrer Arbeit unter der Woche keine Zeit haben. Nur am Wochenende kümmern sie sich. Sie verlassen sich bisher auf die Alten. Aber die werden nicht immer hierbleiben, sondern irgendwann vielleicht krank werden und sterben. Daher müssen die Jugendlichen mit der Zeit die Verantwortung übernehmen.



Foto: Rahim Hajji – Koranexemplar der Arrahman Moschee in Hilden



Foto: Rahim Hajji – Innenansicht der Arrahman Moschee in Hilden



## PASSPORT



Karim Zidane

- ◆ Geboren in Souk El Arba ◆
- ◆ Ingenieur ◆
- ◆ BRD seit 1989 ◆

### „Die Hautfarbe oder Herkunft ist nur in den Köpfen der Menschen ein Problem.“

Karim Zidane ist Mitbegründer des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK). Nach seinem Studium, für das er sechs Jahre eingeplant hatte, wollte er ursprünglich nach Marokko zurückkehren, um das Leben in der Nähe seiner Freunde und Familie zu verbringen. Aus sechs Jahren wurden schnell drei Jahrzehnte. In dieser Zeit begann er sich mit der Frage zu beschäftigen: „Wie kann ich meiner Ursprungsheimat, in der ich meine Ausbildung genossen habe, etwas von dem zurückgeben, was ich von ihr erhalten habe?“ Dieser Gedanke war die Geburtsstunde des DMK, dessen Vorsitzender Karim Zidane in der Zeit von 2015 bis 2019 war und mit dem er schon einige Projekte in Marokko realisiert hat.

*Herr Zidane, was war der erste Moment, an dem Sie über die Gründung des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes nachgedacht haben?*

*Karim Zidane:* Ich bin 1989 zum Studieren nach Deutschland gekommen. Damals hatte ich die Idee, nach Deutschland zu gehen und dort sechs Jahre zu studieren. Anschließend wollte ich nach Marokko zurückkehren, um dort zu arbeiten und zu leben. Aus den sechs Jahren sind mittlerweile 29 Jahre geworden. Diese Rückkehr hat bis jetzt nicht stattgefunden. Wenn die Zeit reif ist, fragt man sich: „Was hat man für seine Heimat, seine Ursprungsheimat getan, wenn man dort seine Ausbildung genossen hat, bis zum Abitur oder darüber hinaus, wenn man seine Familie und seine Eltern dort hat?“ Man kommt nach Deutschland und hat keine Möglichkeit, in seinem Ursprungsland beim Aufbau, bei der Modernisierung mitzuwirken. Wenn jeder von uns das Gleiche macht, dann sind einige Millionen im Ausland. Dann braucht man sich auch nicht zu wundern, dass einige Sachen nicht

so laufen, wie man sich das wünscht und dass die Abwanderung einfach so groß ist. Deutschland würde es auch nicht verkraften, wenn zehn oder fünfzehn Prozent der Bevölkerung das Land verlassen. Zu diesen fünfzehn Prozent gehören viele Ärzte, Ingenieure und Akademiker in allen Bereichen. Die würden natürlich fehlen. Das würde nicht spurlos an dem Land vorbeigehen. Das Gleiche gilt in Marokko. Das heißt, wir haben uns damals gefragt: „Wenn wir aus privaten Gründen nicht zurückkehren können, was können wir machen? Wie können wir diese Abwesenheit in Marokko kompensieren?“ Dann haben wir gesagt: „Okay, lasst uns einen Verein gründen, der das Ziel hat, alles, was wir in Deutschland gelernt haben, nach Marokko zu transferieren, um unser Heimatland bei der Demokratisierung und Modernisierung zu unterstützen und ihm zu helfen.“ Wir hatten die Idee, den Verein zu gründen, um diesen Know-how-Transfer zu realisieren. Ich sage immer: „Die Rolle der Migranten darf sich nicht nur, und das ist wirklich sehr wichtig, nicht nur auf diesen monetären Transfer beschränken, sondern muss auch mehr Richtung Know-how, Richtung Diplomatie



Foto: Karim Zidane – Porträt





Foto: Karim Zidane – Eröffnungsrede anlässlich des DMK-EDP Fachdialogs

geworden sind, weil wir super Arbeit leisten. Damals bei der Gründung musste Hachim Haddouti noch auf die Leute zugehen, um die richtigen Personen als Mitglieder und Ansprechpartner zu finden. Er leistete wirklich eine sehr, sehr gute Arbeit. Danach ging es sofort darum, das richtige Marketing des Vereins zu betreiben – das Logo und der Name waren wichtig. Es gab eine demokratische Sitzung, auf der sehr lange diskutiert wurde, da wir den akademischen Aspekt nicht an vorderster Stelle haben wollten, sondern die Kompetenz. Kompetenz ist etwas, das man beherrscht. Man muss nicht unbedingt Akademiker sein, um kompetent zu sein. Für uns ist jemand kompetent, der etwas gut beherrscht und der bereit ist, es weiterzugeben, also diesen Know-how-Transfer. Jemand, der etwas super beherrscht, es aber nicht weitergeben und nur für sich behalten will, der ist für uns begriffsmäßig nicht kompetent und der gehört nicht zu uns. Jeder, der bei uns eintritt, muss eine gewisse Qualität haben und die Bereitschaft mitbringen, diese auch weiterzugeben. Diese Struktur, der Aufbau dieser Struktur, hat etwas Zeit gedauert, aber sie wurde solide aufgebaut. Damals wurde gesagt, dass wir ein Netzwerk aufbauen und keinen ortsansässigen Verein, da die Marokkaner und ihre Kompetenzen überall in Deutschland verteilt sind. Daher mussten wir überall aktiv sein. Wir kreierten ein Netzwerk, ein virtuelles Netzwerk, das sich ab und zu in verschiedenen Bundesländern trifft, da alle Mitglieder aus verschiedenen Bereichen kommen. Bei uns sind nicht nur Ingenieure oder Ärzte. Auch Fußballer, Sportler, Professoren und Sozialarbeiter sind beispielsweise dabei. Wir haben von Anfang an versucht, die Struktur in Arbeitsgruppen aufzuteilen. Die Struktur sieht momentan folgendermaßen aus: Wir haben einen Vorstand, der beinhaltet einen Vorsitzenden, einen Stellvertreter, einen Kassenwart und einen Schriftführer. Dieser Vorstand ist eher für die Vertretung nach außen, für politische Sachen, zuständig. Also politisch im Sinne von: Wie soll sich der Verein weiterentwickeln und Kontakte zu Institutionen aufnehmen? Dazu zählt auch der Kern des Vereins, der aus zwölf bis fünfzehn Arbeitsgruppen besteht. Wir haben zum Beispiel eine Arbeitsgruppe für Medizin, für erneuerbare Energien, für Soziales oder für Kunst und Kultur. Jede Arbeitsgruppe hat einen Arbeitsgruppenleiter, der aus diesem Bereich kommt. Somit können wir alle Bereiche abdecken. Die Struktur ist wirklich sehr flächendeckend aufgebaut und überall in Deutschland vertreten. Daher können wir diesen Gedanken, also die Kompetenzen, verbreiten. Jeder der etwas beherrscht und weitergeben will, ist bei uns willkommen und kann bei uns aktiv werden, unabhängig davon, wo er sich in Deutschland aufhält, oder ob er nach Marokko zurückgekehrt ist. Er hat eine Arbeitsgruppe, die ihn vertritt und kann sich unter Gleichgesinnten wohlfühlen. Auch die Überstruktur ist so flächendeckend, dass wir alle wieder zusammenkommen, als Ärzte, Ingenieure, Sozialarbeiter. Die Aufbauphase war, glaube ich, der Schlüsselerfolg für unseren Verein. Es wurden wirklich viel Fleiß und Nerven dort rein investiert. Das Ergebnis war am Schluss sehr gut.

*Wenn Sie auf die letzten Jahre zurückblicken, welche Entwicklung hat der Verein von der Gründung bis heute durchlaufen?*

und so weiter gehen.“ Das war der ausschlaggebende Punkt. Wir wollten unsere Heimat, die in diesem Fall Marokko ist, unterstützen, mit dem was wir in Deutschland gelernt haben. Wir wollten aber auch die Integration in Deutschland fördern und das Bild der Marokkaner insgesamt ins richtige Licht rücken, indem wir gute Arbeit, gute Integrationsarbeit leisten und diplomatische Sachen umsetzen. Genau das war die Idee damals.

*Wie ging es dann konkret weiter, nachdem Sie den Entschluss gefasst hatten, einen Verein zu gründen?*

*Karim Zidane:* Die Gründung hat damals Dr. Hachim Haddouti geführt. Es war auch sein Herzenswunsch, diesem Verein die richtigen Rahmenbedingungen zu bieten. Er hat damals enge Kontakte zur Botschaft und zu deutschen Institutionen gehabt, die in irgendeiner Form mit Migranten zu tun hatten. Er hat von Anfang an versucht, die Arbeit professionell zu gestalten und Ansprechpartner und Kooperationspartner, sowohl in Marokko als auch in Deutschland, auf höchstem Niveau zu finden. Bereits am Anfang ging es darum, einen aktiven Kern zu bilden. Der Anfang ist immer schwer. Wenn man dann eine gewisse Reputation hat, kommen die Leute auf einen zu. Das habe ich in den letzten Jahren erfahren, als viele auf uns aufmerksam

*Karim Zidane:* Jede Entwicklung besteht aus mehreren Phasen. Die erste Phase ist die Ideengebung. Die hatten wir am Anfang mit dem Gedanken: „Wir machen diesen Verein.“ Die zweite ist die Arbeitsphase: Struktur aufbauen, an Türen klopfen und so weiter. Danach kommt dann die wichtigste Phase oder Schlüsselphase: die Kennenlernphase. Wir haben uns gegründet, haben strukturelle Vorbereitungen abgeschlossen, sind auf die Leute und Kooperationspartner zugegangen. Jetzt kam das Kennenlernen, wir mussten uns vorstellen. Die andere Seite war meistens bekannter. Die Institutionen, die wir besucht haben, hatten meistens einen Namen. Sie mussten uns erst kennenlernen. Da kamen wir mit 40, 50 Kompetenzen an, alle top ausgebildet, alle top integriert. Davon war die andere Seite begeistert, teilweise überrascht und auch bereit für mehr. Danach kommt die Phase des Vertrauens aufbauen. Das Vertrauen kam, weil wir konsistent waren, weil wir kontinuierlich gute Arbeit leisteten, weil wir die allgemeinen Werte der Gesellschaft nicht nur kannten, sondern auch auslebten und in unserer Struktur und Arbeit wiederfanden. Wenn das Vertrauen da ist, kommt die nächste Phase. In der erlaubten wir uns alles Mögliche im Sinne von Projekten. Da konnten wir auch hundertprozentig mit Förderung rechnen und uns beispielsweise in Richtung Kontakte, noch mehr Projekte und Förderung ausgeben. Danach kommt die Phase, bei der die Leute einem die Bude einrennen. Bei uns war sie in den letzten zehn Jahren ausgezeichnet. Die Phasen gingen von Anfang an peu à peu, langsam voran – erst kennenlernen, Vertrauen aufbauen und arbeiten. Dann kamen wir weiter. Ich würde sagen, dass die ersten zwei Jahre die Kennenlernphase waren. Direkt danach wurden wir wirklich sehr gut akzeptiert. Dann ging die Arbeit los. Wir haben viele Projekte in Deutschland und Marokko umsetzen können, zunächst mit unserem damaligen Vorsitzenden Dr. Hachim Haddouti, danach mit Dr. Soraya Moked. Als ich diese Position übernahm, hatte der Verein wirklich einen sehr guten Stand. Es war für mich sehr angenehm, darauf aufzubauen. Momentan sind wir einer der wichtigsten Vereine in Deutschland, für Marokkaner, aber auch für Deutsche.

*Sie haben ja zum einen bereits die Unterstützung von Marokko und zum anderen die Integration hier in Deutschland angesprochen. Welche Ziele verfolgt das DMK?*

*Karim Zidane:* Der Verein ist politisch und religiös neutral. Das heißt, wir verfolgen keine Ideologien. Wir sind Menschen, die ein großes Herz haben und sich ein schönes Leben in allen Lebensphasen und für alle Menschen wünschen, sowohl in Marokko als auch in Deutschland. Das heißt, für uns ist es wichtig, dass wir das Land Marokko, vor allem die ländlichen Gebiete in Marokko, unterstützen. Dabei zeigen wir auch der Regierung in Marokko, oder den Entscheidungsträgern, wie es laufen könnte. Ein Beispiel ist ein Wasserprojekt in der Region Essauaira. Dort gibt es entfernte Dörfer, die teilweise kein Wasser und keinen Strom haben. Also zumindest kein Wasser, Strom haben sie mittlerweile auch. Man kommt dahin und versteht nicht, dass kleine Mädchen den ganzen Tag Wasser hin und her schaffen, anstatt zur Schule zu gehen. Die Region ist für viel Sonne bekannt. An 365 Tagen gibt es Sonnenschein, von früh bis abends. Durch Solarenergie können wir Wasser nach oben befördern. Wir betreiben keine Hilfsprojekte im Sinne von „Wir bauen einen Brunnen, damit die Leute was zu trinken haben“, es muss immer ein Know-how als Zusatz dabei sein. Deswegen sagen wir: „Wir bauen einen Brunnen, aber wir befördern das Wasser mit Solarenergie, um zu zeigen, dass die Ressourcen, die wir da unten haben, super zu nutzen sind.“ So behandeln wir auch Umweltthemen. Letztendlich haben die Bauern, die Großgrundbesitzer, auch Wasserbrunnen. Aber sie holen das Wasser mit Gas, mit Benzin oder mit Diesel und verpesten damit die Umwelt, obwohl sie so viel Sonne haben. Durch so ein Projekt helfen wir zum einen der Bevölkerung. Sie trägt keine Kosten und Folgekosten und hat für 20 Jahre Wasser zum Nulltarif. Zum anderen zeigen wir den reichen Bauern: „Schaut mal her, so könntet ihr auch das Wasser nach oben holen, ohne der Umwelt zu schaden.“ Wir zeigen damit auch, dass solche Projekte wirklich überall umsetzbar sind. Man kann damit das Leben der Bevölkerung



Foto: Karim Zidane – Begrüßungsrede bei Diwan Awards



Foto: Karim Zidane – Treffen im Rahmen von „Gemeinsam für eine nachhaltige Entwicklung der Region Al Haouz“





Foto: Karim Zidane – Im Kanzleramt mit Bundeskanzlerin Angela Merkel

um einiges verbessern. Man kann damit auch die Abwanderung in die Städte und ins Ausland mindern, denn statt Wasser zu holen, ist das Mädchen dann zur Schule gegangen. So kann sie später einen guten Beruf erlernen und auf ihren eigenen Beinen stehen. Wir versuchen immer, diese Art von Projekten zu machen. Wir lehren auch an den Unis, teilweise mit Technik aus Deutschland. Ich persönlich habe den Universitäten in Marokko bereits einige Motoren mitgebracht. So lernen die Schüler praktisch etwas an den modernen Antrieben, anstatt nur von der Tafel. Dieser Know-how-Transfer und die Lage der Marokkaner in Deutschland, liegen uns, wie gesagt, am Herzen. Wir wollen die momentanen Diskussionen nicht nur verfolgen, sondern auch mitdiktieren, sprich die Qualität der Marokkaner zeigen. Wir sind circa 180.000 Marokkaner in Deutschland. Sehr viele davon sind Professoren, Chirurgen, Unternehmer und so weiter. Wir möchten der Bevölkerung zeigen, dass Integration funktionieren kann, wenn man die Leute abholt. Aber noch wichtiger ist es für uns, den jungen Leuten der zweiten und dritten Generation Beispiele zu zeigen, Erfolgsbeispiele zu zeigen, die der gleichen Herkunft sind, die vielleicht die gleiche Historie haben. Sie sehen dann einen Herrn Rahim Hajji und sagen: „Wow, wenn der es geschafft hat, dann kann ich es auch auf jeden Fall schaffen.“ Das ist für sie sehr motivierend. Wir spüren, dass die jungen Leute ein Vorbild in uns sehen. Das ist das Wichtigste. Das ist das, was wir letztendlich als Aufgabe haben. Es gibt viele Beispiele, die wir zeigen können und es gibt viele Jugendliche, die genau diese Beispiele suchen, um sich zu motivieren. Letztendlich denken sie in einem bestimmten Alter, dass sie mit Migrationshintergrund keine Chance hätten, einen guten Beruf zu erlernen oder einen guten Job zu haben. Wir sagen denen: „Ne, das stimmt nicht. Leistung ist ausschlaggebend. Wenn ein Karim Zidane, der im Ausland, in Marokko, geboren ist, mit 20 zum Studieren nach Deutschland gekommen ist, ohne ein Wort Deutsch zu können, oder ein Herr Machraoui als Krankenhauschef in Flensburg, der damals auch ohne Sprachkenntnisse oder mit wenig Sprachkenntnissen gekommen ist,

es geschafft haben, dann kannst du das auf jeden Fall schaffen. Du, der in Deutschland geboren ist, der die Sprache beherrscht und der die Strukturen kennt.“ Das heißt, die Hautfarbe oder Herkunft ist nur in den Köpfen der Menschen ein Problem. Wir erreichen viele und das ist das Beste, was wir machen können.

*Sie haben gerade schon von einigen Aktivitäten des Vereins gesprochen. Welche besonderen Erfahrungen haben Sie bisher in den durchgeführten Projekten oder Veranstaltungen des DMK gemacht?*

*Karim Zidane:* Es gibt einige, muss ich ehrlich sagen. Wie vorhin schon erwähnt, habe ich beispielweise den Universitäten in Marokko einige Motoren mitgebracht. Das war das Thema Know-how-Transfer, die praktische Ausbildung der Ingenieure der Universitäten in Marokko. Da stehen die angehenden Ingenieure mit großen Augen um den Motor herum. Sie können zwar die größten Gleichungen aufstellen, etwas an die Tafel malen oder schreiben, aber sie haben noch nie einen Motor so nah gesehen. Sie sind motiviert und wollen die Technik lernen, wollen den Motor zerlegen. Sie wollen an die Bauteile und können es kaum abwarten, den Schlüssel in der Hand zu haben. Das ist genau, wie wenn man einem kleinen Kind ein Geschenk bringt. Es ist wirklich wunderbar, wenn man sieht, dass die Motivation mit etwas möglich ist, das in der Regel nicht viel kostet. Man merkt schon, dass die Ausbildung entsprechend auch besser geworden ist, dass die Leute dann auch ein Ziel vor Augen gesehen haben.

Ein weiteres Beispiel sind die Diwan Awards, die wir jedes Jahr veranstalten, um irgendwelche Erfolgsmodelle zu würdigen und zu ehren. Dort zeigen wir auch die Rolle der Eltern. Letztes Jahr war es zum Beispiel eine Mutter, die ihre Kinder alleinerziehend, ohne großes Wissen und ohne große Mittel großgezogen und gut erzogen hat. Sie sind alle sehr gut ausgebildet, haben top Jobs, sind alle freundlich, ehrlich und so weiter. Wir zeigen unserer Community, dass die Eltern eine große Rolle spielen müssen, dass sie verantwortlich sind für den Werdegang der Kinder. Wir haben diese Frau geehrt, weil sie einfach ein Beispiel für die Hingabe ist, die Eltern für ihre Kinder haben sollten. Das soll die anderen Eltern auch motivieren, ihre Kinder einfach zu unterstützen, zu verstehen und ihnen zur Seite zu stehen. Dann können die Kinder es auch schaffen, so wie es die anderen geschafft haben. Es gibt wirklich sehr viele Sachen, die wir in diesem Bereich machen. Wir haben mit Expertinnen und Experten, in Kooperation mit der Otto Benecke Stiftung, Schulungen durchgeführt, beispielsweise zur Professionalisierung von Vereinen und Moscheen oder zur Stärkung der Eltern. Die Erziehung der Eltern ist sehr wichtig. Dazu gehört, sie über den Umgang mit Konsum und Medien, über gesundheitliche Themen wie Zuckergenuss und Diabetes, über Vorsorgeuntersuchungen oder Vorsorge generell, beispielsweise im Bereich Zähne, aufzuklären. Das richtet sich meistens an die Eltern, die nicht in Deutschland geboren sind und so etwas noch nicht kennen. Sie kommen aus dem Ausland und kennen das nicht. Sie wissen nicht, dass man zu einer Vorsorgeuntersuchung gehen kann, dass die Krankenkasse bezahlt und so weiter. Man geht zu ihnen

und erklärt ihnen, was sie brauchen, dass sie Anspruch auf dies und jenes haben, Sprachförderung und so weiter. Wir geben den Eltern, die diesen Background nicht haben, einen Leitfaden, um ihnen zu zeigen, wie sie es schaffen können. Weiterhin haben wir beispielsweise ein Projekt zur Professionalisierung der marokkanischen Vereine und Moscheen in Deutschland durchgeführt. Denn die meisten Moscheen und Vereine leisten sehr gute Arbeit und verdienen Unterstützung, um noch professioneller zu werden.

*Sie haben bereits die Vorbildfunktion der Projekte und des Vereins angesprochen. Was denken Sie, welche Auswirkungen haben diese Projekte?*

*Karim Zidane:* Die Vorbildfunktion auf jeden Fall, auf allen möglichen Ebenen. Auch andere Vereine sehen uns als Benchmark und versuchen ihre Arbeit so zu verbessern, dass sie auch diese Aktivität bekommen. Den Jugendlichen ist man immer ein Vorbild. Deswegen haben wir auch beschlossen, ein DMKJ zu gründen, also eine DMK Jugend, bei der die Jugend unter sich organisiert ist und ein Vertreter von ihnen im Vorstand eine Stimme hat. Die Jugendlichen haben wir durch zwei Projekte abgeholt. Das kann ich jetzt sagen. Letztendlich sieht man auch das Ergebnis. Wir haben damals ein Projekt ins Leben gerufen, das nannte sich „Friedensbotschafter“. Friedensbotschafter in Zeiten, in denen Jugendliche sich radikalisierten. Wir haben gesagt: „Okay, es reicht nicht, den Leuten zu zeigen oder zu erzählen, wie es sein muss. Lasst uns die Leute abholen und mit ihnen eine Reise unternehmen, bei der sich die Jugendlichen aus diversen oder verschiedenen Städten in Deutschland unter sich kennenlernen.“ Der eine ist aus Berlin, die andere aus NRW, der eine aus Hamburg, die andere aus München und so weiter. 22 Jugendliche sind für drei Tage nach Berlin gekommen. Dort haben wir zum

Beispiel die Ausstellung „Topografie des Terrors“ besucht. Wir haben über Radikalismus, Extremismus und Gewalt diskutiert und darüber, dass es bei Krieg keinen Gewinner, sondern nur Verlierer gibt, dass alle verlieren. Die Jugendlichen sind in ihren Städten Botschafter für ihre Freunde. Daher nannte sich das Projekt „Friedensbotschafter“. Ein Jahr später, bei der nächsten Reise, wurden zum Beispiel eine Moschee, eine Synagoge und eine Kirche besucht. Es wurde ein Vortrag darüber gehalten, wie nah wir uns sind und was im Leben wichtig ist. Das sieht man manchmal, wenn die Jugendlichen von so einer Reise zurückkommen. Sie waren noch nie alleine weit weg, sind jetzt erwachsen, machen Unternehmungen und lernen andere Leute aus anderen Städten kennen. Sie eignen sich auch historisches Wissen an. Manche sagen: „Oh mein Gott, ich wusste gar nicht, dass es so ist. Ich wusste gar nicht, dass es so viel Elend im Dritten Reich gab, dass so viele Juden und Andersgläubige und Andersdenkende so extrem umgekommen sind. Das ist traurig.“ Und wenn jemand traurig ist, weil ein Andersgläubiger ermordet ist, dann weiß er, dass das kein Grund für Krieg oder für Konflikte ist. Das sind die Botschaften, die wir vermitteln. Man sieht wirklich, dass die Jugendlichen ganz anders reagiert haben und anders geworden sind.

*Welche Wünsche haben Sie für das DMK in der Zukunft?*

*Karim Zidane:* Für die Zukunft ... Dass wir uns weiterhin dieser Arbeit, dieser Herausforderung, widmen können und dass wir viele Jugendliche gewinnen können, die die Arbeit von uns übernehmen, dass wir sozusagen die Fackel an die Jugendlichen übergeben. Das ist der Wunsch, den wir haben.

*Herzlichen Dank, Herr Zidane, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Für das DMK und für Sie persönlich wünsche ich Ihnen alles Gute.*



Foto: Karim Zidane – Diskussion mit dem Gouverneur von Essaouira, Herr Jamal Makhtatar



Foto: Karim Zidane – Fachdiskussion mit dem Vize-Präsidenten des DMK, Maaroufi





Foto: Joel Valve

## Kulturschaffende



## PASSPORT



Miriam Sabba

- Geboren in Wuppertal •
- Opernsängerin | Musikerin |
- Gesangspädagogin • Ensemblemitglied
- der Landesbühnen Sachsen

## „Die Überraschung des Abends ist ‚Pamina‘ Miriam Sabba.“

Bereits im Juni 2010 schrieb die „Freie Presse“ folgenden Artikel über Miriam Sabbas Gesangkunst: „Die Überraschung des Abends ist ‚Pamina‘ Miriam Sabba. Glockenrein entbietet sie Mozart ihren strahlenden Sopran, die Stimme fest und makellos, entspricht sie der edlen Lyrik dieser Partie, ein natürliches Geschöpf ohne steifen Habitus.“

Als mein Vater, im nord-marokkanischen Nador geboren, im Jahr 1969 über die Niederlande nach Deutschland kam, ließ er sich sicherlich nicht träumen, dass seine Tochter einmal Opernsängerin am Theater werden würde. Nach einigen Stationen landete er schließlich in Wuppertal, wo er inzwischen, nach Jahren harter und verdienstvoller Arbeit, seinen wohlverdienten Ruhestand genießt.

Ich habe fünf Brüder. Während meine Mutter einen Sohn in die Beziehung brachte, hat mein Vater vier Söhne aus seiner Ehe mit einer Marokkanerin.

Im schönen, bunten und turbulenten Wuppertal wuchs ich auf, besuchte Grundschule und Gymnasium. Schon sehr früh entwickelte sich, auch von meinen Eltern nicht unbemerkt, eine große Liebe zur Musik und Schauspielerei. Als Grundschulkindin bekam ich den ersten Gitarrenunterricht. Auch wäre ich gerne zum Ballettunterricht gegan-

gen, was aber die begrenzten finanziellen Mittel nicht erlaubten. Um dennoch meinen Gemeinschaftssinn zu fördern, meldete meine Mutter mich in einem Hockey-Verein an, dessen Mädchenmannschaft ich für ganze elf Jahre angehörte.

Die Liebe zur Musik blieb, und so bekam ich erneut Gitarrenunterricht. Ich sang allerdings lieber, als Gitarre zu üben. Mein damaliger Musiklehrer, Herr Tilly – dem ich nach wie vor sehr dankbar bin – erkannte mein Talent. In einem Gespräch mit meiner Mutter bezüglich meines Wunsches, die Stimme ausbilden zu lassen, empfahl er uns meine erste Gesangslehrerin: Dora Brockmann.

Zu dieser Zeit bereits Mitglied des Wuppertaler Opernchores, hatte sie in der Vergangenheit alle großen Partien des dramatischen Mezzosopran-Faches gesungen. Sie bereitete mich mit Liebe und Gewissenhaftigkeit auf mein Studium vor.



Foto: Miriam Sabba – Porträt





Foto: Sergio R. Lukovic – In „Adina in L'elisir d'amore“ von Gaetano Donizetti

Für meine Eltern, insbesondere meinen Vater, war das schon eine merkwürdige Situation: Er hatte seine Tochter eher als Medizinerin oder Rechtsanwältin gesehen, eine Karriere in der Kunst, gar an einem Theater, war für ihn, der aus einem Land kommt, in dem klassischer Operngesang so gut wie keine Rolle im kulturellen Leben spielt, nur schwer vorstellbar, auch nicht immer mit seinen religiösen Ansichten vereinbar. Heute ist er jedoch sehr stolz, besonders natürlich, als ich, als eine von drei klassischen Sängerinnen marokkanischer Herkunft in Deutschland, im Jahr 2014 von der Foundation Hassan II zum Thronfest Mohammeds VI. eingeladen wurde.

2001 nahm ich also mein Gesangsstudium bei der renommierten Sängerin Barbara Schlick an der Musikhochschule Köln-Wuppertal auf, welches ich 2008 mit einem erfolgreichen Konzertexamen abschloss. Heute werde ich von der Sängerin Renate Biskup betreut, suche aber immer noch regelmäßig den Rat von Barbara Schlick.

In den Jahren 2006 bis 2008 begann dann meine Karriere mit einem Gastvertrag am schleswig-holsteinischen Landestheater mit Partien in „Die Zauberflöte“ und „Anatevka“.

Mein erstes Festengagement führte mich im Jahr 2008 an das Mittelsächsische Theater Freiberg, dessen Ensemble ich bis 2012

angehörte und an dem ich mir ein breites Repertoire erobern konnte, welches von den großen klassischen Partien „Pamina“ und „Antigone“ über Webers „Ännchen“ bis hin zu zeitgenössischen Werken und zur Operette reicht. Dem Ruf meines Intendanten Manuel Schöbel folgend, wechselte ich 2012 an die Landesbühnen Sachsen in Radebeul, wo ich bis Juli 2017 tätig war. Seit August 2017 arbeite ich nun als freischaffende Sängerin.

Zwischen zwei Kulturen aufzuwachsen war und ist sehr schön und bereichernd. Dennoch war es – vor allem in der Zeit der Grundschule – nicht immer ganz leicht: Wurden meine ausländischen Klassenkameraden gehänselt, machte mich das sehr traurig, fühlte ich mich doch selber auch angegriffen. Zu Hause wurde ich glücklicherweise immer sehr gut aufgefangen. Als ich älter wurde, verblasste das Thema zum Glück. Auf dem Gymnasium herrschte eine derart große Vielfalt an Nationalitäten, da fühlte ich mich sehr aufgehoben. Ein gutes Gefühl!

Trotzdem machte auch ich Erfahrung mit Rechtsradikalismus: Ein Neonazi bedrohte meine deutsch-griechische Freundin, ihren Freund und mich. Eine der schlimmsten Erfahrungen meines Lebens!

Trotzdem lebe ich gerne in Deutschland und liebe die Vielfältigkeit des Landes und seiner Bewohner!

Natürlich liebe ich es, zuweilen nach Marokko, ins „Land meiner Väter“, zu reisen. Die Herzlichkeit der Menschen, die Märchenwelt von „Tausendundeiner Nacht“ in Marrakesch oder die Weiten des Ozeans und Prunk der anderen Großstädte, ziehen mich immer wieder dorthin. Und viele eindrucksvolle Erlebnisse werden immer mit diesen Aufenthalten verbunden sein: So eine Nacht auf dem Dach eines Waisenhauses in Marrakesch, auf dem wir bis tief in die Nacht gegessen, gelacht und getanzt haben. Oder ein spontan veranstaltetes kleines Konzert in einem Riad mitten in der Altstadt. Mit vereinten Kräften hatten ein paar Männer ein Klavier extra für mich durch

die Gassen des jüdischen Viertels geschleppt, welches dann mein Zimmer verschönte. Und am französischen Nationalfeiertag kamen gegen Mitternacht etwa zehn geladene Gäste vom Empfang des Botschafters in unser Riad, um ein kleines Konzert unter freiem Himmel zu genießen, in dem ich Lieder und Arien von Mozart, Strauss und anderen Komponisten sang. Als wir danach auf dem höchsten Dach des Riad ein fürstliches nächtliches Mahl zu uns nahmen, die Sterne über uns und den Nachklang der Musik im Herzen, da genoss ich wie selten zuvor das Privileg, diese zwei so verschiedenen und besonderen und liebenswerten Kulturen in meinem Leben vereinen zu dürfen.



Foto: Michael Sapp – Konzertproben mit dem Ensemble Concerto Barocco



Foto: Martin Reißmann – Marokkanischer Abend an den Landesbühnen Sachsen mit Idriss Al-Jay



Foto: Robert Jentzsch – Werbeplakat für die Inszenierung „L'Orfeo“ an den Landesbühnen Sachsen



Foto: Robert Jentzsch – Als Dorella in Richard Wagners „Das Liebesverbot“ an den Landesbühnen Sachsen



## PASSPORT



Monia Rizkallah

- Geboren in Bordeaux, Frankreich •
- Auszeichnung «Premier Prix» für Violine und Kammermusik am „CNSMD de Paris“ •

## „Berlin ist die Hauptstadt der Musik und die Zukunft für Dich!“

Monia Rizkallah ist in Bordeaux geboren. Ihre Eltern stammen beide aus Marokko. Sie lebt in der „Welt der klassischen Musik“. Seit dem Jahr 2002 ist Monia Rizkallah erste Stimmführerin der 2. Violinen im Orchester der Deutschen Oper Berlin. Ihren Werdegang beschreibt sie so, wie ihr verstorbener Vater es ihr prophezeit hatte.

Als ich in der Vorbereitung auf meinen Beitrag zu diesem Buch das Vorwort der Biografie von Gerald Asamoah gelesen habe, war ich sehr bewegt und erschüttert. Seine Erfahrungen aufgrund seiner Herkunft und Hautfarbe sind mir glücklicherweise erspart geblieben. Die Welt, in der ich lebe, nämlich die der klassischen Musik und der Oper, ist ein spezieller Mikrokosmos mit eigenen Regeln. Was hier am Ende zählt, ist die persönliche Leistung und nicht die Herkunft oder der kulturelle Hintergrund. Mein Name ist Monia Rizkallah, geboren bin ich in Frankreich, in Bordeaux. Meine Eltern stammen beide aus Marokko. Seit dem Jahr 2002 bin ich erste Stimmführerin der 2. Violinen im Orchester der Deutschen Oper Berlin.

Wenn ich zurückblicke, kann ich kaum glauben, dass ich mein Leben in Berlin gefunden habe. Mein Vater, der uns vor drei Jahren verlassen hat, war von Beruf Kraftfahrer und Kfz-Mechaniker und er liebte die klassische Musik. Er hörte sie sein Leben lang im Radio und

Fernsehen und sagte mir schon, als ich noch ein Kind war: „Berlin ist die Hauptstadt der Musik und die Zukunft für Dich und für die Geige liegt dort!“

Sein kleines Radio, mit dem er immer klassische Musik hörte, trug er stets bei sich, bis zu seinem Lebensende. Wenn mein Vater klassische Musik hörte, war er in seinem Element. Ich habe mich oft gefragt, wie sein Leben wohl ausgesehen hätte, hätte er die Möglichkeit gehabt, Musik zu studieren. Mittlerweile bin ich mir ziemlich sicher, dass mein Vater Dirigent geworden wäre, so viel steht fest! Nach seinem Tod hat meine jüngere Schwester die Idee gehabt, meiner Tochter Sophia das kleine Radio zu schenken. Ich wusste nicht, wie ich ihr erzählen sollte, dass ihr Papi Bouchaib nun nicht mehr da war. Das Radio hat es ein wenig leichter gemacht.

Meine beiden Schwestern und ich durften uns jede ein Musikinstrument aussuchen. Ich wählte die Geige und hatte das große Glück,



Foto: Marko Bußmann – Porträt





Foto: Monia Rizkallah – Beim Geigenunterricht

men mit dem Dirigenten (auch ein Schwede) und dem Manager des Orchesters, in seine Residenz eingeladen wurde. An dem Abend gab es eine kleine Vorstellungsrunde und als der Dirigent anfangen zu erzählen: „Mein Vater, der berühmte Chirurg (...)“, musste ich an damals denken. Da ich die Nächste in der Runde war, begann ich nun also von meinem Vater, dem LKW-Fahrer und Automechaniker, zu erzählen. Ich konnte sofort sehen, wie sich das Gesicht des Botschafters öffnete und er begann, Interesse an meiner Geschichte zu zeigen, viel Begeisterung und Anerkennung für mich, aber auch für meinen Vater, der es vermocht hatte, seine Liebe für die klassische Musik mit seinen Kindern zu teilen.

Im Alter von sieben Jahren erhielt ich meinen ersten Geigenunterricht. Mit elf Jahren sollte ich die Aufnahmeprüfung für das „Conservatoire de Bordeaux“ absolvieren. Doch es ereilte mich dasselbe Schicksal wie viele andere Kinder in meiner Situation: Meine Mutter verlor ihren Vater und bekam Heimweh. Wir zogen deswegen nach Marokko, ohne große Vorbereitung! Eine Welt brach für mich zusammen. Vor allem fehlte mir meine Geigenlehrerin. Als wir drei Jahre später, Gott sei Dank, wieder zurück nach Bordeaux gingen, stellte ich fest, dass mich meine Mitschüler von damals überholt hatten, was sehr schmerzhaft für mich war. Gleichzeitig weckte aber genau dies meinen Ehrgeiz umso mehr. Ich war hoch motiviert, alles aufzuholen und nicht mehr zu bremsen. Einige Monate später machte ich die Aufnahmeprüfung für das Conservatoire in Bordeaux und wurde angenommen. Zum Abschluss dieses Musikstudiums neben dem Abitur erhielt ich die höchste Auszeichnung, die „Médaille d'or“.

Noch am Conservatoire von Bordeaux kam es zu einer, für mich sehr bedeutenden, Begegnung mit Prof. Pierre Doukan. Er war zu dieser Zeit Professor am renommierten „Conservatoire national supérieur de musique et de danse de Paris“ (CNSMDP) und wollte sich anhören, wer aus unserer Geigenklasse in Bordeaux Chancen bei der Aufnahmeprüfung in Paris hätte. Er gab mir Unterricht und zeigte Interesse an mir. Wir hatten natürlich die Befürchtung, dass seine Unterrichtsstunde teuer werden würde, aber Pierre Doukan sagte nur zu mir: „Das Einzige, was Sie mir schulden, ist gut zu spielen.“ Ich machte also die Aufnahmeprüfung am CNSMDP in Paris und wurde einstimmig von der Jury in die Klasse von Pierre Doukan aufgenommen. Ich war überglücklich, zumal es über 300 Bewerber und nur sieben freie Plätze gab.

Neben der Freude über meinen Studienplatz war ich begeistert, nach Paris zu ziehen und meine ganz eigene Umgebung zu entdecken.

Meine Mutter übernahm damals die Suche nach einer geeigneten Unterkunft für mich. Während ich noch von meiner Pariser WG träumte, fand ich mich im „Foyer Philanthropique de Meaux“ wieder, einem klassischen Frauenwohnheim auf vier Etagen: achtzig junge Frauen, acht Bäder und ein Fernseher. Meine Mutter und ich wurden der Direktorin vorgestellt. Die Direktorin war eine kleine, ältere Frau um die sechzig Jahre, mit weißen, kurzen Haaren, einer großen Brille und einem unglaublich strengen Blick. Als sie das besorgte Gesicht meiner Mutter sah, sagte sie: „Ihre Tochter ist in guten Händen. Die

Eingangstür wird hier um kurz nach Mitternacht verriegelt.“ Ich erinnere mich noch sehr gut an das strahlende Gesicht meiner Mutter, sie war begeistert! Bereits wenige Wochen später zog ich um. In meinem ersten Vieraugengespräch mit der Direktorin sagte mir diese, dass Paris für mich eine spannende Zeit werden und ich mich dort sehr wohlfühlen würde. Die Tür verriegelte sie im Übrigen nie, das sagte sie immer nur zur Beruhigung der Eltern. Nun war ich begeistert! Das Jungsverbot blieb jedoch bestehen: Jungs durften sich nur in den Gemeinschaftsräumen aufhalten und dies auch nur zu festgelegten Besuchszeiten. Ich denke, dass meine Mutter annahm, es würde nur am Wochenende in Paris gefeiert. Ich musste jeden Freitag nach Bordeaux fahren und am Sonntagabend wieder zurück nach Paris. Ich kam ein paar mal ziemlich müde in Bordeaux an und musste erst einmal Schlaf nachholen.

Die ganzen Jahre meines Geigenstudiums über war ich die Einzige mit orientalischer Abstammung und für viele exotisch. Die meisten meiner Kommilitonen stammten aus wohlhabenden Familien. Diese Welt war sehr elitär und ich sprach nicht gerne darüber, woher ich kam und womit meine Eltern ihren Lebensunterhalt verdienten. Ich wollte auch am liebsten anders heißen, „Myriam“, wie meine Schwester – das klang europäischer. Mein Wunsch während des Aufwachens war, dazuzugehören und nicht aus dem Rahmen zu fallen.

Drei Jahre später gewann ich, zum Abschluss meines Studiums in Paris, zwei erste Preise am CNSMDP, einen für Violine und einen für Kammermusik. Im Anschluss daran spielte ich noch in Paris für verschiedene Stipendien vor, die zur Finanzierung weiterführender Studien im Ausland dienen sollten. Mit diesen Mitteln studierte ich zunächst an der „Mozart-Akademie“ in Warschau. In dieser Zeit veränderte sich vieles für mich. Dass ich „Monia“ heiße, dass ich aus bescheidenen Verhältnissen komme, brachte mir viele Sympathien entgegen. Das Glück war auf meiner Seite.

Während meiner gesamten Ausbildungszeit traf ich immer wieder auf Dirigenten und große Musiker, die mir sehr geholfen haben, so zum Beispiel Marek Janowski, mit dem ich noch in Frankreich als Konzertmeisterin beim „Orchestre français des jeunes“ spielte. Er empfahl mir, nach Berlin zu gehen, um bei Prof. Thomas Brandis, dem 1. Konzertmeister der Berliner Philharmoniker und Professor an der Hochschule der Künste Berlin, weiterzustudieren. Dort würde ich, neben der Musik, auch „die nötige Disziplin lernen“. In Warschau lernte ich dann unter anderem auch Grigori Zhislin kennen. Er hätte mich gerne in seine Geigenklasse in London aufgenommen, aber die Aufnahmeprüfung in Berlin kam zuerst. Es klappte und ich zog nach Berlin.

Meine Stipendien sollten eigentlich für zwei Jahre reichen, aber nach wenigen Monaten hatte ich zwar x-Paar schöne Schuhe, jedoch kein Geld mehr. Prof. Thomas Brandis schickte mich deswegen zur Deutschen Oper Berlin, um für einen Zeitvertrag vorzuspielen. Und ich gewann den Job! Die Art, in der dort gearbeitet wurde, war sehr anders, als ich es in Frankreich kennengelernt hatte, sehr effektiv und schnell. Jeden Tag werden andere Stücke einstudiert und gespielt, ein riesen Repertoire – ich war in einem großen Opernhaus! Die Art

und Weise, wie die Menschen und besonders die Musiker in Berlin miteinander umgingen, gefiel mir. Sehr direkt, aber man wusste immer, woran man ist.

Ein paar Monate später fragten mich die Kollegen, ob ich nicht Interesse an einer festen Stelle im Orchester hätte, es wäre gerade eine frei geworden. Also machte ich erneut ein Probespiel mit zahlreichen anderen Bewerbern, bekam die Stelle und nach einer Probezeit von einigen Monaten erhielt ich den festen Vertrag. Zwei Jahre später spielte ich dann für meine jetzige Position, die der 1. Stimmführerin der 2. Violinen, vor und gewann auch dieses Probespiel. Die neue Position bedeutete noch mehr Verantwortung, da sie zu den führenden im Orchester zählt. Der damalige Chefdirigent Christian Thielemann schaute mir ständig auf die Finger, der Druck war sehr groß! Nach einer einjährigen Probezeit hatte ich bestanden und war auf meiner jetzigen Stelle angekommen.

Durch diesen Posten eröffneten sich mir viele Möglichkeiten. Ich unterrichte seither als Dozentin in der Orchesterakademie der Deutschen Oper und spiele bei zahlreichen renommierten Orchestern als Gast auf der ganzen Welt. Dazu zählen beispielsweise die Berliner



Foto: Monia Rizkallah – Porträt



Philharmoniker, die großen Opernhäuser in Hamburg und München, die Staatskapelle Berlin, die Rundfunk-Symphonie-Orchester in Berlin und München, das Orchester des „Palau de les Arts Reina Sofia“ in Valencia oder die „Filarmonica Arturo Toscanini“ in Italien.

Ich habe Einladungen zu den großen Festivals in Luzern, Salzburg, London, Buenos Aires, New York und natürlich Berlin erhalten. 2018 habe ich gleich zwei für mich persönlich bedeutsame Erfahrungen gemacht. Zum einen hatte ich die Ehre, zusammen mit dem World Orchestra for Peace bei den BBC Proms in London zu spielen. Das Orchester setzte sich bislang zusammen aus 25 Nationen aus den besten Orchestern der Welt. Nun waren es mit Marokko 26 Nationen. Neben meinem Namen steht jetzt Deutsche Oper Berlin – El Akademia Marokko. Zum anderen habe ich eine Einladung für die Semper Oper in Dresden erhalten, die als erste Stimmführerin und Frau mit meinem Hintergrund eine ganz besondere Bedeutung für mich hatte.

Darüber hinaus habe ich mehrere Jahre bei den weltberühmten Bayreuther Richard-Wagner-Festspielen mitgespielt und war Mitglied im Festspielorchester.

Als ich zum ersten Mal in Bayreuth spielte, war ich gerade schwanger mit meiner Tochter Sophia, die heute acht Jahre alt ist. Dort, wie auch in der Zeit danach in Berlin, wollte ich beim Schlussapplaus genauso schwungvoll aufstehen, wie früher immer. Durch die extreme Konzentration und das intensive Musikerlebnis hatte ich ganz meinen Bauch vergessen und wurde hart gebremst! Sophia kam 2010 zur Welt und machte uns zu dritt zu einer Familie.

Der Tod meines Vaters machte mich erwachsen. Ich habe mich ganz besonders um Sophia gekümmert, meine Trauer sollte warten. Das Thema Erziehung war nie so präsent gewesen, wie in dieser Zeit. Die Erziehung, die ich genossen hatte, war streng. Der berühmte Dirigent Daniel Barenboim sagte mir während eines Gesprächs über die Erziehung, dass es zwei Möglichkeiten gäbe: Entweder die Eltern behüten ihr Kind zu viel oder sie gehen mit ihm wie mit einem Erwachsenen um. Beides sei falsch. Ich habe mich entschieden, mich nicht zu entscheiden. Ich liebe sie und ich werde Fehler machen, so ist das nun mal. Sie ist glücklich und zeigt es uns. Ich habe das Gefühl, dass sie uns, ihre Eltern, ausgesucht hat.

Was mir an meinem Beruf sehr gefällt, ist, dass er einem unzählige Möglichkeiten eröffnet, Länder auf der ganzen Welt zu bereisen, um dort zu musizieren. So war ich als Solistin, Kammermusikerin und mit verschiedenen Orchestern in den meisten Ländern Europas, in den USA, Asien, Afrika und Neuseeland.

Einmal habe ich gemeinsam mit dem New York Philharmonic Orchestra und der Filarmonica Arturo Toscanini in New York gespielt. Nach Ende des Konzertes ließ mich Lorin Maazel, der Dirigent, in sein Arbeitszimmer rufen. Er fragte mich, ob ich „Scheherazade“ mit ihm und der Filarmonica Arturo Toscanini als Geigensolistin in Tokio spielen würde. Leider hatte ich zu dieser Zeit bereits ein Engagement in Berlin.

Bei einem anderen Gespräch erzählte er mir, er habe ein fotografisches Gedächtnis und lese die Seiten der Bücher als Ganzes von oben bis unten. Daraufhin wollte er wissen, was ich so lese – auf



Foto: Monia Rizkallah – Porträt

meinem Nachttisch lag zu dem Zeitpunkt die „Cosmopolitan“ aus dem Flugzeug ...

Ich hatte das große Glück, darüber hinaus mit vielen anderen berühmten Dirigenten zu spielen, wie etwa Zubin Mehta, der alles auswendig dirigierte, Sir Simon Rattle, dem Gentleman, Nikolaus Harnoncourt, dem Perfektionisten, der 30 Minuten am ersten Takt eines Stückes proben konnte, dem genialen Andris Nelsons, der sich während der Proben zu den Bayreuther Festspielen zur Abkühlung eine ganze Flasche Wasser über den Kopf schüttete, oder dem charismatischen Daniele Gatti. Eine wichtige Begegnung in meinem Leben war Daniel Barenboim. Mit ihm spielte ich mehrere Jahre in Berlin sowie im „West-Eastern Divan Orchestra“, in dem ich die zweiten Geigen geocoacht habe. Das West-Eastern Divan Orchestra, bestehend aus israelischen und arabischen Musikern, wurde 1999 von dem Dirigenten Daniel Barenboim und dem Literaturwissenschaftler Edward Said gegründet, um neben der musikalischen Arbeit einen Beitrag zur Friedensarbeit im Nahostkonflikt zu leisten. Die Idee faszinierte mich, aber vor allem haben die Begegnungen, die ich in diesem Rahmen machte, sowohl viele Gedankengänge und Selbstreflexionen angeregt, als auch Freundschaften gegründet, die bis heute andauern. Ich hatte zum ersten Mal die Gelegenheit, mich in meinem beruflichen Umfeld mit anderen Arabisch sprechenden Musikern zu unterhalten und auszutauschen, über teils ähnliche Lebenserfahrungen wie die meinen. Die Auseinandersetzungen und die Arbeit verliefen nicht ohne Spannungen, setzten aber viel in Gang.

Ich spüre heute, wie mich meine tägliche Umgebung in Deutschland, mein Heimatland Frankreich und meine marokkanischen Wurzeln gleichermaßen als Person bestimmen. Die starken Erinnerungen an die Sommer bei meinen Großeltern, die Düfte der marokkanischen Gewürze und Küche, traditionelle Musik und Tanz begleiten mich und ich genieße es, meine Berliner Freunde zu mir nach Hause in mein „marokkanisches Zimmer“ zum Tee einzuladen.

Nach allem, was ich bisher durch die Musik erlebt habe, bin ich sehr glücklich und dankbar dafür, meinen Beruf genau hier in

Deutschland ausüben zu können. Es gibt kein anderes Land auf der Welt, in dem es eine so einzigartige Orchesterkultur gibt und die Wertschätzung, die man als Musiker erfährt, ist enorm. Die Anerkennung durch das Publikum entschädigt uns jeden Tag für die Anstrengungen, den Druck und die Disziplin, die einem dieser Beruf abverlangt.

Vor allem aber bin ich meinem verstorbenen Vater dankbar, dass er mir durch seine Liebe zur klassischen Musik den Weg für mein heutiges Leben bereitet hat!

Ich habe schon immer an der Förderung klassischer Musik in der arabischen Welt mitgewirkt, besonders in Marokko. Inzwischen hat sich mein Engagement strukturiert und wird nun unterstützt durch ein über viele Jahre aufgebautes Netzwerk von international renommierten Musikern. Hier werden vielfältige Erfahrungen und außergewöhnliche Know-hows vereinigt. Ich habe dem Projekt den Namen „El Akademia“ gegeben.

Es geht bei dem Projekt darum, ein Kulturprojekt auf Weltklasse-Niveau zu realisieren, durch das gleichzeitig eine Plattform inhaltlichen Austausches entsteht, welche die Möglichkeit bietet, Brücken und Anknüpfungspunkte zwischen den Ländern, Kulturen und Menschen zu schaffen, die in einer aktuell vielfach durch Spaltung und Abgrenzung geprägten Welt dringend benötigt werden.

El Akademia ist ein Projekt der klassischen Musik, dessen Ziel die Förderung des kulturellen Austausches zwischen Deutschland und Marokko ist. Es ist ein Verein, welcher in enger Partnerschaft mit der Deutschen Botschaft in Marokko steht und auch vom Goethe Institut sowie von deutschen Partnern wie der GVL unterstützt wird. Umfeld des Projektes ist die Welt der klassischen Orchesterkultur, die in der Ausprägung ihrer Vielfältigkeit und Qualität in Deutschland weltweit einzigartig ist.

El Akademia stellt die Plattform für ein Netzwerk von Mitgliedern der besten deutschen Orchester dar, die ihr Können und ihre Erfahrungen über intensive Masterclasses und gemeinsam veranstaltete Konzerte zur Weiterbildung und Förderung von Orchestern und Orchestermusikern in der arabischen Welt zur Verfügung stellen. Die

erste Edition von El Akademia fand im Sommer 2017 in Rabat statt. Es war ein großer Erfolg und die Nachfrage war überwältigend: Statt geplanten zwölf Teilnehmern waren es am Ende 67 Musiker aus ganz Marokko. Aus diesen Musikern haben wir ein Orchester gegründet, das erste marokkanische Jugendorchester, welches den Namen „l'Orchestre National des Jeunes du Maroc (l'ONJM)“ trägt.

Im Sommer 2018 wurde El Akademia zudem von der Firma Bosch unterstützt, welche zum ersten Mal in ihrer Firmengeschichte als Sponsor für ein kulturelles Projekt in Nordafrika auftrat. Eine große Ehre war die Übernahme der Schirmherrschaft durch Prinzessin Lalla Meryem. In Vorbereitung auf den Sommer 2019, habe ich im Herbst 2018 eine Reise durch ganz Marokko gemacht, um mir Studenten aus dem ganzen Land anzuhören. Die 50 besten davon bekommen ein Stipendium für die Teilnahme an der Masterclass und im Jugendorchester 2019, was nach zwei Jahren Residenz in Rabat nun zum ersten Mal in Fez stattfinden wird.

Das Ziel in naher Zukunft ist die Teilnahme an dem Young Euro Classic Festival in Berlin unter der Leitung des renommierten Dirigenten Marek Janowski.

Während eines Gesprächs mit dem Schwedischen Botschafter, sagte mir jener, dass es mehr Stimmen von muslimischen Menschen bedürfe, die sich öffentlich gegen den Terror aussprechen. Ich sagte ihm daraufhin, dass ich sehr viele Leute in Marokko kenne, die sich im Kampf gegen den Terror engagieren und dazu auch äußern. Ein Teil des Problems stellt meiner Meinung nach die einseitige Berichterstattung dar, die mit negativen Bildern das oftmals schnellere Geld macht.

Ich habe am Anfang gesagt, dass ich eine Form des Rassismus, wie sie Gerald erlebt hat, nicht erfahren habe, jedoch finde ich mich häufig selbst in einer Situation des inneren Zwiespalts wieder: Wenn ich höre – und das passiert nun fast täglich –, dass „die“ Muslime dies und das gemacht haben, ruft das in mir ein Gefühl der Traurigkeit und Fassungslosigkeit hervor. Ich hoffe mit El Akademia, dass auch ich etwas dazu beitragen kann, ein Zeichen der Hoffnung zu setzen.



Foto: Monia Rizkallah – Logo El Akademia



Foto: Monia Rizkallah – Monia trifft auf (Kanzlerin) Angela Merkel



## PASSPORT



Malika Reyad

- ◆ Geboren in Lausanne ◆
- ◆ Opernsolistin, Produzentin,  
Gesangspädagogin ◆
- ◆ Autorin ◆

## „Startgleis Sehnsucht – eine Biographie“

Malika Reyad, geboren in Lausanne, aufgewachsen in Zürich, Casablanca und Karlsruhe, studierte Gesang an der Staatlichen Hochschule für Musik in Karlsruhe. Malika Reyad ist Initiatorin und Vorstand der seit 2004 bestehenden „Karlsruher Schlosskonzerte“, die bei freiem Eintritt Veranstaltungen zu unterschiedlichsten Themen anbieten. Dort produzierte sie u. a. mehrere Opern, darunter „Die Romanische Lucretia“ von Casimir Schweizelsperg zum 300. Geburtstag der Stadt Karlsruhe. Es fanden fünf Vorstellungen der „Lucretia“ im Gartensaal des Karlsruher Schlosses statt, wo Malika Reyad auch die Titelpartie sang. Ein neues Projekt ist ein Theatergedicht mit Künstler\*innen aus Marokko und Deutschland, über die Zeit der Reconquista und das unerfüllbare Sehnen nach einer Einheit. Es wird 2020 in Deutsch und Arabisch, mit Musik aus beiden Kulturen, aufgeführt werden.

Sie ist auch Gesangspädagogin und Mitautorin des Buches *Deutschland mit beschränkter Haftung – Die Kunst Deutsch zu sein*.

Als Gesangspädagogin war sie u. a. in Caracas, Venezuela, für das weltberühmte Projekt „El Sistema“ der „Fundación Simón Bolívar“ engagiert.

*In der Fremde*

*Aus der Heimat hinter den Blitzen rot  
Da kommen die Wolken her,  
Aber Vater und Mutter sind lange tot,  
Es kennt mich dort keiner mehr.*

*Wie bald, ach wie bald kommt die stille Zeit,  
Da ruhe ich auch, und ueber mir  
Raucht die schoene Waldeinsamkeit,  
Und keiner kennt mich mehr hier.*

Ich liebe das Lied „In der Fremde“ von Robert Schumann – eine Vertonung des Dichters Joseph von Eichendorff.

In einem Konzertprogramm über die Romantik hatte ich es aufgenommen, aber, beim Üben, merkte ich, dass ich zu viel will, die Intonation war nicht sicher und die Luft knapp. Es war kompliziert, irgendwie konnte ich dieses Lied nicht so singen, wie ich es möchte, steckte fest und verstand nicht, warum. Ich meldete mich zu einem Kurs bei meinem Gesangslehrer Peter Elkus an.

Es ist ein öffentlicher Kurs und wie immer stellte sich vorher Nervosität bei mir ein. Angst vor der Konfrontation mit meinen Blockaden und das auch noch vor Publikum. Da krabbeln schon merkwürdige Wesen im Bauch herum und machen kunstvolle Pirouetten. Ungefragt. Außerdem gaukeln sie einem vor, man hätte Hunger. Dass der Kekskonsum bei Meisterkursen enorm ist, vor allem Schokoladenkekse, zeigt mir, dass es nicht nur mir so geht. In den Knien: Weichmacher, altbekannt.



Foto: Scott Lewis





Foto: Paul Lesourd

Die Zuschauer\*innen sind fast alle Sänger\*innen und mitfühlend. Es geht ihnen ja auch so. Wir lachen und weinen zusammen, begleiten uns in innere Länder der Angst und Verletzungen, aber auch der Freude und Ausgelassenheit. Eine großartige Entdeckungsreise, denn: Man kann nur singen, was man fühlen kann und zeigen will ... und zeigen kann. Singen ist zunächst ein Rendez-vous mit sich selbst und manchmal tauchen da erstaunliche Dinge aus dem Nebel des Unbewussten auf.

Ich sang also dieses Lied „In der Fremde“, begleitet von Olga, der Pianistin des Kurses und dachte: „Gar nicht schlecht gelaufen“. Klar, an dieser und jener Stelle fühlte ich mich nicht so locker, aber ... „Is this a sad song?“, fragte mein Lehrer. Er riss mich aus meinen Gedanken. Merkwürdigerweise war ich weit weg, aber wo? Wahrscheinlich habe ich unsicher gekichert: „What?“ Ich habe seine Frage nicht verstanden. Er fragte erneut und ich war verdattert. Was für eine blöde Frage! Ich schaute ihn an und fühlte, wie ich wütend

wurde. Gleichzeitig staunte ich: „Warum werde ich so sauer?“ Dann antwortete ich, dass es schon ein trauriges Lied sei, ja klar, aber nicht nur, es gäbe ja auch die Schönheit der Natur und den Halt durch die Spiritualität, die Hoffnung. Mein Lehrer antwortete auf Englisch: „Ok, aber du kannst nicht ‚traurig‘ und ‚sehr traurig‘ im selben Moment sein. Du kannst es sehr kurz hintereinander sein, aber nicht im selben Moment.“ Mit seiner Hand schnitt er schmale „traurig-Scheiben“ und „sehr-traurig-Scheiben“ von einem Luftkuchen ab.

Ich startete ihn entgeistert an und verstand nichts. Was meint er? Das Einzige, was ich in diesem Moment dachte, war: „... Häääh ...?“ Und: „Warum verstehe ich das jetzt nicht?“

„Ok, can you start again, please?“, fragte er.

Mein Ego lag plötzlich in der Ecke links neben mir, hilflos, ausgeknockt, keine Möglichkeit, diese Situation zu kontrollieren.

Die Pianistin fing das schöne Vorspiel in Moll an. Ich ließ mich wackelig auf die Stimmung ein und holte Luft für meinen Einsatz. Ich sang die ersten drei Worte: „Aus der Heimat ...“ Dann gurgelte plötzlich aus meiner Kehle ein Schluchzen. Ich war völlig überrumpelt. Ein großer Schmerz breitete sich in mir aus, ein Schmerz, den ich nicht verstand, aber er war da und ich konnte nur noch weinen. „Let it go“ sagte mein Lehrer und warf mir eine Packung Tempos zu, aber ich wollte nicht, ich wollte trotzig die Kontrolle zurück und weitersingen, ganz die Profi-Sängerin. Aber es ging nicht. Zu meinem Entsetzen konnte ich nicht aufhören zu weinen. Ich schaute die Zuschauer\*innen an, die teilweise auch schon Tränen in den Augen hatten. Keine Chance weiterzusingen. Vor dem Fenster des Saales ist ein Baum. Ich ging ans Fenster, schaute den Baum an, versuchte mich zu fangen. Ich kann nicht sagen, wie lange ich da stand, verlassen, verwirrt und tieftraurig, aber es kam mir sehr lange vor. Am liebsten wollte ich meinen Kurs abbrechen.

Mein Lehrer sagte sanft: „Fang an, wenn du soweit bist. Nimm dir Zeit.“ Er ließ mich nicht gehen. Ich kapitulierte, weinte, stellte mich bewusst dem Schmerz, wartete bis ich ihn annehmen konnte und er nachließ.

Ich nickte endlich der Pianistin zu und sang dieses Lied bis zum Ende. Und hatte keine Fragen mehr. Es war das Selbstverständlichste der Welt. Ich verstand, dass ich mich lange unbewusst geweigert hatte, den Schmerz dieses Liedes zuzulassen.

Den Schmerz, keine Heimat zu haben und ganz auf sich gestellt zu sein. Den Schmerz, nicht verbunden zu sein. Den Schmerz, den wir alle in uns haben, egal, ob wir es bewusst erlebt haben und der uns vielleicht zu Rassisten machen kann, wenn wir ihn nicht erkennen und/oder nicht aushalten. Die Wut stellt sich vor den Schmerz und schützt uns vor ihm. Der Schmerz ist wie in einer Festung gefangen. Man reibt sich auf, am Stein der Wutburg, verletzt sich auch da.

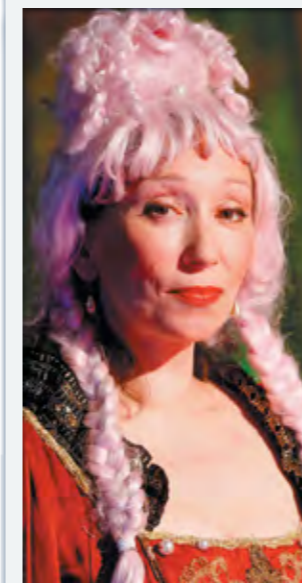
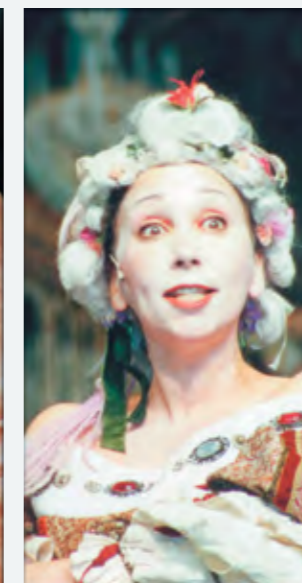
Durch dieses Lied und meinen hellhörigen Lehrer, habe ich vielleicht zwei, drei Fenster öffnen können und eine Ahnung von meiner Angst und Trauer bekommen, ganz allein zu sein, keine Verbindung zu Menschen aufbauen zu können.

Der Cheikh Khaled Bentounes des Sufi-Ordens AISA (Association Internationale Soufie Alâwiyya) sagte vor einigen Jahren bei einem Vortrag: „Wir Menschen sind wie Perlen einer Kette, unterschiedliche Perlen, denn wir sind individuell. Das Wichtigste ist jedoch, was man nicht sehen kann: den Faden, der die Perlen verbindet.“

Heimat ist: sich verbinden. Mit sich, mit seiner Vergangenheit und mit den anderen Menschen, so gut es geht. Und wenn es nicht geht, sich bewusst werden, was ich nicht verbinden kann.

Die Heimat in mir, ein Lächeln, ungeteilt, ganz für mich, oder aber auch geteilt, mit euch.

Manchmal vergesse ich es und werde wütend. Manchmal werde ich wütend über dies und das und merke, dass ich es vergessen habe.

Foto: Uwe Dettmar<sup>(1)</sup>Foto: Heike Bleckmann<sup>(2)</sup>Foto: Heike Bleckmann<sup>(3)</sup>Foto: Heike Bleckmann<sup>(4)</sup>Foto: Uwe Dettmar<sup>(5)</sup>

<sup>(1)</sup>In Don Juan – „Der Mann, dem die Frauen widerstehen“ | <sup>(2)</sup>In „Zauberflöte“ für Kinder anlässlich des 150. Geburtstages des Frankfurter Zoos | <sup>(3)</sup>In „Ich, Wolfgang Amadé“ | <sup>(4)</sup>In „Ich, Wolfgang Amadé“ mit Sänger Alexander Kölbl | <sup>(5)</sup>Als Lucretia in „Die Romanische Lucretia“



## PASSPORT



Benaïssa Lamroubal

- Geboren in Nador •
- Comedian •
- BRD seit 1981 •

„Mir gefällt jemand, der über sich lacht oder Geschichten über sich erzählt.“

Benaïssa Lamroubal ist in Nador geboren und in Neuss am Rhein aufgewachsen. Er studierte in Köln Grundschullehramt, schloss das Studium aber nicht ab. Seine ersten Musikerfahrungen machte er in den 90ern, bevor er mit der Comedy begann. Das Handwerk der Comedy erlernte er ausschließlich auf der eigenen Bühne und wurde erst von der äußeren Öffentlichkeit wahrgenommen, als er 2012 am *RTL Comedy Grand Prix* teilnahm.

Benaïssa Lamroubal kennt man aus Shows wie *TV Total*, *Mitternachtsspitzen*, *Die Anstalt*, *1LIVE Generation Gag* etc. Mittlerweile ist er ein etablierter Comedian und spielt mit der *RebellComedy*, wie auch mit seinem Soloprogramm „*Benaissance*“, Shows in ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Wann hast du gemerkt, dass du Leute unterhalten und zum Lachen bringen kannst?

*Benaïssa Lamroubal:* Das ist schon ziemlich lange her. Ich habe bereits als kleines Kind gemerkt, dass ich Menschen sehr unterhalten und zum Lachen bringen kann. Zu Hause waren wir fünf Kinder. Da musst du dir schon was einfallen lassen, damit du die Aufmerksamkeit deiner Eltern und Geschwister auf dich ziehst. Ich erinnere mich daran, dass ich als kleines Kind für meine Eltern Filmszenen von Bud Spencer, Louis de Funès oder aus alten Kung Fu und Bollywood Filmen nachspielte.

Dein Talent hat sich also in der Familie entwickelt. Hat sich dieses Interesse, Menschen zu unterhalten, auch in anderen Feldern für dich gezeigt?

*Benaïssa Lamroubal:* Ja, das fing bereits unbewusst im Kindergartenalter an. In der Schule war ich dann immer derjenige, der eher ei-

nen witzigen als einen sinnvollen Kommentar abgab. Ich habe schon immer irgendetwas gesagt, das Menschen zum Lachen gebracht hat. Das hat mich stark fasziniert. Ich merkte, dass das eine kleine Macht ist, mit der man die Stimmung in einem Raum ins Angenehme lenken kann, wenn es zu ernst und streng wird. Ich empfand zu ernste und seriöse Atmosphären damals wie heute eher als unangenehm. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich bereits, dass ich das kann und auch sehr gerne mache. Allerdings habe ich nie eine richtige Berufung oder einen tieferen Sinn darin gesehen.

Wann hast du realisiert, dass die Comedy-Branche etwas für dich ist?

*Benaïssa Lamroubal:* Das Comedy-Handwerk habe ich erst sehr spät für mich entdeckt. Bis dahin dachte ich immer, dass Comedy, wie beispielsweise die von Thomas Herrmanns oder Michael Mittermeier, sonntags im Fernsehen läuft. Das war nicht meine Welt. Zudem hatte ich ganz andere Ansätze was Kunst anging. Ich rappte



Foto: Benaïssa – Porträt



und tanzte eine Zeit lang, produzierte Musik. Das alles hatte nichts mit Comedy zu tun. Meine Rap-Texte waren allerdings sehr witzig. Mir war es wichtiger, einen lustigen Track, über den die Leute schmunzeln können, zu produzieren, als einen, der richtig ernsthaft ist. Ich habe bereits 2003, lange bevor ich Comedy gemacht habe, einen dreisprachigen Song mit dem Namen „Set Language“ produziert, bei dem ich in meiner Muttersprache „Tamazight“ rappe. Nicht etwa, weil ich ein Zeichen setzen wollte oder sowas. Ich fand den Gedanken in diesen Sprachen zu rappen einfach sehr witzig. Und das empfanden die Hörer auch. Der Song ging damals durch alle marokkanischen Foren in Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich. Irgendwann bekam ich Feedback von Leuten, die mir sagten: „Du bist voll der Comedian.“ Zunächst wollte ich das aber nicht hören. Denn wenn du Rapper sein möchtest, dann willst du kein Comedian sein! Der Gedanke, Comedy zu machen, kam dann allerdings so Mitte 20, als ich Usus und Babak von der RebellComedy kennenlernte. Damals hatten sie ein Format, das sich Fladenbrot-Comedy nannte. Das setzte sich unter anderem mit amerikanischen Vorbildern wie Def Comedy Jam, Dave Chappelle und Chris Rock auseinander. Diese Comedians hatten einen Hip-Hop Background und gehörten zu einer Minderheit in den Vereinigten Staaten. Dieser Ansatz gefiel mir, sodass ich auf einmal dachte: „Vielleicht ist die Comedy ja doch was für mich. Ich möchte das gerne ausprobieren.“ Es dauerte einige Zeit, bis ich meinen ersten richtigen Auftritt hatte. Nach diesem hatte ich Blut geleckt und merkte, dass Comedy meine Berufung ist.



Foto: Benaissa Lamroubal – Mit 10 Jahren im Kinder- und Jugendtreff in Weckhoven, Neuss

*Was ist das Konzept der Fladenbrot-Comedy?*

**Benaissa Lamroubal:** Ususmango hat Grafikdesign studiert. Er entwarf ein Bühnenbild und Grafiken für eine fiktive Comedy-Show, die er Fladenbrot-Comedy nannte. Für die Umsetzung dieser Show bekam er Unterstützung von Babak Ghassim, der damals Kurzfilme und Musikvideos produzierte. Das war dann seine Diplomarbeit. Babak und Ususmango fanden die Idee allerdings so gut, dass sie sich dachten: „Hey, wir müssen das im echten Leben auch machen!“ Damals gab es noch kein Facebook, sondern Myspace, Hip-Hop-Zeitschriften, Juice und Backspin. Also starteten sie darüber einen Aufruf, in dem sie einen Comedian mit Hip-Hop Background suchten. Den haben sehr viele Freunde von mir gelesen, mich darauf hingewiesen und gefragt: „Willst du da nicht mitmachen?“ Daraufhin habe ich mich beworben. Es gab ein großes Casting mit fast 400 bis 500 Comedians. Da merkte ich erst: „Okay, ich kann das. Das ist anscheinend etwas, das mir liegt.“ Ich habe mich auch direkt gut mit den Jungs verstanden. So haben wir diese Show ins Leben gerufen, Usus, Babak und ich. So hat RebellComedy angefangen. Nach dem Casting hat es allerdings nochmal zwei Jahre gedauert, bis wir die erste Show gespielt haben.

*In welchem Kontext wurde die erste Show umgesetzt?*

**Benaissa Lamroubal:** Die Jungs hatten vor, einfach ein Konzept von Fladenbrot-Comedy zu schreiben, das deutschen Fernsehsendern vorzustellen und zu verkaufen. Das haben sie auch gemacht. Sie



Foto: Benaissa Lamroubal – Fotoshooting aus dem Jahr 2004

haben das Konzept Sat.1 und Comedy Central vorgestellt. Die waren aber kritisch und wollten es nicht. Dann saßen wir da und machten erst mal nichts, bis wir dann auf die Idee kamen: „Wir brauchen für so eine Show doch gar keinen Fernsehsender.“ Babak arbeitete zu diesem Zeitpunkt in der „Buddha Bar“ – eine schicke Bar mit einem riesigen Buddha an der Wand. Durch ihn hatten wir dann schon mal einen Raum. Wir luden unsere witzigsten Freunde ein und überredeten jeden in unserem Freundeskreis, den wir witzig fanden, aufzutreten. Selbst Babak und Ususmango, die sich damals eher als Autoren und Regisseure der Show sahen, mussten auftreten. Ich moderierte das Ganze und wir machten eine „Show“.

Keiner von uns hatte Ahnung von Comedy. Wir waren noch nie aufgetreten. Es kamen so an die dreißig, vierzig Leute. Es war schon relativ voll. Da es keine Bühne gab, bauten wir uns selbst eine aus Tischen. Das war die wackeligste Bühne, auf der ich je stand! Wir hatten ein paar Sachen vorbereitet und versucht, Comedy zu machen, unterschätzten aber das Handwerk total. Einiges war natürlich gut und witzig, einige Sachen kamen aber auch überhaupt nicht gut an. Wir haben dann gemerkt: „Okay, einerseits ist das viel schwieriger als gedacht, andererseits aber haben wir den Charme einer Show gespürt.“ Die Leute, die bei der allerersten Show zu Gast waren, haben gemerkt: Das ist etwas Eigenes. Das ist eine Nische in Deutschland, die nicht bedient wird. Die Leute können zwar Quatsch Comedy Club und NightWash im Fernsehen schauen, aber das hier, das holt uns, besonders die Migranten, da ab, wo wir gerade im Leben sind. Da erzählt ein Ausländer Geschichten über Ausländer und im Publikum sitzen auch nur Ausländer. Wer hier über einen Witz lacht, lacht nicht nur über den Comedian, sondern gleichzeitig über sich selbst, weil er die gleichen Sachen erlebt hat.

Im Publikum waren Leute, die aus dem Iran oder aus Marokko stammen, deren Eltern auch wirklich noch Marokkaner und Iraner sind. Für die war das dann so: „Ey, das sind meine Geschichten. Der erzählt von seinem Vater, als ob er von meinem erzählen würde.“ Das hat man schon bei der ersten Show gemerkt. Die Leute haben es ihren Freunden erzählt. Von der ersten zur zweiten Show kamen dann noch mehr Menschen. Wir haben dann sogar Eintritt verlangt: einen Euro. Trotzdem haben noch Leute einen Tag vor der Show angerufen und gefragt, ob sie auf die Gästeliste dürfen. Zur dritten Show kamen wiederum mehr Menschen. Das hat sich übrigens alles in Aachen abgespielt. Nach der dritten Show haben wir uns gesagt: „Wir müssen damit raus aus Aachen und probieren, wie das in anderen Städten ist.“ Dann sind wir erst mal nach Düsseldorf, sind im Rudas aufgetreten. Dann kam Köln. Dort fingen wir an, regelmäßig zu spielen. Wir erlebten kleine Erfolge. Es waren kleine Räume, die aber immer ausverkauft waren. Von Show zu Show ist alles gewachsen – unsere Show hat sich schnell rumgesprochen. In den ersten vier Jahren haben wir allerdings nur so zwei Shows im Jahr gemacht. Das ist sehr wenig, was die Frequenz angeht. Jetzt spielt jeder von uns über 100 Shows im Jahr.

Wir haben das Glück gehabt, dass wir genau in der Zeit begonnen haben, als YouTube gegründet wurde. Das bedeutete, dass wir



Foto: Benaissa Lamroubal – Proben für den RTL Comedy Grand Prix im Punch Club Solingen 2012

das Fernsehen nicht mehr brauchten. YouTube war parallel so eine Plattform, auf der man selbstständig sein konnte. Wir haben unsere Videos dort hochgeladen. Deutschlandweit haben Leute von uns erfahren und wussten, dass es uns gibt. Wir waren viel bekannter, als wir dachten.

*Wie kam es zum Sprung von jeweils zwei Shows in den ersten vier Jahren zu über 100 Shows im Jahr?*

**Benaissa Lamroubal:** Wir hatten eben ein Produkt, was gut war und auch Spaß gemacht hat. Aber es war nichts, wovon jetzt irgendjemand von uns leben konnte. Also jeder hat wirklich noch in seinem Studium oder schon im Beruf gesteckt. Teilweise konnten wir es uns auch nicht mehr leisten, so eine Show zu machen, schließlich kostet das sehr viel Zeit und Energie. Wir waren alle auf der Kippe: „Können wir das noch weitermachen? Schaffen wir das überhaupt noch?“ Der eine ist verheiratet und der andere schon Vater. Die Realität holt einen ein. Und es hätte jetzt etwas passieren müssen, der nächste Step, damit wir es schaffen, ein wirkliches Business daraus zu ziehen. Das konnten wir nicht. Wir wollten das gerne, aber die Realität hatte uns langsam eingeholt.

Wie gesagt, erst mal ist nichts passiert, außer dass wir zwei Shows im Jahr gemacht haben. Für mich persönlich ging es dann Ende 2012 los, als ich am RTL Comedy Grand Prix teilgenommen habe. Ich





Foto: Benaïssa Lamroubal – Bei RebellComedy

wollte eigentlich nur einen Comedian, den ich kannte, zum Casting begleiten. Ich kannte diesen Wettbewerb überhaupt nicht. Letztendlich hat das so geendet, dass ich gesagt habe: „Ich komme mit und spiele auch fünf Minuten.“ Also habe ich fünf Minuten gespielt. Dann haben sie mich herausgepickt und haben gesagt: „Hey, cool, du bist einer der Kandidaten.“ Sechs Kandidaten haben da mitgemacht. Das war glaube ich von den Einschaltquoten und von den Leuten, die da mitgemacht haben, bis dato der stärkste Comedy Grand Prix. Da waren etwa Luke Mockridge und Chris Tall, die inzwischen beide Comedians sind und Arenen füllen. Zum Ende des Grand Prix – es gibt kein Finale, sondern es ist eher wie bei DSDS, das einer nach dem anderen rausfliegt – standen nur noch Chris Tall und ich auf der Bühne. Chris Tall hat am Ende den Preis bekommen. Ich hatte aber auch einen sehr guten Auftritt mit Kaya Yanar und Cindy aus Marzahn. Eckart von Hirschhausen war in der Jury. Es war ein guter Auftritt, mit Standing Ovation. Ich bin das erste Mal in meinem Leben vor 1.400 Leuten aufgetreten.

Durch das Fernsehen ging es von einem Tag auf den anderen los. Bei Facebook und Instagram stiegen direkt die Likes. Ab da kamen langsam auch Auftritte rein. Leute haben mich bei RTL gesehen und wollten mich dann bei NightWash und beim Quatsch Comedy Club haben. Agenturen meldeten sich: „Hey, wie ist das? Können wir an dich herantreten?“ Ich habe meine ganze Clique vorgestellt und zu verstehen gegeben: „Ich bin nicht allein, ich bin ein Ensemble.“ Wir haben dann eine Berliner Agentur engagiert, die unsere Deutschlandtournee organisiert hat. 2013 waren wir zum ersten Mal deutschlandweit auf Tour: Münster, Berlin, Hamburg,

München. Beim Spielen haben wir wieder gemerkt: „Die Leute hier sind genauso wie bei uns!“ Also wieder: „Hey! Das ist genau unser Ding. Ihr holt uns genau da ab. Ihr sprecht unsere Gedanken aus.“ Von da an ist es immer weitergewachsen. Wir haben jedes Jahr eine komplette Tour in Deutschland, Österreich und der Schweiz gespielt. Manchmal waren es sogar zwei Touren pro Jahr. Dadurch, dass wir so ein großes Ensemble sind, konnten wir uns das erlauben. Jeder musste nur 15 Minuten schreiben, schon hatten wir eine komplett neue Show.

Das ging dann bis 2015 so weiter. Danach haben wir mit dem WDR zusammengearbeitet. Der WDR hat uns als erster Sender eine eigene Show im deutschen Fernsehen gegeben. Es sind schon vorher große Fernsehsender auf uns zugekommen. Unser Ziel war es, eine eigene Show zu haben. Mit dem WDR ist das sozusagen in Erfüllung gegangen. Wir hatten festgestellt, dass die großen Fernsehsender, wenn sie mit dir ein Projekt starten wollen, ein großes Mitspracherecht beanspruchen. Die wollen etwas, das auf RTL laufen kann, ein Format des typischen Migranten das auch die Bayern nehmen würden. Das wollten wir nicht, bis der WDR auf uns zukam. Der WDR hat von vornherein klargemacht: „Wir wollen nichts an euch verändern. Wir wollen euch genauso nehmen, wie ihr seid: Show aufzeichnen und ausstrahlen.“ Wir haben dann mit dem WDR eine erste Staffel, ein Pilot mit drei Folgen, gedreht. Es war aber nicht das große Ding, denn den WDR empfangen nur Leute hier aus NRW. Wir sind dann aber auf YouTube, Facebook und der WDR-Mediathek – in der es Ausschnitte zu sehen gibt – wirklich viral gegangen.



Foto: Benaïssa Lamroubal – Bei NightWash

In der zweiten Staffel hatten wir zum Beispiel die „Elternsprechtag-Geschichte“ mit meinem Vater. Die ist ebenso viral gegangen, fast jeder kennt sie. Sie hat die meisten Klicks bekommen. Dadurch haben wir den Fankreis nochmals erweitert und konnten noch eine größere Tour spielen.

Danach kamen die Übergriffe in Köln, die wir humoristisch angehen. Es gab dann zum Ende des Jahres noch einen Song (Du bist mein Visum) von Khalid und mir, in dem wir Frauke Petry aufs Korn genommen haben. Auch der ist viral gegangen. So haben wir nach und nach unseren Fankreis erweitert, bis dass wir letztes Jahr in Arenen gespielt haben. Zehn Arena-Stops – in den größten Hallen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz.

*In der „Elternsprechtagsszene“ gehst du sehr humoristisch mit dem Gegensatz zwischen deiner Lebenswelt und der deines Vaters um. Welche Bedeutung hat die erste Generation der Marokkanischstämmigen für dich?*

**Benaïssa Lamroubal:** Das hat eine große Bedeutung, weil damit alles angefangen hat. Jeder orientiert sich an seinen Eltern. Für mich ist das eine unerforschte Generation, weil fast alle der ersten Generation erst mal alleine nach Deutschland kamen. Und keiner weiß, was in diesen Jahren passiert ist. Die ganze Familie kam oft erst später nach. Das war in den Siebzigerjahren. Das war in der Zeit, als Boney M. modern war und jeder Marokkaner wie Boney M. aussehen wollte. Kaum einer weiß irgendetwas. Es existieren nur Fotos von riesen Hemdkragen, von langen Koteletten und Aufnahmen mit Karatean-



Foto: Benaïssa Lamroubal – Porträt

zügen und so etwas. Und man weiß, dass die das alles mitgemacht haben. Es ist eine Zeit, über die geschwiegen wird. Aber wie war das eigentlich ganz genau?

Die zweite Generation ist mitunter sehr schnell erwachsen geworden. Wir haben unsere Eltern sprachlich sehr schnell eingeholt und mussten teilweise schon mit sechs oder sieben Jahren für unsere Eltern dolmetschen. Ich musste meinem Vater immer Briefe vorlesen. Also was Bildung angeht, ist man sehr schnell auf Augenhöhe. Die Kinder lernen die Sprache schnell und überholen ganz schnell ihre Eltern. Für mich ist das auf jeden Fall ein Bereich, in dem sehr viele Witze entstanden sind, seien es Arztbesuche oder Elternabende, es gibt immer viele witzige Erinnerungen. In dem Moment fand ich das nicht witzig, aber wenn die Zeit vergeht und du es später erzählst, lacht man sich darüber kaputt. Besonders, wenn man die Geschichten mit anderen Marokkanern teilt und merkt, dass es bei dem anderen genau das Gleiche war. Selbst die Sprachfehler sind dann identisch. Es ist ein miteinander lachen und gleichzeitig ein geteiltes Leid – wirkt sehr befreiend.

*Gewinnst du bei der Entwicklung eines neuen Programms weiterhin so viele Ideen aus der Lebenswelt der ersten Generation und aus deiner persönlichen Lebenswelt, der zweiten Generation?*

**Benaïssa Lamroubal:** Das ist immer noch so, also meistens. Die Witze sind in der Wurzel echt. Natürlich kommen Sachen dazu. Aber das ist das, was mich auch wirklich beschäftigt. Wir haben ja dieses Problem: Unsere Eltern wussten ganz genau, woher sie kommen. Sie haben sich auch bewusst dazu entschieden, dass ihr Leben in



Deutschland stattfinden wird und dass sie auswandern werden. Wir in der zweiten Generation müssen dieses Ausgewandertsein mittragen. Aber wir haben nie die Entscheidung gefällt, wir waren schon immer in Deutschland. Wenn jemand zu uns sagt: „Geh doch dahin zurück, wo du hergekommen bist!“, dann denken die, ich bin von woanders hergekommen. Aber ich war hier, ich war schon immer hier. Und deswegen haben sie das Problem. Von der Identifikation her sieht man äußerlich direkt, dass das kein Deutscher sein kann. Wir haben damit zu kämpfen das immer wieder zu beweisen und einerseits wollen wir es auch nicht, weil wir nicht sehr viel anders als unsere Eltern sein wollen, die nur eine Generation entfernt sind. Wenn wir sie angucken, denke ich: „Das sind meine Eltern, sie sind Marokkaner. Ich bin auch Marokkaner irgendwo. Ich bin kein Deutscher.“ Und wenn du dann in Marokko bist, dann merkst du auch: „Okay, Marokkaner bin ich aber auch nicht.“ Diese Thematik enthält sehr viel Komik. Es ist ein Punkt, mit dem ich mich im Leben auch immer wieder beschäftige.

*Hast du für dich persönlich eine Antwort auf die Frage deiner Identität gefunden?*

*Benaissa Lamroubal:* Nein, aber ich denke mittlerweile auch, dass man das nicht muss. Also man muss sich nicht entscheiden. Man wird zwar von außen immer vor die Wahl gestellt, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Marokko. Auch in Marokko wirst du immer wieder gefragt: „Siehst du dich als Deutscher? Oder siehst du dich als Marokkaner?“, manchmal auch: „Bist du Berber? Oder bist du Araber?“ Immer wieder wirst du vor die Entscheidung gestellt. In Deutschland ist es genauso, du musst dich immer entscheiden. Teilweise sind mit dem Entscheiden auch Opfer verbunden, die man bringen muss, um

Deutscher zu werden oder um Marokkaner zu sein. Denn wenn du das eine bist, kannst du das andere nicht mehr sein. Das alles ist für mich mittlerweile einfach nur noch Quatsch. Denn man kann alles gleichzeitig sein und man kann alles in sich selbst vereinen.

*Du machst viel Ethnic-Comedy. Das heißt, du machst Witze über ethnische Gruppen, über die Marokkanischstämmigen, aber auch über die Deutschen. Das kann abwertend verstanden werden oder einen aufklärenden Charakter haben. Was bezweckst du mit deinem Programm?*

*Benaissa Lamroubal:* Bei mir hat das keinen aufklärerischen Charakter. Eigentlich möchte ich nur unterhalten. Aber das, was du sagst, ist richtig. Es gibt immer zwei Seiten einer Medaille. Man kann es so und so sehen. Ich habe das Glück, meistens Zuspruch für die Sachen, die ich erzähle, zu bekommen. Das ist ein Öffnen der Kultur. Ich glaube aber, dass, wenn wir nicht selbst als Marokkaner Witze über uns selbst machen – ich mache auch Witze über Albaner, Türken und andere ethnische Gruppen, mit denen ich aufgewachsen bin –, einfach sehr verschlossen wirken würden. Dann wären wir die, die keine Witze über sich selbst machen können. Das lädt andere oft dazu ein, Witze über uns zu machen. Dann passieren so Sachen wie mit Erdoğan und Böhmermann. Erdoğan ist eine Person, über die man keine Witze machen darf. Und dann stellt sich jemand hin und macht es gerade deswegen. Ich denke, bevor man so etwas provoziert, sollte man lieber selbst über sich lachen. Mir gefällt jemand, der über sich selbst lacht oder Geschichten über sich erzählt, der wird mir einfach sympathisch. Und ich glaube, wir haben es auch geschafft. Also gerade, dass die Marokkaner bei uns in der Gruppe und auch die anderen Marokkaner, die Comedy in Deutschland machen, ein besseres Bild,



Foto: Benaissa Lamroubal – LIVE Hörsaal-Comedy Tour 2014



Foto: Benaissa Lamroubal – Profilbild RebellComedy Tour „Deutscher Frühling“ 2013

ein sympathischeres Bild in einer Zeit darstellen, in der Marokkaner mit negativen Schlagzeilen wie den Übergriffen in Köln oder Kriminalität in Verbindung gebracht werden. So bietet man eine weitere Waagschale, dank derer man sehen kann: Okay, es gibt auch noch diesen Marokkaner. Ich denke, das ist sehr wichtig. Ich bekomme eigentlich den meisten Zuspruch entweder in marokkanischen Communities von Marokkanern selbst oder aus Marokko. Von dort habe ich bisher die meisten Preise erhalten. Die Marokkaner sind selbst sehr froh und stolz darauf, dass man ihre Geschichte so ans Licht bringt.

*Du hast gesagt, dass du mit deinem Programm ein Stück weit die Kulturen füreinander öffnest. Wodurch kommst du mit deinem Programm in einen kulturellen Austausch?*

*Benaissa Lamroubal:* Ich habe zum Beispiel einen Vergleich über die Ängste von Deutschen und Marokkanern gegenüber der Religion gebracht. Man sieht die Angst bei Deutschen, die das erste Mal Urlaub in Marokko machen: Angst vor einem islamischen Land, dann der Gebetsruf und so weiter. Sie sind in Marokko, einem islamischen Land. Sie haben in erster Linie Angst. Aber wenn sie loslassen, dann merken sie, dass sie den schönsten Urlaub ihres Lebens haben. Für mich ist Marokko eines der schönsten Länder, die es gibt. Ich komme gerne wieder. Marrakesch ist zum Beispiel voller europäischer Touristen. Aber auch andere marokkanische Städte werden gerne bereist. Das Gleiche mache ich auch mit Deutschland, wenn ich beschreibe, wie der Moslem nach Deutschland kommt und Angst vor der Kirchenglocke und dem Christentum hat. Wenn er Jesus am Kreuz sieht und sich denkt: „Oh! Was ist das denn? Passiert hier eine Hinrichtung oder was?“ So kann man den Spiegel vorhalten und beide Seiten beleuch-



Foto: Benaissa Lamroubal – Mit Kai Pflaume, Samu Haber und Stefan Raab

ten. Man sieht: Beide haben einfach Angst vor etwas, das sie nicht kennen. Wir sind hier alle in einem christlichen Land aufgewachsen und haben keine Angst vor dem Christentum, weil wir Berührungspunkte haben. Anhand solcher Beispiele beleuchte ich das Religiöse, das Kulturelle und nehme so ein bisschen die Angst heraus und trete den nur negativen Schlagzeilen – gerade von arabischstämmigen Migranten – entgegen. Gerade hierfür eignet sich Comedy sehr gut.

*Welchen Rat würdest du einem jungen Deutsch-Marokkaner geben, der dich fragt, wie er am besten zu einem Comedy-Star wird?*

*Benaissa Lamroubal:* Viel spielen! Sehr, sehr viel spielen! Es gibt keine Formel dafür. Jeder muss für sich selbst seine eigene Spielart finden. Wenn man keine Bühnen findet, auf denen man spielen kann, dann muss man sich Bühnen schaffen. Das haben wir auch gemacht. Wir haben so viele Leute, die sich bei uns bewerben und sagen: „Kann ich Comedian werden? Könnt ihr mich nicht auf eure Bühne lassen?“ Wir bieten eine professionelle Bühne, auf der ein Ticket über vierzig Euro kostet, da kann man nicht jemanden proben lassen. Wir sagen diesen Leuten dann auch immer: „Geht auf Bühnen, filmt das am besten und schickt uns ein Video davon.“ Und dann kommt: „Aber wir haben hier keine Bühne.“ Für diejenigen, die nicht wissen, wo sie auftreten sollen: Fragt einfach, ob ihr in der Bar oder Shisha-Bar, in die ihr gerne geht, auftreten dürft. Man muss einfach sehr viel selbst machen. Wir dürfen das zum Glück und es gibt sehr viele Mittel in Deutschland, das zu machen. Spielen, spielen, spielen! Das ist der beste Rat, den man jemandem geben kann.

*Vielen Dank für das Interview!*



Foto: Benaissa Lamroubal – In Marrakesch, Djemaa el Fna



## PASSPORT



Hayat Chaoui

- ◆ Geboren in Frankfurt am Main ◆
- ◆ Sängerin und Gesangspädagogin ◆
- ◆ Bildungsreferentin des Chorverbandes NRW e. V. ◆

## „Erbe der Sehnsucht“

Hayat Chaoui studierte zuerst Sprachen, bevor sie nach dem Examen ein Gesangsstudium bei Prof. Barbara Schlick an der HfMT Köln aufnahm. Sie schloss das Studium mit Diplom in Gesangspädagogik, Künstlerische Ausbildung und Konzertexamen ab. Seitdem singt sie im Oratorienfach und arbeitet mit der interkulturellen Jazz-Formation *Ufermann*. Hayat Chaoui unterrichtete an der HfMT Köln und ist Fachbetreuerin Gesang der Bergischen Musikschule mit dem Schwerpunkt interkulturelle Musikpädagogik. Sie initiierte u. a. das Singangebot *KIWI – Kinder- und Wiegenlieder aus aller Welt* und leitet den internationalen Frauenchor *WoW – Women of Wuppertal*, den der Deutsche Kulturrat 2018 für den Nationalen Integrationspreis der Bundeskanzlerin nominierte. Seit 2017 gehört sie als Beisitzerin zu interkulturellen Fragen dem Präsidium des Landesmusikrates NRW an. 2019 hat sie ihre Tätigkeit als Bildungsreferentin beim Chorverband NRW aufgenommen und das KIWI-Liederbuch mit Kinder- und Wiegenliedern aus aller Welt beim Helbling Verlag herausgegeben.

## Papa ist tot.

Papa ist tot. Herzinfarkt. So lautet zumindest der Befund des Notarztes im Februar 2010.

Ich glaube, es war ein schleichender, ein sogenannter stummer Herzinfarkt. Und vermutlich begann er in den 1970er Jahren, als mein Vater zum ersten Mal sein heiß und innig geliebtes Land verließ, seine staubige Erde unter den Füßen, seine vertrauten Klänge und Sprachmelodien.

Casablanca – Frankfurt. Für mich stellten das zwei Seiten der gleichen Münze dar. Beides Großstädte mit weitläufigem Einzugsgebiet,

Metropolen, Hauptschlagadern, Elite und Ghetto auf einem Fleck, überall pulsiert das Leben.

Doch nicht für meinen Vater. Anstatt auf roter Erde ging er auf totem Asphalt, anstatt einer gleißenden Sonne ein bedeckter Himmel und um ihn herum harte, gutturale Klänge. Aber im Gepäck hatte er jede Menge Erinnerungen dabei, am Zoll vorbeigeschmuggelt. Hunderte von Kilo an Geschichten und Bildern, alle auf der imaginären Festplatte abgespeichert. Und Lieder, eine riesige Sammlung an kostbaren Liedern.



Foto: Hayat Chaoui – Porträt





Foto: Hayat Chaoui – Hayat Chaoui mit ihrem Vater



Foto: Karl-Heinz Krauskopf – Hayat Chaoui beim Dirigieren des internationalen Frauenchors Women of Wuppertal

Wenn wir am Wochenende in unserer Frankfurter Mietwohnung beim Frühstück saßen, gab es zum Nachtschiff immer Geschichten. Papa erzählte von seiner Zeit als schwer gepeinigtes Heimkind in Casablanca, von seinem Widerstand gegen das französische Protektorat, von ihm als Wahlhelfer bei seinen ersten marokkanischen Wahlen und seiner Enttäuschung über Korruptionsversuche. Er erzählte uns Episoden aus dem Koran und ließ Joseph und seine Brüder hollywoodreif vor unserer Frühstückstischleinwand interagieren. Er erzählte auch von seiner Ausbildung zum Erzieher im Kinderheim von Casablanca, seinen Jugendcamps am Meer, im Atlasgebirge und affenbewohnten Wäldern. Aufgrund seiner guten schulischen Leistungen sollte er zuerst eine religiöse Laufbahn einschlagen, bei späteren Castings für neu zu gründende Theatertruppen und Orchester stellte man seine künstlerische Ader fest. Sein damaliger Freund und Heimbruder Moustapha Dassoukine,

heute ein bekannter Schauspieler, ergriff die Chance. Mein Vater konnte die ganze „Bürgerschaft“, wie sie mir nur von Schiller bekannt war, auf Arabisch rezitieren und dabei alle Rollen lebendig spielen. Doch er blieb der Pädagogik treu, bis er am Frankfurter Flughafen landete und vom Fleck weg als Gas- und Wasserinstallateurhelfer unter Vertrag genommen wurde. Vom Moniteur (Erzieher) zum Monteur (Klempner).

Wenn sich die Geschichten wiederholten, verdrehte unsere Mutter liebevoll die Augen und scheuchte uns vom Tisch weg. Und dann begannen die Spiele und Lieder. Auf Arabisch und Französisch sang Papa mit uns Lieder über verloren gegangene Küken, über Lerchen, über große Bären, über das aus seiner Sicht schönste Land der Welt und über das Musikmachen selbst. In unserer Fantasie hörten wir Mizmar-Klänge und Derbouka-Schläge.



Foto: Hayat Chaoui – Chaouis Vater (li.) mit dem Schauspieler Moustapha Dassoukine (Mitte)



Illustration: Stefanie Messing, erschienen im KIWI-Liederbuch beim Helbling Verlag in Esslingen



Foto: Bettina Osswald – Internationaler Frauenchor Women of Wuppertal

Wir Kinder fügten aus unserem Kindergarten- und Schulalltag deutsche Lieder dazu, meine Mutter wusste diese sogar mit arabischen Melismen zu verzieren und jeder musste glauben, dass ein „Hänschen klein“ oder „Laterne, Laterne“ zwangsläufig marokkanischen Ursprungs waren.

Heute gebe ich unumwunden zu, dass das Singen ein wichtiger Faktor meiner Orientierung zwischen Orient und Okzident darstellte. Die Singgruppen und Chöre, begannen im Kindergarten bis hin in die Oberstufe, fragten nie nach einer Herkunft, sondern lebten aus dem Moment heraus, im Tun und Machen, im gemeinsamen Singen hin auf ein gemeinsames Ziel. Die Interaktion mit anderen Kindern und Menschen und das Singen verschiedenster Texte gaben mir immer ein Gefühl von Zuhause-Sein und verbesserten nebenbei meinen Wortschatz und mein Ausdrucksvermögen.



Foto: Antje Zeis-Loi – Hayat Chaoui mit Teilnehmerin des KIWI-Programms

Diese Tatsache stellt auch meinen inneren Antrieb dar, als Sängerin und Gesangspädagogin meine guten Erfahrungen an Eltern und Kinder weiterzugeben, wie zum Beispiel in dem von mir initiierten Programm KIWI – Kinder- und Wiegenlieder aus aller Welt, wo wir auch migrantische Eltern dazu ermutigen, in ihrer eigenen Sprache zu kommunizieren und zu singen.

Als dann 2010 mein Vater an gebrochenem Herzen gestorben war und wir die Flugtickets Frankfurt – Casablanca buchten, hatte sein langes Heimweh endlich ein Ende. Er durfte wieder zurück in sein sonnenumflutetes Land und seine geliebte staubige Erde.

Hinterlassen hat er uns kein Geld, aber einen Schatz an Bildern, Geschichten und Liedern. Lieder, die mich und meine Mitmenschen unendlich bereichern.

1. Wa - la - di, wa - la - di, ha - la - rai - ta, wa - la - di. Wa - la - di, wa - la - di, wa - la - di, ha - la - rai - ta, wa - la - di. Wa - la - di.

*Einschub*

di, wa - la - di, ha-la-rai-ta, wa-la-di. Ka - na i - la - bu bil mis - ma - ri, di, wa - la - di, ha-la-rai-ta, wa-la-di. Spielt für uns et - was Kla - ri - net - te,

ka - na i - la - bu bil mis - ma - ri, ka - na i - la - bu bil mis - mar. ... spielt uns dann gern ein lan - ges Lied - chen, spielt uns dann gern ein lan - ges Lied. ...

Kinderlied – Bewegten Waladi: Verlag von Hayat Chaoui, erschienen im Helbling Verlag in Esslingen

ولدي ولدي  
ولدي ولدي هلا رايता ولدي  
ولدي ولدي هلا رايता ولدي  
كان يلعب بلمزمار  
كان يلعب بلمزمار  
كان يلعب بلمزمار

Kinderlied – Bewegten Waladi: Verlag von Hayat Chaoui, erschienen im Helbling Verlag in Esslingen





Sport



## PASSPORT



Rachid Azzouzi

- Geboren in Houjdarian •
- Bundesligaspieler, Fußballtrainer und -manager •
- BRD seit 1974 •

## „Ich war der erste Marokkaner in der 1. Bundesliga.“

Rachid Azzouzi ist ein ehemaliger marokkanischer Fußballspieler und derzeitiger Fußballfunktionär. Seine Fußballkarriere führte ihn über Alemannia Mariadorf, den 1. FC Köln, MSV Duisburg und Fortuna Köln hin zur SpVgg Greuther Fürth.

Er beendete seine aktive Laufbahn in China. Rachid Azzouzi hat über 300 Ligaspiele bestritten. In dieser Zeit spielte er auch für die marokkanische Nationalmannschaft, unter anderem bei den Weltmeisterschaften 1994 und 1998 sowie bei den Olympischen Sommerspielen 1992.

Nach seiner aktiven Laufbahn begann er seine zweite Karriere als Assistent der Geschäftsführung, Teammanager, Sportmanager sowie als Sportdirektor bei verschiedenen Vereinen.

Das Licht der Welt erblickte ich am 10.01.1971 in Houjdarian (einem Ortsteil von Taounate). Ich war das jüngste Mitglied unserer Familie, die aus meinen Eltern Abdellah Azzouzi, Fatima Rmichi sowie meinen Geschwistern Najate, Mohammed und Jamila besteht.

Mir wird immer von meinen Geschwistern nachgesagt, dass ich auch das verwöhnteste Kind war. Wir lassen es einfach mal so stehen.

Mein Vater, der sich bald darauf alleine auf den Weg Richtung Europa zu meinem Onkel Abdesslam nach Belgien machte, folgte dem Ruf auf ein besseres Leben. Jedoch erhielt er nicht wie mein Onkel eine Arbeitserlaubnis für Belgien, sondern musste im benachbarten Deutschland (Mariadorf bei Aachen) arbeiten, wo er, wie viele im Bergbau, malocht hat.

Im Jahr 1974 holte er dann erst meine Mama und mich und im darauffolgenden Jahr meine Geschwister zu sich nach Mariadorf. Unsere erste gemeinsame Wohnung in Deutschland lag in einer typischen Bergbausiedlung. Wir hatten eine schöne Kindheit und ich wurde von vielen Nachbarn als Sternengucker tituliert, was wohl daher rührt, dass ich immer gen Himmel geschaut habe. Vielleicht

war es nur die Sehnsucht nach dem schönsten Sternenhimmel, den ich je gesehen habe, und der lag in Taounate ...

Als ich fünf oder sechs war, bin ich durch meinen Bruder, der selbst schon aktiv war und durch sein Talent auf sich aufmerksam machte, zum Fußball gekommen. Wir beide fingen bei Hertha Mariadorf an. Meine ersten Fußballschuhe habe ich von netten deutschen Nachbarn geschenkt bekommen, mit denen ich immer noch in Kontakt stehe.

Ich war unendlich stolz, meine ersten eigenen Fußballschuhe zu besitzen und wollte sie von da an nicht mehr ausziehen. Da meine Eltern nicht das Privileg hatten, eine Schule besuchen zu dürfen, haben sie bei uns Kindern sehr viel Wert darauf gelegt.

Sehr zu meinem Missfallen, denn ich wollte immer nur Fußball, Fußball und noch mal Fußball spielen. Nach kurzer Zeit wollte Alemannia Mariadorf meinen Bruder unbedingt zu sich in den Verein holen. Sie nahmen mich als Zugabe mit. Von meinem Bruder sagt man, dass er der bessere Fußballer war. Immerhin hat er jahrelang in der dritten Liga beim Bonner SC und Germania Teveren gespielt. Schwerere Verletzungen haben leider einen Strich durch seine Rechnung gemacht, auch Profifußballer zu werden.



Foto: Rachid Azzouzi – Fokussiert auf dem Platz





Foto: Rachid Azzouzi – Mit seinen Eltern Fatima und Abdellah



Foto: Rachid Azzouzi – Mit Nationalmannschaftskollege Mustapha Hadji

Ich spielte, bis auf ein kurzes Intermezzo (vier Wochen Al. Aachen), bis zur A-Jugend bei Alemannia Mariadorf. An einem Sommertag im Mai 1988 sollte ein in unserem Dorf sehr guter Spieler ein Probetraining beim damaligen Drittligisten MSV Duisburg absolvieren. Mein damaliger Förderer fragte mich, ob ich nicht mitfahren wolle, um mitzutrainieren. Dies habe ich als 17-Jähriger natürlich wahrgenommen. Es sollte ein ganz wichtiger Tag für meine weitere Zukunft werden. Nach dem Training war der damalige Trainer Detlev Pirsig so angetan, dass sie meinem Förderer Hubert Brehm unmittelbar mitteilten, mich für die kommende Spielzeit verpflichten zu wollen. Bald danach bekam ich dann auch eine Anfrage vom 1. FC Köln zu einem Probetraining. Auch die wollten mich nach dem Probetraining verpflichten.

Da ich zu dieser Zeit in meinem letzten Jahr auf der Fachhochschule war, entschloss ich mich das Angebot vom 1. FC Köln anzunehmen und das vom MSV Duisburg abzulehnen. Mir und meinen Eltern war es sehr wichtig, dass ich meine Leidenschaft zum Fußball auch mit der Schule vereinbaren konnte.

Der Alltag war hart und sah folgendermaßen aus: Viermal in der Woche wurde ich vom Fahrdienst des 1. FC Köln die 70 km von Mariadorf bis Köln hin- und hergefahren. Eigentlich war ich nie vor 21 Uhr zu Hause. Aber die Liebe zum Fußball hat mich nicht eine Sekunde diese Strapazen bereuen lassen. Das Jahr in Köln war sehr

schwierig, da es viel professioneller und weniger familiär zugeht. Ich erhielt vom 1. FC Köln die Möglichkeit, erst mal in deren zweiten Mannschaft zu beginnen. Auch Alemannia Aachen, die damals eine gute Rolle in der 2. Bundesliga gespielt haben, boten mir einen Amateurvertrag an, sprich bei den Profis mitzutrainieren und wenn nötig, bei der zweiten Mannschaft zu spielen. Hier hatte ich aber nicht das Gefühl, dass der damalige Trainer mich unbedingt haben wollte, sodass ich mich für den Verein entschied, der danach auch sechs weitere Jahre meine Heimat werden sollte, den MSV Duisburg. Sie waren beharrlich an mir dran geblieben und gaben mir das beste Gefühl von allen.

Zum Glück sind sie in dem Jahr meiner Unterschrift in die 2. Bundesliga aufgestiegen. Natürlich war es ein Riesenschritt, das erste Mal von zuhause weg zu sein, aber ich nahm die Herausforderung, das Abenteuer und auch die Riesenchance an. Ich erhielt einen Profivertrag und habe nach meinem Fachabitur trotzdem darauf bestanden, nicht nur auf die Karte Fußball zu setzen. Ich fing gleichzeitig eine Lehre zum Groß- und Außenhandelskaufmann an, die ich nach zwei Jahren abgeschlossen und bestanden habe. Auch diese Zeit hat mich sehr geprägt, denn die Jahre waren sehr von Entbehrungen gezeichnet.

Die Umstellung auf den Männerbereich im Fußball war schon schwer. Meine Familie und Freunde waren weit weg. Hinzu kam die



Foto: Rachid Azzouzi – Mit seiner Frau Stefanie und den Töchtern Khadija und Naima



Foto: Rachid Azzouzi – Mit K-1-Ikone Badr Hari

Lehrzeit in meinem Betrieb. Ich ging um 8 Uhr morgens zur Lehre, bin dann um 10 Uhr beim Training gewesen, anschließend wieder zum Betrieb und zweimal die Woche dann wieder um 17 Uhr zum Training gefahren. Es war eine harte Zeit und ich war dann auch froh, dass sie nach zwei Jahren, mit dem Ende der Lehre, beendet war. Gleichzeitig mit dem Ende der Lehre sind wir mit dem MSV Duisburg auch in die 1. Bundesliga aufgestiegen.

Mein Vertrag wurde um zwei weitere Jahre verlängert und ich war der erste Marokkaner in der 1. Bundesliga.

Ich gab mein Debüt am 22.09.1991 bei unserem 2:0 Sieg gegen den FC Schalke 04. Insgesamt spielte ich sechs Saisons beim MSV Duisburg, davon drei in der ersten und drei in der 2. Bundesliga. Im Dezember 1991 bin ich zum ersten Mal von der marokkanischen A-Nationalmannschaft eingeladen worden. Ich gab mein Debüt im Januar 1992 gegen unseren Nachbarn Algerien. Bis zu meinem Rücktritt im Jahr 1998 folgten in der Nationalmannschaft noch zwei Afrikameisterschaften (1992 Senegal, 1998 Burkina Faso), eine Olympiade (1992 Barcelona) und zwei Weltmeisterschaften (1994 USA und 1998 Frankreich).

Auf Vereinsseite wechselte ich als Spieler im Jahr 1994 zu Fortuna Köln und 1997 zur SpVgg Greuther Fürth. Nach einem kurzen Intermezzo im Jahr 2003 in China, beim dortigen Erstligisten Chongqing Lifan, kehrte ich im Januar 2004 zur SpVgg Greuter

Fürth zurück und beendete im Juli 2004 meine aktive Karriere als Spieler.

Ich kam auf insgesamt über 350 Profispiele und 37 A-Länderspiele sowie weitere U-21-Länderspiele. Ich machte meinen Jugendtrainerschein und trainierte ein Jahr die U-17 der SpVgg Greuther Fürth. Da mich das Arbeiten im Management immer mehr interessiert hatte, war ich glücklich über das Angebot im darauffolgenden Jahr als Assistenz der Geschäftsführung anfangen zu können. Ein Jahr später wurde ich Teammanager der Profimannschaft und zwei Jahre später der Manager. Somit war ich im Jahr 2008 der erste marokkanische Fußballmanager bei einem Proficlub in Deutschland.

Auf dem sportlichen Höhepunkt meines Wirkens bei der SpVgg Greuter Fürth, dem Aufstieg in die 1. Bundesliga, verließ ich nach 15 Jahren im Juni 2012 den Verein und nahm eine neue Herausforderung als Sportdirektor beim FC St. Pauli an. Im Jahr 2015 wechselte ich zu Fortuna Düsseldorf. Aktuell bin ich an meine alte Wirkungsstätte zurückgekehrt. Seit November 2017 arbeite ich wieder für die SpVgg Greuther Fürth und bin seit Oktober 2018 auch Geschäftsführer dieses Vereins.

Meine Familie ist mein Fels in der Brandung. Mit meiner Frau Stefanie und unseren zwei wundervollen Kindern Khadija und Naima freue mich auf alle weiteren Herausforderungen und schönen Jahre, die wir zusammen als Familie noch erleben dürfen.





Literatur und Poesie



## PASSPORT



Jalid Sehouli

- ◆ Geboren in Berlin ◆
- ◆ Arzt, Autor ◆
- ◆ Direktor der Klinik für Gynäkologie und onkologische Chirurgie ◆
- ◆ Charité Berlin ◆

## „Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo“

Prof. Dr. Jalid Sehouli ist neben seiner Tätigkeit als Arzt in der Charité Berlin auch Autor zahlreicher Bücher. Nachfolgend finden Sie (modifizierte) Textauszüge aus seinen Werken *Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo* und *Marrakesch*, beide im be.bra Verlag, Berlin, erschienen.

## Eine ungeplante Reise

Meine Frau Adak und ich sind auf dem Weg zu einem Vortrag in der Berliner Charité, als mich ein Anruf meines Schwagers Nabil erreicht. Ich kann nicht glauben, was er sagt. Wieder und wieder frage ich nach und sage ihm mit aller Gewissheit, die ich aufbringen kann, dass diese Botschaft nicht wahr sein darf. Ich kann und will es nicht glauben, was meine Ohren, aber nicht mein Verstand, hören. Ich rufe verzweifelt, mit zittrigen Händen und Armen, meine Geschwister an, spreche mit Morad, Latifa und Hamid und hoffe, dass sie mich aus diesem Albtraum endlich aufwecken lassen. Meine Schwester Latifa weint so sehr, dass sie nicht ans Telefon kommen kann. Hamid findet auch keine Worte. Nur eine lähmende Stille beherrscht unsere Verbindung.

Wir fahren ins backsteinfarbene Krankenhaus am Nauener Platz des ehemaligen roten Weddings, nicht weit vom Exerzierplatz, der mich immer wieder an den Platz der Erhängten, Djemaa el Fna, in Marrakesch, erinnert. Wir fahren auf das Krankenhausgelände. Mutter erkrankte vor einigen Wochen an einer Lungenentzündung, war aber auf dem Weg der Besserung. Sie lag nun im Rudolf Virchow Krankenhaus, wo sie mich 1968 zur Welt gebracht hatte. Mutter war doch auf dem Weg der Besserung, jetzt ist sie tot. Ich will es nicht wahrhaben. Ich will jetzt meinen Bruder Hamid treffen. Er schafft es aber nicht. Er findet nicht die Kraft, ins Krankenhaus zu kommen. Er war gerade dabei, die Zutaten für die Harira vorzubereiten, um sie heute Nachmittag zuzubereiten und unserer Mutter zu bringen. Sie hätte sich so gefreut, nur er kann die Harira wie Mutter zubereiten. Er

fährt in die Wohnung unserer Mutter, in die Exerzierstraße Nummer 9. Ich fahre zu ihm, ohne mich an eine Straßenkreuzung zu erinnern. Alles ist anders, irgendwie grauer und viel leiser als sonst. Als ich vor dem Haus Halt mache, wartet er schon. Die Straße ist wie gewohnt sehr belebt, die Autos drängeln sich durch die schmutzige Straße mit den vielen leerstehenden Läden. Ich steige aus, wir umarmen uns, wie wir es noch nie vorher getan haben. Wir vermissen unsere Mutter. In Mutters Wohnung in der ersten Etage fühlen wir uns sicher, fühlen uns unserer Mutter nahe, schweigen, weinen und schweigen wieder. Schweigen und Weinen gehören zusammen, wie unsere Mutter zu uns. Dann verabschieden wir uns, nur die blinde Bewegung kann nun den Schmerz lindern. Hamid fährt in sein Schuhgeschäft, er sucht die tägliche Routine. Ich fahre zu Mutter. Latifa, meine geliebte Schwester, ist schon da.

Der Literaturwissenschaftler Wilhelm Schmid sprach von der „atmenden Liebe“ – mir fällt das Atmen so schwer. Wir weinen, ohne zu atmen. Jeder, der den weißen Raum des Krankenzimmers meiner Mutter betritt, ist voller Tränen. Viele Menschen aus der Nähe oder von weiter her kommen zu Mutter. Viele müssen wieder gehen, halten die allerletzte Begegnung mit meiner geliebten Mutter nicht aus. Ich aber kann den Raum, kann doch nun meine Mutter nicht verlassen. Ich kann und will es nicht. So oft war ich nicht bei ihr, und hätte es aber tun können. Meine Beine gehorchen mir nicht mehr, mein Verstand und meine Seele auch nicht. Ich schaue aus dem Zimmer der dritten Etage. Draußen scheint die Sonne, im Zimmer regnet es tausende Tränen. Ich weine stärker als damals, als ich als Siebenjähriger im



Foto: Wiebke Peitz (Charité) – Porträt



selben Raum mit einem Schienbeinbruch fast sechs Monate lag. Ein vollbetrunkenen Autofahrer hatte mich auf meinem orangefarbenen Bonanzarad übersehen. Ich schaue aus dem Zimmer, ohne irgend etwas sehen zu können. Ich bin allein im Zimmer mit meiner Mutter, spreche mit ihr, bitte Sie um Verzeihung – Verzeihung dafür, dass ich ihr nicht immer zugehört habe. Viele andere scheinbar wichtigere Dinge stahlen mir die Achtsamkeit. Und ich danke ihr dafür, dass sie mir aber immer zugehört hat, egal unter welchem Problem oder Schmerz sie selbst litt. Mutter ist tot, sie bewegt sich nicht, aber sie vergibt mir, das fühle ich. Meine geliebte Mutter Zohra ist gestorben, unsere Mutter lebt nicht mehr. Ich weiß, dass der Himmel wieder blau sein und die Sonne wieder scheinen wird, aber jetzt ist Zeit, muss Zeit sein, für die Trauer, für den Schmerz des Abschieds. Dieser Tod ist traurig und so schwer. Ich gönne es aber meiner Mutter, dass sie jetzt loslassen und zur Ruhe kommen kann. Die Schmerzen in den Knien machten meiner Mutter so zu schaffen, die unzähligen Tabletten halfen schon seit Jahren nicht mehr. Ich versuche, mir diesen Moment des Abschieds nicht zum Feind zu machen. Khalil Gibran sagt es einfach so: „Denn was heißt sterben anderes, als nackt im Wind zu stehen und in der Sonne zu schmelzen?“

#### Nach Hause

Mutter wollte in Tanger begraben werden. So war es ihr Wunsch, seitdem sie in den 60er Jahren nach Deutschland kam. Nun taten wir alles, um ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Damals wusste ich nicht, ob es gut für mich und meine Kinder war, sie so weit von meiner Geburts- und Liebesstadt Berlin zu begraben. Es war aber ihr Wunsch. Heute weiß ich, dass es keinen besseren Ruheplatz als Tanger gibt. Was empfahl der amerikanische Schriftsteller Truman Capote jedem, der sich nach Tanger aufmachte: „sich gegen Typus impfen lassen, seine Ersparnisse von der Bank abheben und sich von seinen Freunden verabschieden, denn man wisse nie, ob man zurückkommt, da Tanger die Menschen festhält.“

Nun sind wir im Flugzeug nach Tanger – Abdelhamid, der älteste Sohn, Morad, der Jüngste, Latifa, meine Schwester, Adak, meine große Liebe, und unser größter Schatz, meine Mutter. Wir fahren die Mutter heim. Sie ist da, wir fühlen sie ganz nah bei uns. Sie ist in unseren schweren Herzen und in unserem ungläubigen Verstand. Noch nie sind wir gemeinsam mit der Mutter mit dem Flugzeug nach Marokko gereist. Jedes Jahr sind wir mit dem Auto viele Tage über die Landstraßen nach Marokko unterwegs gewesen. Die Flugtickets waren für uns damals unbezahlbar. Nun sind wir mit der Mutter nach Tanger unterwegs. In Tanger wartet Vater bereits auf uns. Vater ist vor über 30 Jahren nach Tanger zurückgekehrt. „Wenn Du älter wirst, kannst Du nicht in einem fremden Land zu Ende leben“, sagte er mir damals für mein Buch „Marrakesch“. Noch vor drei Stunden waren wir in der Moschee in Kreuzberg und jetzt sind wir alle im Himmel Richtung Mutter Afrika. Das ist mehr als nur eine Metapher. Mutter wird im Himmel bleiben, aber wir verlassen ihn wieder, in leichtem Sinkflug zum Flughafen „Ibn Batutta“. Jetzt bringen wir Mutter heim nach Tanger, der Stadt, wo sie aufwuchs, weit weg von ihren Eltern,

die in den Bergen des Rifgebirges lebten. Mutter war das einzige der sieben Kinder, das in der Stadt aufwuchs.

Vater Abdullah wartet am Flughafen auf uns. Abdelhamid wird Vater zum ersten Mal nach mehr als 24 Jahren wiedersehen. Wir landen in Tanger. „Ibn Batutta“ steht da in großen Lettern. Wir alle steigen aus, unsere Mutter wird getragen, der Wind tobt, mein Vater läuft mit verletztem Herzen hin und her, uns und den Schmerz des endgültigen Abschieds erwartend. Gemeinsam tragen wir den Sarg unserer Mutter, mein Vater voran. Wir fahren weiter, vorbei an dem Bezirk Dradeb im Nordwesten von Tanger, dem Ort, an dem meine Mutter und mein Vater aufwuchsen und sich vermählten, vorbei an den typischen breiten Steintreppen in einer mir so vertrauten und einzigartigen Farbe – der Farbton liegt zwischen einem Sandgelb und einem lebendigen Grau – die mich irgendwie heute als Erwachsener an die spanische Treppe im Herzen von Rom erinnert. Aber anders als dieser vornehme, römische Platz, liegt diese Treppe nicht an den Häusern der Reichen, sondern der ärmeren Bürger dieser Stadt. Meine Mutter war in dieser Gegend als die „Schneiderin der Treppe“ bekannt. Geld für einen eigenen Laden hatte die Familie nicht. Auf der breiten Treppe und bei den Begegnungen mit den Menschen lernte sie Spanisch und Französisch und liebte es auch noch in Berlin, bei den wenigen Gelegenheiten, diese europäischen Sprachen mit der langen kolonialen Geschichte zu sprechen. Auch wenn Mutter inzwischen äußerlich gealtert war, verwandelte sich ihr Gesicht wie durch Zauberhand in das eines jungen, rebellischen Mädchens, wenn spanische Worte in einer unglaublichen Geschwindigkeit ihre Lippen



Foto: Jalid Sehouli – Mutter Zohra



Foto: Jalid Sehouli – Mit seiner Mutter Zohra und Schwester Latifa in Tanger

verließen. Sie sprach sehr gut, und das allein über das Hören und Sprechen lernend, ganz ohne dass sie lesen konnte oder die grammatischen Regeln kannte. Sie konnte sehr gut zuhören und hatte auch den Mut, die gehörten Silben auszusprechen, egal ob sie sich an jeden Akzent erinnerte. Sie konnte nicht jedem Wort eine Bedeutung zuordnen, hielt sich aber an die Melodie der Sätze. Ich spüre ihre Melodie. Für den Rest der kurzen afrikanischen Nacht bleibt Mutter im Haus meines Vaters. Wir gehen in die ehemalige Wohnung meiner Mutter im Zentrum der Stadt und schlafen erschöpft ein. Es ist ein traumloser Schlaf. Ich wünsche mir, dass die Nacht meine Trauer schluckt und das Lachen wieder zu mir kommt.

Immer wenn mein Herz und meine Seele bluten, schreibe ich. Meine Bücher sind meine engsten Freunde. Mit ihren nackten und weißen Seiten hörten sie mir zu, mit ihren Worten hielten sie mich fest, gaben mir Halt und schenkten mir den notwendigen intimen und sicheren Raum für meine Zweifel und für meine Trauer.

#### Die Verschiebung der Familie und der Heimat

##### Heimat der Flucht

*Menschen auf der Flucht verlassen viel, meist zu viel,  
Manche von ihnen sind für immer entwurzelt, finden nie ihren Ruheplatz,  
riechen niemals mehr den so geliebten und betörenden Duft ihrer verlorenen Heimat.*

*Heimat ist aber dort, wo man sich am lebendigsten fühlt,  
Heimat ist dort, wo man seinen inneren Seelenfrieden finden will, ohne  
aber zu wissen, ob dies einem jemals gelingen wird.*

Jalid Sehouli aus dem Buch *Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo*

Als Analphabeten kamen Abdullah Sehouli und Zohra Sehouli nach Deutschland: erst nach Lübeck, dann nach Berlin. Abdullah immigrierte zu Anfang alleine nach Deutschland. Er musste Marokko damals verlassen, da Parteifreunde zu Parteifeinden wurden und sein Leben in höchster Gefahr war. Zohra arbeitete als Schneiderin in Tanger und zog Latifa und Abdelhamid vorerst alleine auf. In Deutschland arbeitete Abdullah als Werft- und Fabrikarbeiter und Zohra als Bäckereihilfin und Stationshilfe in einem Krankenhaus (Deutsches Rotes Kreuz in Wedding, Berlin). Meine Geschwister Latifa und Hamid waren in Tanger geboren und kamen im Alter von vier und sieben Jahren nach Deutschland. Wir sind alle in Berlin geblieben und sehen uns nahezu jede Woche. Adak, meine wunderbare Frau mit persischen Wurzeln, schenkte uns zwei wunderbare Kinder: Zora, die gerade ihren dritten Geburtstag gefeiert hat und Lazar, der schon bald stolze sieben Jahre jung wird. Meine beiden Kinder aus erster Ehe, Sara und Elias, waren gerade in den Ferien bei uns. Wunderbar, alle Kinder zusammen Lachen zu sehen. Auch meine Neffen sind alle „waschechte Berliner“: Fares, Dalya, Yassin, Soraya, Jasmina, Anas, Denis und Younes. Yassin wird bald heiraten, was für ein schönes Ereignis.

Auch Adaks Eltern flüchteten aus politischen Gründen aus ihrer Heimat.

In meinem Büro in der Charité hängt mein Zeugnis aus der siebten Klasse, mit einer Fünf in Deutsch und einer Fünf in Latein. Meine Abiturnote war nur eine schwache 2,3. Ich hatte einen Platz für ein Jurastudium. Ich entschied mich aber für die Medizin, da ich mich nicht wegen der Größe von Gartenzweigen streiten wollte und begann daher lieber eine Krankenpflegerausbildung in dem damaligen Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Wedding. Nun bin ich selber Direktor der Klinik für Gynäkologie der renommierten Charité und Universitätsprofessor. Alles ist möglich, wirklich alles!

#### Das Treppengespräch

„Wo kommt aber der Erfolg her?“, fragte mich vor kurzem eine Nachbarin auf dem Treppenflur, wohlwissend, dass meine Eltern ohne große Bildung nach Berlin gekommen waren. „Glück, Zutrauen und die Haltung meiner Eltern waren vielleicht die wichtigsten Faktoren“, antwortete ich. Es ist die Haltung. Diese Haltung hatten meine Eltern. Erfolg ist die Summe der richtigen Entscheidungen, auch wenn ihr Ausgang zum Zeitpunkt der Wahl sich meist nicht als richtig oder falsch erkennen lässt. Erfolg ist weniger die Vermeidung falscher Entscheidungen. Das „Geheimnis des Erfolgs“ scheint mir in dem Mut zur Entscheidung, zur Bewegung zu liegen. Zweifel darf man haben, Zweifel dürfen aber nicht lähmen. Meine Eltern gaben mir den Mut, Dinge zu tun, von denen ich überzeugt war und daran zu glauben. Ich erinnere mich nur allzu gut daran, wie mir mein Lehrer des Biologieleistungskurses auf dem Gymnasium sagte, dass ich es niemals schaffen könnte, Medizin zu studieren, da ich nur eine Note „Drei“ in Biologie, eine Drei in Mathematik und eine Zwei in Physik hatte. „Das ist viel zu wenig für ein naturwissenschaftliches Fach“, sagte er mir vor all meinen Klassenkameraden. Ich war damals auf dem sogenannten Aufbaugymnasium des Theodor-Heuss-Gym-



nasiums, da ich von der berüchtigten Herbert-Hoover-Realschule nach der 10. Klasse auf diese Schule kam und das, nachdem ich mit einer Sechs in Latein und einer Fünf in Deutsch nach meiner Schulzeit auf der Gesundbrunnen-Grundschule das Probehalbjahr auf dem Diesterweg-Gymnasium nicht bestanden hatte. Damals war alles für mich spannender als die Schule. Dazu kam, dass ich mehr als nur eine Dummheit mit meinen Schulfreunden produzierte. So schwänzten wir einige Schulstunden und spielten lieber Fußball oder stahlen in Kaufhäusern Dinge, die wir uns damals nicht leisten konnten, aber glaubten, unbedingt an unserem Körper modisch tragen zu müssen. Ich wurde als 14-Jähriger sogar zu Sozialarbeit verurteilt und fegte für viele Wochen das Laub im Wedding Park am Humboldthain. Alle meine Schulen waren in Wedding, im Umkreis von nur wenigen Kilometern, so wie meine Klinik heute. Ich glaube, wir hatten damals auch keine andere Wahl, zumindest kannten wir keine Alternative. Wenn ich heute an die intensiven und detailreichen Diskussionen über die Schulwahl in den Cafés der Stadt denke, muss ich daher stets etwas schmunzeln. Erfolg ist die Summe der richtigen Menschen, Menschen, die an einen glauben, mit all den schiefen Kanten und spitzen Ecken eines jeden menschlichen Charakters. Erfolg ist subjektiv und kann temporär sein und definiert sich nicht über Attribute oder Titel, aber umso mehr über den gesellschaftlichen Nutzen und die Kraft, Dinge auf den Weg und zu Ende gebracht zu haben.

### Wie kam ich zum literarischen Schreiben?

#### Die Kraft des Schreibens

Schreiben ist nach innen schauen,  
Schreiben ist sich selbst zuhören,  
Schreiben ist Tanzen,  
Schreiben ist sich und andere berühren;  
Schreiben ist Schweigen und Sprechen zugleich,  
Schreiben ist Leben.

Jalid Sehouli aus dem Buch *Mit Schreiben zu neuer Lebenskraft*

Sprechen und Schreiben – wunderbare Bewegungen der menschlichen Seele. Ich habe schon immer gerne gesprochen, auch das Schreiben machte mir bereits als frecher, junger Bursche große Freude. Ohne Schreiben ist Wissenschaft nicht möglich. Schreiben bewegt die Finger und die Seele, das weiß ich seit geraumer Zeit.

Mit Worten kann man sich ausdrücken, Worte können manchmal Gefühle und Gedanken erst sichtbar machen, für den, der die Worte zur Geburt brachte und für die, die die Wörter empfangen. Schreiben, so dachte ich, steht für meine deutsche Seite der Kulturmünze, das Sprechen für die marokkanische Seite. Nun weiß, ich, nachdem ich meine Bücher *Marrakesch* und *Tanger* geschrieben habe, dass beide ineinander übergehen. Das Bild der Münze ist nicht im Stande, beide für mich so wichtigen Tugenden zu beschreiben, es ist eher ein Ball, der rollt und die schwarzweißen Flecken, die ineinander übergehen.



Foto: Jalid Sehouli – Mit seiner Mutter Zohra, Schwester Latifa und Vater Abdullah

Ich suche auch nicht mehr nach den einzelnen Nuancen. Ich erspüre sie und freue mich über das besondere kulturelle Elixier.

Das Schreiben hilft mir, bei mir selbst zu sein, mich immer wieder aufs Neue weiter kennenzulernen, meine Eltern und meine Vergangenheit wertzuschätzen und etwas zu (er)schaffen, was die Kraft erhält, in die Zukunft zu gehen. Außerdem ist mir bewusst geworden, dass die Seele alle Sprachen spricht. Auch eine Sprache, die man erst später erlernt, ist kein Grund und keine Ausrede dafür, dass man seine Gedanken nicht zu Papier bringt. Schreiben heißt, sich zu positionieren. Wenn das Wort geschrieben ist, ist es nicht mehr zu verrücken, nicht mehr zu löschen. Schreiben macht das Gedankenwasser klar, Schreiben zwingt seine Haltung zu zeigen, Schreiben macht „nackt“.

Bevor man Geschichten (auf)schreiben kann, muss man das Beobachten üben, ebenso das Zuhören. Geschichten schreiben bedeutet auch, unsere Vorfahren nachzuahmen, unserer aller Vorfahren, egal welcher Kultur entspringend. Das Schreiben trägt mich. Schreiben hilft, die Farben der Seele einzufangen und zu erhalten. Mach Dich auf den Weg und befehle Deinen Ohren zu lauschen, Deinen Augen zu schmulen und Deinen Händen loszuschreiben. Bei einer Lesung zu meinem Buch *Marrakesch*, in dem ältesten Buchladen Berlins, der Nicolaischen Buchhandlung, sprach mich eine Schreibtherapeutin an und erzählte mir von ihrer wertvollen Arbeit mit Kindern. Inzwischen haben wir nun gemeinsam das kreative Schreiben für meine Patientinnen mit Krebserkrankungen eingeführt. Das Echo der Frauen und Angehörigen ist überwältigend. In diesem Zusammenhang haben wir, Susanne Diehm, Jutta Michaud und ich, sogar ein Buch namens *Mit Schreiben zu neuer Lebenskraft* veröffentlicht, welches 2019 im Kösel-Verlag erschien und Bilder von Dr. Adak Primorady enthält. Meine Liebe zu Marokko, mit all meinen Gedanken

als Berliner Weltbürger, habe ich nun in zwei Büchern beschrieben. Mein erstes Buch heißt *Marrakesch*, mein neuestes Werk *Und von Tanger fahren die Boote nach irgendwo*. In diesem Buch dreht sich alles um eine der geheimnisvollsten Städte weit und breit, Tanger, die weiße Perle Afrikas, die nördlichste Stadt des Königreichs Marokko, die wegen hungriger Schmuggler, exzentrischer Literaten und glückloser Glücksritter lange Zeit verrufen war und Magnet unzähliger außergewöhnlicher Menschen und ihrer Geschichten ist. Das Buch war bereits begonnen, die ersten teils amüsanten, teils ernsten Kapitel geschrieben, die ersten Zitate berühmter marokkanischer und marokkoliebender SchriftstellerInnen entdeckt, als der plötzliche Tod meiner Mutter dem Buch seine besondere Prägung gab. Die Geburt unseres Sohnes Lazar und ein unglaublich brutaler Überfall auf mich am helllichten Tag in der Klinik, sind zusätzliche fesselnde Themen. Besonders habe ich mich darüber gefreut, dass meine Bücher in dem bekanntesten Buchladen Tangers „Librairie des Colonnes“ ausgestellt werden. Der Buchladen ist wie ein Extrakt der Stadt und ist eher als ein poetischer Treffpunkt berühmter, verkannter, enttäuschter und zufriedener SchriftstellerInnen bekannt. Namen über Namen werden leise, aber stolz genannt: Mohamed Choukri, Mohammed Mrabet, Jean Genet, Tahar Ben Jelloun, Samuel Beckett, Marguerite Yourcenar, Driss ben Hamed Charhadi, Amin Maalouf, Patricia Highsmith, Tennessee Williams und Joe Orton. Fremde zitieren selten andere Fremde. Vielleicht wurden marokkanische SchriftstellerInnen deswegen in den Büchern der englischen und französischen Verlage so selten zitiert. „Tanger ist der prognostische Puls der Welt. Es ist wie ein Traum, der aus der Vergangenheit eine Brücke in die Zukunft schlägt, eine Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit“, so beschrieb es der Literat William Burroughs.

Es sind inzwischen mehr als sieben Jahre vergangen, seit dem plötzlichen und unerwarteten Abschied von unserer Mutter. Es ist Sonntag und wir sitzen alle zusammen, haben uns wie nahezu jeden Sonntag zum gemeinsamen Essen und Plaudern in Spandau eingefunden. Hamid, begnadeter Schuhhändler für Über- und Untergrößen, kocht diesmal wieder Couscous aus seinem scheinbar unendlich großen marokkanischen Kochrepertoire und Morad, der renommierte Rechtsanwalt, betätigt sich als „bester Pizzabäcker der Welt“. Ja, er hat einen echten italienischen Steinofen mitten in seinem Garten aufstellen lassen, als ein Klient und Restaurantbesitzer seine Rechnung nicht anders begleichen konnte. Etwa fünf Meter links davon erreicht man das marokkanische Minzbeet meines Bruders Hamid. Der Sonntag ist unser festes Ritual und damit weit mehr als nur ein kulinarisches Erlebnis mitten in Berlin. An diesem Tag finden alle ihre Ruhe in der Geborgenheit der großen Gemeinschaft und dies, trotz oder gerade wegen des Trubels der Enkel, Neffen, Eltern, Schwiegereltern, Nachbarn und Freunde. So liebte es auch unsere Mutter und trug uns immer auf, dass wir auf uns gegenseitig aufzupassen hätten. Auch Latifa ist da, die schon länger wegen ihrer Krankheit nicht mehr als Krankenschwester arbeiten kann, aber irgendwie die soziale Ader unserer Familie symbolisiert. Wie die Brüder kann auch sie wunderbar erzählen, nimmt sich aber in der Gesellschaft eher zurück.

Unsere Tochter heißt „Zora“, wie meine Mutter. Nur das „H“ haben wir weggelassen. Gehört haben wir das „H“ in Zohra sowieso nie. So wird sie eng mit den vielen positiven Erinnerungen an meine Mutter Zohra, von den Berlinern damals nur Soraya mit langem „o“ und „a“ gerufen, verbunden sein. So erzählte sie mir zum Beispiel einige Jahre vor ihrem Tod, dass sie, wenn sie damals aus ihrer Wedding Einzimmerwohnung aus dem Haus ging, mit der Kohle ihres Ofens Zeichen auf den Bürgersteigen der Straßen markierte, um den Weg zurück zu ihrer Familie zu finden. Sie konnte weder die Straßennamen lesen, noch die Menschen, die alle eine andere Sprache sprachen, fragen. Stralsunder Straße, Brunnenstraße, Strelitzer Straße, Voltastraße oder Amendestraße waren für sie nur Zeichen und Laute einer anderen Welt – einer Welt, der sie sich stellen wollte. Für sie gab es nie eine Alternative. Mut machte ihr ein Berliner Bäckermeister, an dessen Geschäft sie Tag für Tag mit meinen in Marokko geborenen Geschwistern Latifa und Hamid vorbeikam, wenn er lächelte und mit den Kindern kleine Späße machte. Das bestärkte sie, gab ihr Hoffnung. Sie lächelte stets verlegen und freundlich zurück. Nicht alles, aber viel Gutes im Leben beginnt mit einem Lächeln.

Ich komme gerade aus Casablanca zurück, ich war auf der größten afrikanischen Buchmesse (SIEL). Es war großartig! Ich war eingeladen vom Goetheinstitut, ich war so beeindruckt. Ich habe in Deutsch gelesen, mein Freund Ahmed Abida in Arabisch, aus meinen übersetzten Büchern (Slaiki Verlag, Tanger und Marrakesch). Ich verstand seine Worte nicht, wusste aber, was er meint. Was für ein Geschenk, ich fühle mich so geborgen.

An sich glauben, sich auf „das Gute“ konzentrieren und freundlich sein: Das waren die Leitbilder meiner Mutter, welche ich versuchen werde, stets in Ehren zu halten.



Foto: Werner Schuering – In der Charité



## PASSPORT



Idriss Al-Jay

- Geboren in Fès •
- BRD seit 1991 •
- Geschichtenerzähler •
- Märchenerzähler •

## „Die Zunge hat keinen Knochen“

Idriss Al-Jay, in Fès geboren, ist durch seinen Vater schon als Kind mit traditioneller Dichtung und Musik in Berührung gekommen. Je älter er wurde, umso mehr Interesse entwickelte er dafür. Ihm ist es wichtig, die mündliche Erzählung im traditionellen marokkanischen Stil zu überliefern, so wie er es von berühmten Meistern der Erzählung vor der Stadtmauer in Fès oder auf dem Platz Djemaa el Fna in Marrakesch erlebt hat.



Foto: Idriss Al-Jay – Bei seinen Auftritten als Erzähler

## Die Kunst als Brücke zwischen den Kulturen

Mir ist zu Ohrengekommen, oh ihr glücklichen, weisen Leser. Möge euch ein langes Leben beschert sein. Eines Tages, als der Tag erwachte und die Sonne lachte, machte sich ein Theatermann aus der Stadt Fès mit einem fliegenden Teppich aus Stahl und Metall auf den Weg in die Ferne. Er wurde von einem Künstler aus seiner Stadt eingeladen, um neue künstlerische Perspektiven zu entdecken und seinen kulturellen Horizont zu erweitern. Er kehrte dem Sonnenaufgang den Rücken und wendete sein Antlitz Richtung Sonnenuntergang, bis er die Stadt im Abendland, Hannover, 1991, erreichte. Es war eine gewaltige Wendung in seiner künstlerischen Vorstellung, wie auch in seinem allgemeinen Leben. Jetzt erst begriff er, dass er sich im Land der großen Dichter, Denker und Künstler befand. Nietzsche, Hegel, Marx, Goethe, Schiller, Brecht, Zuckmayer, Fassbinder, Wim Wenders ... der, der ihre Werke schon in seiner Geburtsstadt gelesen und gesehen hatte. Die Faszination von den Werken dieser Genies war schon in seiner Heimat groß und doch vergingen einige Jahre, bis er deren Werke in deren Muttersprache lesen konnte. Mit der Zeit und den Fortschritten in der Sprache des neuen Landes, wurde er immer gieriger und durstiger nach mehr Wissen. Er verschlang alles, was er über die alte und neue Heimat und vor allem über seine Geburtsstadt Fès lesen konnte. Durch das Lesen erwachten in ihm Erinnerungen aus der Vergangenheit und Kindheit und so stellten sich viele Fragen in Verbindung mit seinem neuen Leben in der neuen Heimat: „Wohin mit all diesen Gefühlen, der Sehnsucht, dem Heimweh und der Nostalgie?“ Nach vielen Bemühungen begann er langsam, seine Theateraktivitäten, in der Sprache der neuen Heimat, fortzusetzen und auf der Suche nach einem neuen Horizont, schloss er sich unterschiedlichen Theaterkarawanen an und reiste mit ihnen durch Täler, Flüsse und Berge, segelte auf den Meeren der Bühnen des Landes; von Nord nach Süd und von Ost bis West. Es war ein schönes Gefühl, wieder in seinem Fach, in seinem Bereich, im eigenen künstlerischen Element zu sein. Es ist schön, Stücke der anderen zu spielen oder zu inszenieren, aber was ist mit seiner eigenen Kultur? Wie kann er diese den anderen Menschen in diesem Land vermitteln und verständlich darstellen? Er fühlte sich gegenüber seiner alten Heimat verpflichtet, deren Kultur, Sitten, Gebräuche und Denkart den Menschen in der neuen Heimat nahezubringen, wie auch die Kultur dieses Landes seinen Landsleuten zu erklären.

Nach langem Suchen und Überlegen, fand er die Antwort in dem vielfältigen Garten der Erzählung. Das harmonierte mit seiner Person, denn er stammt selbst aus einer Familie, die die mündliche Kultur der Erzählung pflegt. Und so konnte er, durch Geschichten und Märchen inspiriert, von seiner ursprünglichen Kultur und auch von den Übersetzungen beider Sprachen, eine Brücke zwischen der Kultur des Morgen- und Abendlandes schlagen.

Jetzt hat mich die Morgendämmerung erreicht, ich werde schweigen – aber nicht für immer, nur bis zum nächsten Abend und bis zur nächsten Geschichte.



PASSPORT



Fouzia Taibi

- Geboren in Beni Sadden • BRD seit 1990
- Kauffrau, Germanistin und Schriftstellerin •

„Ein Gedicht kennt keine Nationalität!“

Fouzia Taibi, geboren 1984 in Beni Sadden (Nähe Fès, Marokko) ist eine deutsch-marokkanische Dichterin amazighischer Abstammung. Ihre Vorliebe gilt insbesondere der arabischen und deutschen Lyrik und Literatur. Sie hat Germanistik und Soziologie (B.A.) an der Johann Wolfgang Goethe-Universität studiert und arbeitet nun in der Erwachsenenbildung. Taibi ist verheiratet und lebt in Frankfurt am Main.

Veröffentlichungen: Afrika Taschenkalender 2010, Brandes & Apsel Verlag, Gedicht „Wortlandschaften“

Deine Sprache, Mutter ...

Jede Silbe ist Dein  
 Jedes Wort mit dir Eins  
 Dichtend, Mutter  
 Ehrenwert deine Worte Smaragdgrüne Seide  
 in deiner Stimme  
 Der Klang  
 in ihrer Schönheit  
 Schweigend, Mutter Unvergesslich  
 ruht deine Zunge  
 im Paradies  
 Ewig lausche ich deinem Gesang  
 Deine Sprache, Mutter ist mein  
 Zuhause

Zitronengelb

Birnenförmige  
 Gestalten  
 wandeln umher  
 Alle stumm vor Säure  
 In ihrem Herzen  
 erstarrt  
 Die Gelassenheit  
 Mit der Zeit zerfrisst sie das  
 zitronengelb

Thamazighirt inu – Meine Heimat

Die Thamazighirt meines Herzens, der Raum in dem ich mich frei bewege.  
 Fliege.  
 Wandere.  
 Bin. Sonnenstrahlen erhitzen die Gemüter.  
 Trotzdem überall schallendes Gelächter.  
 Parkende Esel neben parkenden Autos.  
 Bettler, die ignoriert werden, neben Fleisch- und Gemüsekaüfern. Verkäufern.  
 Sitzend. Bunte Gerüche, überall. Der Staub wirbelt.  
 Nimmt sich vieles heraus. Verschmutzt einiges.  
 Nicht schlimm, im ewigen Schatten ruhen einige.  
 Die Thamazighirt, in der ich wohne, ist schillernd und grell.  
 Atemberaubend familiär und gelegentlich verräterisch.  
 Selbstbewusst stolzieren die Bewohner  
 durch die kleinen, brüchigen, verstaubten Gassen. Sie lieben es.  
 Gelegentlich.  
 Wiederum hassen sie es.  
 In unserer Thamazighirt ist Routine der Auslöser jeden Übels.  
 Ewig sich wiederholende Worte  
 und Taten ohne die geringste Hoffnung auf Bewegung.  
 Meine Thamazighirt ist die Schönste.  
 Ich habe dich vor einer halben Ewigkeit verlassen.  
 Zurückkehren werde ich immer wieder.  
 Irgendwann für immer.  
 Meinen Seelengruß da lassend.  
 Dahin zurückkehrend  
 wo meiner Seele Leben eingehaucht wurde  
 und es ihr wann Gott will wieder genommen wird.  
 Mich und meine Thamazighirt verbindet großer Respekt und eine innige Liebe.  
 Sie besucht mich in meinen Träumen und freut sich über mein  
 Kommen, über mein  
 Dasein und über mein kurzes Bleiben.  
 Zur Begrüßung glänzt jede Lehmhütte in strahlendem Beige.  
 Selbst die kleinen Moscheen strahlen und strotzen vor Eleganz und freuen sich  
 über meine Anwesenheit.  
 Thamazighirt inu.  
 Ja Thamazighirt inu.  
 Ich bekenne mich zu dir voller Stolz und freue mich  
 ein Teil von dir zu sein.  
 Mein Ziel ist es, irgendwann in deinen Armen einzuschlafen.  
 Du bist meine Mutter in meinem Vaterland.  
 Hältst deine Arme stets offen.  
 Bittest mich ständig zu bleiben.  
 Doch, ich muss gehen.  
 Meine letzte Reise führt mich zu dir.  
 Thamazighirt meines Herzens.

ثمازيڤرت إينو (وطنى)

ثمازيڤرت قننى...  
 هذا الصفاء الذي فيه أنا طليقة أعفون...  
 هذا الذي أنا فيه...  
 طائر...  
 رحالة...  
 أنعم الشمس تهب الغوس...  
 لكن الصحبات مجلجلة  
 في كل مكان...  
 حار واقف... بجوار سيارة واقفة...  
 متسولون مهمزون...  
 جلوسون...  
 بجانب باعة اللحم والخضار... والمشتريين  
 ورواح موكشنة...  
 في كل مكان...  
 الغبار يروح...  
 يأخذ لفته الكثير...  
 لكنه يلوث بعض الأشياء  
 لا بهم، ففي الطلال الرسمية يستريح بعض الناس...!  
 ثمازيڤرت التي أسكنها  
 وأجاسها، متألقة وبموتوحة...  
 عالمة إلى درجة تحبس الألفاظ!  
 قبله للمساومة...  
 لكنها بين البينة والقيمة...  
 خاتمة!  
 والقد من نفسها تصبح الخواطر عبر الألفة الصغرة المشقة المظفرة...  
 قد تعنى هذا البعير  
 لكنها أحيانا تأفك منه...  
 في ثمازيڤرتنا... الرزين مفتاح كل خير...  
 الأقوال والأفعال تعد بلا فاقة...  
 ولا أدق أمل في الإثارة...  
 ثمازيڤرت هي الأجل...  
 بارحتك مظهرة منذ أنه طويل...  
 لكني، ها أنا أزعج إليك مرة تلو المرة،  
 وفي وقت ما ستكون رجعتي للأبد...  
 لاقني هناك بسلام ورحي...  
 وألرب إليك... إلى حيث نكحت في رومي الحياة...  
 وحيث سيقضيها إليه الله من شاء...  
 يربط بيني وبين ثمازيڤرتي حبة أصيلة...  
 وحب عتيق  
 تزيين في أحلامي، قش فرحا عظيمي،  
 وبخفي بوجودي فيها وبخفي القصور...  
 في احتفائها بي بلع كل كوخ طين بلونه الترابي  
 حتى المساجد الصغرة، تتشبع وتعلو في كبرياء... فرحة بواجدي  
 ثمازيڤرت إيوو...  
 أجل... ثمازيڤرت إيوو...  
 أمزف بك وأنا فغورة...  
 وسعيدة بأن أكون جزء منك...  
 عني أن أتم يوما ما مليء جفتي بين ذرايعك...  
 أنت أمي في وطني الأب!؟  
 ها أنت تمدني ذرايعك المتكسحين  
 تسألني في إلحاح أن أقبلي...  
 لكنني، وأسفاه، لا بد أن أفتورا!  
 ورحلي الأخرة قاندي إليك...  
 أعود يا ثمازيڤرتي...  
 يا ثمازيڤرت قننى...  
 ثمازيڤرتي يا حامية رومي العريقة...  
 يا أيها المكان المذب حيث ولدت...  
 أيها النجاة الأبدية المشعة بالأشواق...  
 يوما ما سأخر بين ذرايعك الحسيتين...  
 ذراعي أمي المتفصتين بالحب...  
 ذراعي...  
 ثمازيڤرتي...!  
 ترجمة حيا كرموس  
 ترجمة حيا كرموس





**grüne Zement-Tage**

grüne Zement-Tage  
hängen  
Über meinem Vorhang  
ihre Schwere trifft  
Unsere Leere  
Begegnet der Leichtigkeit  
nur selten  
Ein Haus spricht  
Die Reihenhäuser  
schweigen  
Die Tannenzweige  
fallen  
Unaufhörlich  
Grüne Zement-Tage  
widersprechen meiner Gemütslage  
Nachts  
Schmücke ich mich  
Mit ihrem Schein

**Illusionen**

Aus erlesenen Fäden  
stricken sich meine Träume  
Nachts  
edle Handarbeiten  
bunte Gewänder  
glitzernde Unikate  
Diese streifen meine Brust  
mit einer bissigen Schere  
näht der Schneider  
tagsüber  
drauf los  
ratternde Nähmaschinen  
bilden Massenware  
Aus erlesenen Stoffen  
werden  
aufgrund der Lebenswahrheit  
oft herkömmliche

**خيالات**

من الأقمشة الممتازة  
تغزل أيامي لها ليلا  
تحفا يدوية:  
حلا مزركشة..  
نماذج متأققة،  
تحيط بصدري.  
  
ويعقص قاطع،  
يقصها الخياط  
نهارا،  
وتصنع منها آلات الخياطة المجمعجة،  
بضائع بكميات وفيرة!  
  
بفضل الواقع،  
يتم غالبا  
حتى من الأقمشة الممتازة،  
صنع أشياء عادية!

**Wie gewonnen – so zerronnen**

In Frieden leben  
Ohne Angst zum Dieb zu werden  
Der Zeit entkommen  
Wie gewonnen – so zerronnen  
Gehen und kommen  
Vielleicht  
Auch nicht  
In Frieden genießen  
Ohne jemanden zu zerstören  
Freund zu bleiben  
Mit sich und mit allen  
Feinden  
Zu ehren und gebären  
Licht und Leben zu schenken  
Vielleicht  
Vielleicht auch nicht  
In Gefühlen zu baden  
Niemanden aus Schuldgefühl ertragen  
Müssen  
Denken ich muss geben  
Freiwillig schenken ist Leben  
Daten, Zeiten und Menschen begleiten uns alle  
Trotzdem bekennen wir uns nicht wirklich zu unseren  
Gemeinsamkeiten  
In Eile hasten wir  
Verweilen gelegentlich wie ein Tier  
Müssen, schon lange nicht  
Wenden  
Bis es bricht  
Zur Genüge rasen wir – suchen Sinn des Seins  
Finden Frust in getrennten Häusern – durch fremdes Zerteilen  
Deins und Meins  
Richten Übel an  
Begehen Taten der Großen  
Fühlen uns zu klein um dagegen zu stoßen  
Reißen an unseren Seelen  
Spielen Verstecken mit Gefühlen  
Suchen – Ewig. Finden – Selten. Wenden und drehen. Gehen und  
kommen. Häufig dasselbe  
Immer wieder  
Wie gewonnen – so zerronnen

**Wortlandschaften**

In dir  
meiner Sprache  
bin ich  
Durch dich  
meiner Mutter  
leb ich  
Mit dir  
Meiner Erde  
fühl ich  
Zeitlos ruht dein Ton  
in Mir  
Dein Thron  
über mich  
Dein Glanz  
in buntem Antlitz  
erfüllt mich  
Gesänge bilden Mosaiksteine  
Deine Worte  
sind mir ewig bekannte Orte  
Dein Geruch  
ist meine Sehnsucht  
deine Wortlandschaften  
Mutter  
darin Wohn ich



**Welch Melancholie**

Welch Melancholie umkreist mein Herz  
 Beschattet diese graue Erscheinung  
 Die bei lebendigem Leib begraben wird  
 Trüb stimmen mich die schwarzen Tage  
 Welch wandelnde Melancholie  
 Zerplatzen meine Träume wie Seifenblasen  
 Lässt sie verschwinden  
 Als wären sie nie existent gewesen  
 Die Melancholie ist die dunkle Zone in meinem Leben,  
 Die Angst und Verlust vergegenwärtigt  
 Und um Freude mich beraubt  
 Ihre Schatten gewaltig  
 Mein Körper kraftlos  
 Möchte mich gegen sie auflehnen, betrügen  
 Welch Melancholie umkreist mein Herz ...  
 Das frage ich mich jedes Mal,  
 Wenn sie mich heimsucht

**Der Wächter**

Ich grüße dich  
 Die Sehnsucht tut es auch  
 Sie ist der Grund, weshalb ich dir schreibe  
 Sie war der Wächter unserer Liebe  
 Aber jetzt ist sie bloß sie selbst  
 Oft ist sie traurig, fragt mich nach dir  
 Ich verstehe sie vollkommen  
 Auch ich vermisse dich und sehne mich nach dir  
 Lange habe ich gezögert, mich nicht getraut dir zu schreiben  
 Um ehrlich zu sein, habe ich die Sehnsucht oft gedemütigt  
 und um ihre Freiheit beraubt  
 Wie verrückt hat sie mich ständig und immer nach dir gefragt Sie hat  
 in Ihrer Einfachheit geglaubt, ich würde dich nicht  
 mehr wollen  
 Oft versuchte ich ihr zu erklären, dass du nicht gut für mich  
 seiest  
 Jedoch glaubte sie mir nicht  
 Ich grüße dich, verlorene Liebe, und die Sehnsucht tut es  
 auch  
 Sie ist der Grund, weshalb ich dir schreibe ...

**عمل يومي****Arbeitsalltag**

Sie stellen mir Fragen  
 Ich antworte  
 Sie sind nervös  
 Ich beruhige Sie  
 Sie legen das Gepäck auf das Rollband  
 Ich lächle  
 Ich händige Ihnen ihre Bordkarten aus  
 Sie lächeln und gehen  
 Sie gehen  
 Ich bleibe  
 Sie gehen und ich bleibe  
 Ich stelle mir Fragen  
 Keiner antwortet  
 Ich bin nervös  
 Keiner beruhigt mich  
 Ich nehme das Gepäck entgegen  
 Sie lächeln  
 Sie gehen  
 Ich bleibe  
 Sie gehen und ich bleibe, bleibe ...

أنت تطرح أسئلة علي،  
 وأنا أجيب.  
 أنت تتوتر،  
 وأنا أهدئ من روعك.  
 تضع متاعك على الشريط المتحرك..  
 أبتسم..  
 أنت تنصرف،  
 وأنا أبقى..  
 تنصرف أنت، وأبقى أنا!  
 أطرح أسئلة على نفسي..  
 ما من أحد يجيب.  
 أتوتر،  
 ما من أحد يهدئ من روعي.  
 أتسلم الأمتعة..  
 تبتسم..  
 أنت تنصرف،  
 وأنا أبقى،  
 تنصرف أنت، وأنا أبقى.. أبقى



## PASSPORT



Mohamed Massad

- ◆ Geboren in Casablanca ◆
- BRD seit 1998
- ◆ Freier Journalist ◆
- ◆ Schriftsteller ◆

## „Heimat – was ist das eigentlich genau?“

Der Schriftsteller und Journalist Mohamed Massad lebt in Berlin. In sein Herkunftsland Marokko reist er oft aus beruflichen und privaten Gründen. Tanger, Ketama, Fès, Rabat, Casablanca, Essaouira – er sucht Orte auf, die sein Leben geprägt haben, bis er vor 20 Jahren nach Deutschland kam. Er besucht seine Familie, trifft sich mit Freunden, spricht mit Politikern und Politikerinnen. Mohamed Massad macht sich ein Bild von den Veränderungen der marokkanischen Gesellschaft und versucht sich selbst zu verorten. Ist Marokko noch seine Heimat? In der Geschichte „Die Brille des Verräters“ spürt Mohamed Massad in seiner eigenen Art und Weise dem Thema *Heimat* nach.

## Die Brille des Verräters

Wir befinden uns im Festsaal des Rathauses von Trier, der Geburtsstadt des großen Gelehrten Karl Marx. Anlass ist die Verleihung von Einbürgerungsurkunden an Migranten und Migrantinnen, die die entsprechenden Voraussetzungen erfüllt haben. Den deutschen Pass zu bekommen war gar nicht so einfach, aus historischen und psychologischen Gründen, die mit dem Dritten Reich zu tun haben. Das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte führte nicht nur zur Zerstörung Deutschlands, sondern auch zu seiner Teilung in Ost und West.

Es war ein Dienstag. Der Oberbürgermeister verlas die Namen der Neubürger und Neubürgerinnen. Er hatte eine neue Tradition begründet, indem er einen der Eingebürgerten beauftragte, eine Rede zu halten. In diesem Jahr war die Wahl auf einen Araber gefallen, der sich tage- und nächtelang auf diesen Termin vorbereitet hatte.

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister, meine Damen und Herren, an nichts könnte man sich besser orientieren als an dem Zitat von Novalis, wo es heißt: „Wo gehen wir denn hin? – Immer nach Hause.“

Aber streben wir wirklich immer nur nach einer Heimstatt, die uns Sicherheit bietet?

An einem Sonntag im Herbst bin ich abgereist. Ich weiß nicht, ob ich nur verreisen oder auswandern wollte, aber eines war es nicht: Eine Flucht. Obgleich ich auch dies niemandem zum Vorwurf machen würde. Auch viele deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Künstler und Künstlerinnen mussten vor ihrer Verfolgung im Dritten Reich fliehen, nachdem die Nazis die Demokratie ausgenutzt hatten, nur um die Welt in eine Hölle zu verwandeln, die Millionen Menschen das Leben kosten sollte. Sie flohen, und dadurch überlebten sie und ihre Ideen. Ihre Auswanderung bot ihnen Schutz und Sicherheit. Auch die großen Religionen gingen um die Welt und bewahrten dabei ihr Wesen. Ideen wanderten und überdauerten. Auch als der arabische Philosoph Ibn Ruschd in Bedrängnis geriet, packte er seine Sachen und suchte anderswo Schutz.

Innerlich bin ich mehrfach emigriert, in unterschiedliche Zeiten und an verschiedene Orte. Ein Akt, der meinen Namen und meine Person



Foto: Mohamed Massad – Porträt





Foto: \*sinafoto – Beim Auslandssender Deutsche Welle



Foto: Michael von Lingen – Mit Soraya Mokat und Joachim Gauck

in Diversität blühen ließ. Migration hat für mich zwei grundlegende Dimensionen: Die eine stärkt das Bewusstsein für die Relativität. Die zweite ist mit der ersten verbunden, ja sie ist ihr Ergebnis, denn die Fähigkeit zur Relativierung ermöglicht es uns, die Unterschiedlichkeit des anderen zu achten, egal welche Hautfarbe er hat, welche Sprache er spricht, woran er glaubt und was seine sexuellen Neigungen sind. Emigration, so drückt es Julia Kristeva in ihrem Buch „Fremde sind wir uns selbst“ aus, ist eine „kreative Kraft“.

Verehrter Herr Oberbürgermeister, meine Damen und Herren, schon bevor ich aus Marokko nach Deutschland kam, war ich ausgewandert. Die Erzählungen eines marokkanischen Veteranen, der gegen Nazideutschland gekämpft hatte, waren für mich wie eine Reise. Mir war, als erlebte ich selbst diesen sinnlosen Krieg, den Edgar Morin den Selbstmord Europas genannt hatte. Der Veteran war in diesen Krieg ohne eigenes Zutun hineingeraten und er sprach voller Schmerz davon. Trotzdem hatte er auch schöne Erinnerungen an die Deutschen, und vielleicht war es seine Ehefrau Lanan, die er in Deutschland kennengelernt hatte und die seinem Kampf in der Fremde einen Sinn gegeben hatte. In Deutschland hatte er sie kennengelernt und sie dann nach Marokko mitgenommen – ein Land, von dem sie wohl kaum gewusst haben mag, wo es liegt.

Später fand meine Migration übers Lesen statt. Deutsche Literatur und Philosophie versetzten mich an neue, schwer erreichbare Orte, und der Weg dahin erfolgte durch eine warme, anziehende, elegante und dichte Sprache. Eine tiefgründige Sprache, die großen Gelehrten leicht über die Lippen kam: von Goethe bis Schiller, von Hegel bis Marx und von Hölderlin bis Beethoven, der den deutschen Idealismus in unsterbliche Symphonien übersetzte.

Diese meine Wanderungen schlugen stille Wurzeln in mir und verbanden sich mit den unterschiedlichen Sprachen, aus denen ich in

Marokko schöpfte und die mich tief prägten: das Arabische, das Tamazight, Mediterana, das Andalusische sowie Afrikanische, das islamisch-jüdische Wurzeln hat.

Verehrter Herr Oberbürgermeister, meine Damen und Herren, wir alle erinnern uns an das „Sommernächten“, wie die Presse den Sommer von 2006 nannte, in dem Deutschland die Fußball-WM ausgerichtet. Ich bin kein Fußballfan, aber ich spürte damals, wie in mir eine Wurzel wuchs. Es war ein wahrhaft außergewöhnlicher Sommer.



Foto: Mohamed Massad – Mit Hamid Aqqar, Präsident des Schriftstellerverbandes AD



Foto: Mohamed Massad – Bei der Buchvorstellung von Nariman Hammouti-Reinke, 2. von rechts

Selbst das Wetter spielte mit. Die Sonne erwärmte die Straßen wie nie zuvor. Die Weltmeisterschaft gewann Deutschland leider nicht, aber es gewann sich selbst, und es gewann uns. Aus Gästen wurden Landsleute. Deutschland überwand den Schuldkomplex, der sein Verhältnis zu sich selbst und zu anderen geprägt hatte, und es schien, als hätte es den weisen Ausspruch Goethes verinnerlicht, wo es heißt: „Ein Volk, das seine Fremden nicht ehrt, ist dem Untergang geweiht.“

Ich wage zu sagen, dass ich es bedaure, nicht das Wunder der friedlichen Revolution erlebt zu haben, als die Deutschen die Mauer, die sie getrennt hatte, niederrissen. Aber ich fühle mich entschädigt, weil ich die Weltmeisterschaft unter dem Motto „Die Welt zu Gast bei Freunden“ miterleben durfte, die diesem Motto vollkommen gerecht wurde. Deutschland befreite sich damals nicht nur von seinem Schuldkomplex, sondern auch von seiner Schizophrenie in seinem Umgang mit Zugewanderten, von denen Max Frisch gesagt hatte: „Wir wollten Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.“

Ja, wir sind Menschen. Wir alle, unabhängig davon, wie wir alle die Reise „nach Hause“ angetreten haben. Wir alle sind Verräter. Heute verraten wir das, was wir gestern gelernt haben. Verrat ist ein ständiges Auslöschen, und der Mensch ist immer auf der Suche. Verrat ist das Pendant des Zweifels und das Gegenteil davon von etwas überzeugt zu sein. Sozialisation hilft dabei, dogmatisches Denken zu beseitigen, und eine fest gefügte Identität ist Illusion.

Als Deutschland Argentinien im Elfmeterschießen bezwang, gingen wir alle zusammen auf die Straßen und bejubelten unseren Verrat, jeder nach seiner Fassung. In diesem allgemeinen kindlichen Freudentrüb zeigte einer den Hitlergruß. Er wollte damit einer falschen, für immer vergangenen Identität Ausdruck verleihen. Aber wir alle ließen uns nicht darauf ein. Wir sahen ihn und liefen weiter, denn



Foto: Mohamed Massad – Teilnahme an Buchmesse in Casablanca 2012

wir trugen Brillen, die unseren Blick korrigierten. Ich wünschte mir, der Provokant hätte Nelson Mandelas Satz: „Niemand wird geboren, um andere zu hassen“ gelesen.

Bin ich Marokkaner? Bin ich Deutscher? Was bin ich?

Ich bin ein Mensch. Heimat ist für mich nicht nur ein Ort, sondern vor allem ein Gefühl. Oder wie es René König einst sagte: „Ich bin Weltbürger. Einmal Emigrant, immer Emigrant.“

Stehe Gott den Wandernden bei. Friede sei mit Ihnen.



Foto: Youssef Naouri – Mit Khalid Belkassam (li.), Literaturkritiker und Nabil Mansar, Dichter



# نظارات الخائن

”الهجرة كتجربة دائمة“

غونتر غراس

السيد عمدة المدينة المحترم

السيدات والسادة

لا أجد أفضل من قولة الكاتب الألماني نوفاليس للاستدلال بها في هذا المقام.

”إلى أين نسير؟

إلى الدار دوما“.

هل حقا، رحلة المرء هي من أجل البحث عن الدار التي تشكل أمانا له؟ كان السفر ذات أحد من أيام الخريف. هل كان سفرا؟ أم هجرة؟ كنت متأكدا من أمر واحد. أنه لم يكن هروبا. ولو أنني لا ألوم أحدا على ذلك. هرب الكثير من كتاب ألمانيا ومبديعيها وفنانينها، من بطش الرايخ الثالث الذي استغل الديمقراطية، وحول العالم إلى جحيم، أودى بحياة الملايين من البشر. هرب هؤلاء جميعا، فعاشوا وعاشت أفكارهم.

شكل السفر أو الهجرة هوية حمائية. هاجرت الأديان هجراتها الكبرى، فحافظت على نفسها. وهاجرت الأفكار فاستمرت. وحين ضاق الأفق بفيلسوف العرب إبن رشد، حمل زاده واحتمى بالآخر.

كانت الهجرة داخلي هجرات. هجرة متعددة في الزمان والمكان. هجرة فتحت اسمي الشخصي وجراحاته على آفاق أخرى. الهجرة بالنسبة لي ذات بعدين أساسيين: الأول يقوي درجة التنسيب عند المرء الذي يخلخل يقينه. أما البعد الثاني فمرتبط بالأول، بل يأتي كنتيجة له. إذ أن القدرة على التنسيب تجعل المرء قادرا على احترام اختلاف الآخر، بغض النظر عن بشرته ولسانه ومعتقداته وميولاته الجنسية. إن الهجرة إذن، قوة إبداعية بلسان جوليا كريستيفا في كتابها ”الأخرون هم نحن أنفسنا“.

السيد عمدة المدينة المحترم

السيدات والسادة

هاجرت من المغرب إلى ألمانيا قبل هجرتي هذه. هاجرت منذ أن كنت



Foto: Dar Alarawesh - دار الراويش

طفلا، وأنا أنصت إلى ذلك الجندي المغربي الذي وجد نفسه يحارب ضد النازية. كنت أتابع حكاياته ومغامراته إبان تلك الحرب الحمقاء، التي سماها إدغار موران إنتحاراً أوروبيا. كان باصالح يحكي عن هذه الحرب التي وجد نفسه في خضمها، بكثير من الشجن. ورغم ذلك يحكي عن الألمان ذكريات جميلة، لعل زوجته لانان أبلغ معاني هذه الهجرة. على هذه الأرض التقاها. ومنها هاجرت معه إلى مغرب لم تكن تعرف أين يوجد أصلا.

في مرحلة أخرى، أصبحت الهجرة هجرة نصية، تسافر بالذات نحو البعيد. حيث الآداب والفلسفة الألمانية تأخذك إلى دهاليز، لم تكن سهلة المنال، عن طريق لغة دافئة وجذابة وأنيقة ومكثفة. لغة عميقة، نزلت سائلة على ألسنة العظماء، من غوته إلى شيلر ومن هيغل إلى ماركس ومن هولدرلين إلى بيتهوفن، الذي حول المثالية الألمانية إلى سمفونيات خالدة.

هجرة تسربت إلى الداخل كجذرٍ ينبت في صمت. يدخل في عناق مع لغاتي المتعددة، التي غرفت منها في المغرب. ألسنة متعددة ومختلفة، تشكل أفقا عميقا في الذات: العربي منها والأمازيغي، المسلم واليهودي، الأندلسي وذلك الآتي من أفريقيا. مرة يأتي مسترسلا مكتوبا وأخرى تتناقله المحكيات.

السيد عمدة المدينة المحترم

السيدات والسادة

نتذكر جميعا قولة ”مثل خرافة صيف“ التي أبدعتها الصحافة الألمانية عن صيف ٢٠٠٦. ذلك الصيف الذي شهد تنظيم ألمانيا لكأس العالم. لست من هواة كرة القدم، غير أنني أحسست في ذلك الصيف أن جزرا ينبت في داخلي بصمت. كان صيفا استثنائيا بكل المقاييس. شهد تواطؤ الطقس أيضا. شمس حارقة حولت الأزقة إلى دفء استثنائي. لم تقز ألمانيا بكأس العالم للأسف، ولكنها ربحت نفسها، وربحتنا جميعا، ضيوفا وأناس البلاد. استطاعت ألمانيا أن تعلن رسميا وفاة عقدة الذنب، التي تملكها في علاقتها مع ذاتها ومع الآخرين، كأنها أخذت حكمة المعلم الكبير غوته حين قال: ”شعب لا يكرم غرباءه مآله الزوال“.

أكاد أجازف بالقول بأنني أتحسر، لكوني لم أعش معجزة الألمان وهي تهدم جدار برلين، غير أنني ألتمس التعويض في ذلك، من خلال ما حققناه جميعا عن طريق عبقرية المونديال المنظم تحت شعار: ”العالم ضيفا عند الأصدقاء“، وكذلك كان.

تمكنت ألمانيا من التغلب على عقدة الذنب، وكذا على الشيزوفرنيا التي

حكمتها طيلة عقود في علاقتها بمهاجريها، وذلك بعد استيعابها لمقولة الكاتب الكبير ماكس فريش: ”طلبنا يدا عاملة، فجاءنا بشر“.

نعم إننا بشر. جميعنا بشر، بغض النظر عن الطريق الذي سار فيه كل فرد في رحلته الكبيرة إلى الدار، التي تقيه شر الخيانة التي تسكنه. كل منا خائنٌ بطبعه. يخون اليوم، ما تعلمه البارحة. الخيانة محو دائم. الانسان في رحلة بحث دائم. الخيانة مرادف للشك. الخيانة نقيض اليقين. التنشئة الاجتماعية خيانة مستمرة. والهوية وهم لمن يريد جامدة.

حين فازت ألمانيا على الأرجنتين بالضربات الترجيحية، تدفقنا جميعا إلى الشوارع، نهل جميعا لخيانتنا، كل حسب نيته. في غمرة ذلك

الفرح الطفولي، انبرى أحد، وحيى الجماهير بالتحية النازية. كان يريد أن يكون وفيها لهوية ما. وفيها لوهم راح دون رجعة. غير أننا خناؤه جميعا، حين نظرنا إليه وواصلنا طريقنا. تابعنا خيانتنا، لأننا نضع نظارات لتصحيح النظر. كنت أتمنى أن يقرأ حكمة نيلسن مانديلا: «لا

أحد يولد كي يكره الآخرين».

هل أنا مغربي؟ هل أنا ألماني؟ من أنا إذن؟

أنا إنسان. الوطن بالنسبة لي، ليس مجرد مكان، بل هو شعور بالأساس. أو كما قال رونيه كونينغ ذات مرة: ”أنا مواطن عالمي، هاجرت مرة، سأظل مهاجرا إلى الأبد“.

والله ولي المسافرين

والسلام عليكم.



Foto: Mohamed Mawassi - محمد مواسي



## PASSPORT



Abdellatif Youssafi

- ◆ Geboren in Tanger ◆
- ◆ BRD seit 1960 ◆
- ◆ Psychotherapeut [HPG] ◆
- ◆ Mediengestalter ◆
- ◆ Freier Journalist und Autor ◆

## Taschendeutsch®

Abdellatif Youssafi widmet sich in seiner freien Zeit mit Leidenschaft dem Schreiben – seiner „uneinnehmbaren Heimat“. In der Geschichte *Ich heirate einen Hund* (erschieden in der Anthologie „Morgenland“, S. Fischer Verlag) lässt Abdellatif Youssafi in einer fiktiven Erzählung eine umherirrende Obdachlose ihren Lebensweg Revue passieren. Die Ich-Erzählerin schildert als Erwachsene, wie sie als 12-jähriges Mädchen, mit Beginn der Geschlechtsreife, von ihren Eltern in „deren Heimat“ verfrachtet wurde.

Die zweite Geschichte, *Niemandsland* (erschieden in der Kolumne „Krauts“, Frankfurter Rundschau) beschäftigt sich mit den Zwischentönen der geistigen Gesundheit unserer fortschrittsorientierten Gesellschaft.

## Ich heirate einen Hund

Oft sitze ich da, zupfe virtuos an den Saiten der Erinnerung und frage mich, welche Kräfte, Mächte, Situationen es sind, die Menschen formen, sie dazu treiben, Ziele zu verfolgen oder sie unbekümmert und erbarmungslos aus der Laufbahn katapultieren, so als wäre der persönliche Souffleur auf der Weltbühne verstorben, der einem im entscheidenden Moment einen Hinweis auf die richtige Richtung gibt.

Dabei denke ich immer wieder an den Tag zurück, als mich meine Mutter, ich war gerade elf Jahre alt geworden, in die Moschee bei Frankfurt-Niederrad zerzte. Im Morgengrauen eines kalten Februartages. Es war der 26. Fastentag im Ramadan. Ein Muss für alle Muslime. Meine Mutter sagte mir, an diesem Tag stünden die Himmelstore für alle, die das Fastengebot befolgt hätten, offen. Wir standen in dieser riesigen Halle, barfuß, eng aneinander, Reihe an Reihe, die Füße auf den Teppichboden aufgezeichneten Linien. Aus Lautsprechern krächzte die Stimme des Predigers. Eingezwängt von Frauen rechts und links neben mir, tat ich ungewollt einen Schritt nach vorne und geriet so zwischen die Reihen. Während sich alle zum Gebet verbeugten und auf die Knie gingen, blieb ich stehen, es war

kein Platz vorhanden, um mich auch zu verbeugen. Wieder auf den Beinen zog mich eine Frau zu sich und sagte: „Du musst dich in einer Linie einreihen, sonst ergeht es dir wie dem Esel, der sich zwischen zwei Heuballen nicht entscheiden konnte und in der Mitte verhungerte.“ Aber da war es, glaube ich, schon zu spät. Die Überlegungen, wie ich zu einem entschiedenen Platz kommen könnte, ließen mich vergessen zu beten oder mir etwas zu wünschen. So sandte ich nichts gen Himmel, und entsprechend war dessen Widerhall.

Der Großmarkt ist morgens meine erste Station auf dem Weg in die Innenstadt. Hier, wo Wohlstand und Elend nebeneinanderstehen, gehe ich vorbei an den überquellenden Gemüsebehältern, den ausgemergelten, zahnlosen Männern, die sich nach getaner Kisten-schlepperei zur Belohnung literweise Bier in den Hals schütten. Aus einem der umherstehenden Container rieche ich Fisch. Ich schließe die Augen, sehe das Meer und den Hafen von Tanger vor mir, Möwen, die kreischend um ein Fischerboot kreisen, von der Fähre erschallt das erste Signal. Autos, die im Bauch eines Schiffes verschwinden. Zöllner, die im Gepäck der Wartenden wühlen, in der Hoffnung etwas zu entdecken, wofür es sich lohnt, die Augen im Tausch gegen ein

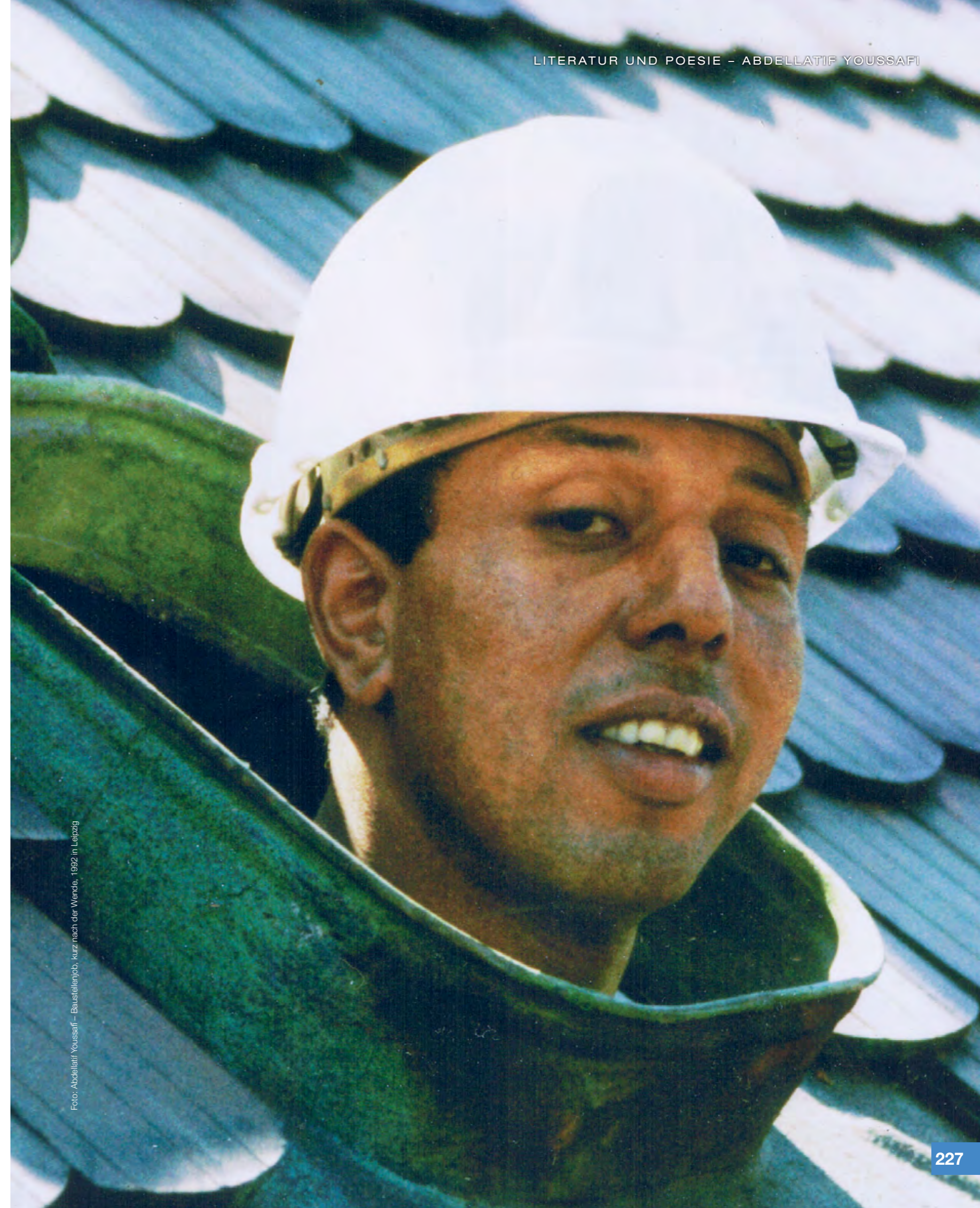


Foto: Abdellatif Youssafi – Baustellenjob, kurz nach der Wende, 1992 in Leipzig





Foto: Abdellatif Youssafi – Umherziehende Obdachlose

Ich laufe unter der Flößerbrücke durch, wo ein Umherirrender sein Nachtlager aufgeschlagen hat. Ich bleibe stehen und staune über die vier ordentlich aufgereihten leeren Weinflaschen an seinem Fußende, deren Etiketten alle akkurat in eine Richtung zeigen. Die wohl beständige Eigenschaft des Gestrandeten ist es, nicht aufzufallen. Welche Hoffnung ordnet die Gedanken eines Menschen, der unter Brücken schläft?

Weiter laufe ich am Kai entlang, setze mich auf einen Poller und beobachte, wie die Wellen des Mains an diesem Morgen, vom Wind getrieben, Bogen um Bogen nach Osten treiben. Ich schließe die Augen, lasse mich von den Sonnenstrahlen wärmen und gleite mit meinen Gedanken wieder nach Tanger, zu meinem Felsen, auf dem ich jeden Morgen saß, bevor ich in die Schule ging, und die Sonne beneidete, wie sie schüchtern, mit leuchtend roten Wangen das Meer berührte.

Die Sehnsucht nach meiner Heimat war groß, ich wünschte mir nichts mehr als die Rückkehr zu meiner Geburtsstätte, Frankfurt. Ich ließ nichts unversucht, ging zu Wahrsagern, ließ mir Glücksbringer anfertigen und klagte immer wieder aufs Neue mein Leid. Mal sagte man mir, Mädchen, dein Glück hat dich verlassen und gab mir genaue Skizzen, wo ich es finden könne. Andere gaben mir den Ratschlag, nach den verlorenen Flügeln meiner Freiheit zu suchen.

Ich pilgerte zur Grabstätte des heiligen Abd-El-Salam, dessen Name auch der Ort trägt, wo das Heiligtum steht. Erschöpft lief ich den steinigen Weg bis zum Dorfeingang, die Häuser waren niedrig mit offenen Dachterrassen, in hellem Blau getüncht. Einige Hunde liefen umher. Ich setzte mich in ein karg eingerichtetes Café, eine Frau mit einem filigran tätowierten Bart backte Fladenbrot, bestrich es mit Butter und Honig und brachte es mir mit einem Glas warmer Milch. „Gib mir, was der Mächtige dir vergibt, meine Tochter, mögen an diesem heiligen Morgen deine Wünsche in Erfüllung gehen.“ Sie stellte die Sachen auf den Tisch und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Es war eine einladende Atmosphäre, das erste Mal, dass ich mich heimisch fühlte. Aus dem ganzen Land kamen Hilfesuchende, mit Schmerzen,

paar Dirham zuzudrücken. Matrosen stapfen nach langer Nacht auf ihre Schiffe. Abschiedsszenen, Tränen im Überfluss. Mein Onkel hat uns trotz der frühen Stunde zum Hafen begleitet. Mein Vater wechselt mit ihm ein paar Worte, drückt ihm einige Geldscheine in die Hand. Sie umarmen sich. Mein Onkel läuft um das Auto herum, umarmt meine Mutter, die in hemmungsloses Schluchzen ausgebrochen ist. Als ich ihn umarmen will, packt ihn meine Mutter am Oberarm, er schaut sie an, nimmt meine Hand, drückt sie fest und sagt hart, ohne jegliches Gefühl: „Du bleibst hier bei mir.“ Zuerst kichere ich verlegen und blicke abwechselnd in die Augen meiner Mutter und meines Vaters.

Ich weiß nicht, weshalb sie es taten, denn nie habe ich sie zur Rede gestellt. Ich weiß auch nicht, auf wessen Betreiben dies geschah, dass sie mich nicht wieder mit zurück nach Frankfurt nahmen. War es die Entscheidung meines Vaters, meiner Mutter oder beider? Was hatte sie dazu bewogen, welche Ängste führten zu einer solch schmerzlichen Handlung? War es die Furcht meines Vaters vor den ersten Brustansätzen seiner 11-jährigen Tochter oder dass ich den Reizen eines Ungläubigen verfallen könnte? Hätte dies eine Gefahr für den orientalischen Generationenvertrag dargestellt? Wollten sie vermeiden, dass die Ehre der Familie besudelt wird, und darüber hinaus auch verhindern, dass ihre wohlbehütete Aktie ein Eselsohr bekam?

Aggressives Gehupe reißt mich aus meinen Gedanken, jede Verzögerung wird gnadenlos unisono angeprangert. Starke Motoren heulen unter den Hauben. Den Fuß zwischen Bremse und Gaspedal, die Hände das Lenkrad umklammernd, hoffen sie noch bei dieser Grünphase über die Ampel zu kommen, um ihren Tatendrang in die vorbereiteten Bahnen zu lenken. Ich ziehe weiter. Hier im Ostteil der Stadt fühle ich mich wohl. Das ist der Ort der Gottlosen, der Verlierer. Polnische Tagelöhner stehen in Gruppen vor dem langen Zaun des Großmarktgeländes. Sie haben Löcher in den Maschendraht gerissen, um sich vor der Polizei – zumindest vorübergehend – in Sicherheit zu bringen. Wer Glück hat, kann mit den Ausbeutern handelseinig werden, welche sie für Hungerlöhne an irgendwelche Baustellen verschachern.



Foto: Abdellatif Youssafi – Großmutter und Großvater mütterlicherseits, Marokko

Trauer, Glücklosigkeit oder auch nur Prüfungsangst. Aber Hilfe konnte man sich nur dann erhoffen, wenn man die Strecke dorthin zu Fuß zurücklegte. Beim Streunen auf dem bergigen Gelände entdeckte ich in einer Höhle einen jungen Mann. Seine Augen leuchteten seltsam, und über seine Gesichtszüge schien sich ein Grinsen verewigt zu haben. Er erzählte mir, dass er noch bis vor zwei Jahren halbseitig gelähmt war. Seine Frau hatte ihn verlassen, er konnte nicht mehr für sie sorgen. Auch seine Freunde kamen über einen Gruß nicht hinaus. Seine einzige Hoffnung war, mit seiner Behinderung aus dem tausend Kilometer entfernten Tiznit hierher zu pilgern, zu Fuß. Heute sei er geheilt und frei. Dorfbewohner versorgten ihn mit Lebensmitteln. Seine Geschichte machte mir wieder Mut, und ich kehrte an meinen Felsen nach Tanger zurück. Ich wusste nicht, mit welchen Zeitspannen man zu rechnen hat, bis Wünsche sich erfüllen. Ganz zu schweigen, auf welche Art und Weise diese dann eintreten. Nur eines war klar, diese Unterbrechung gab mir wieder etwas Kraft, um weiter auszuharren. So wie damals, als die ersten Männer hier vom Hafen in die Fremde gezogen waren und diese Zeit, in der sie etwas Goldstaub absahnen wollten, wie sie es nannten, nur als eine kurze Unterbrechung ansahen. Doch sie harrten länger aus, nachdem sie festgestellt hatten, dass dieses auf einem großen Haufen Scheiße lag. Ihre Zimmer hatten sie mit Gegenständen aus der Heimat vollgestopft, um die Erinnerung an ihre Herkunft aufrechtzuerhalten, ihre Tage hatten sie mit Gebeten gefüllt, um nicht Gefahr zu laufen, Kraft aus der Flasche schöpfen zu müssen. Mein Vater erzählte uns über seinen ersten Arbeitstag bei einem großen Lebensmittellieferanten. Da er der Sprache nicht mächtig war, befahl ihm der Vorarbeiter, einfach nur seinen Arbeitskollegen zu folgen. Er stellte sich mit dem Rücken zum Kühlhaus, bekam etwas auf die Schulter gehievt, schaute sich beim Nachfassen um, fiel in Ohnmacht und blieb liegen, bis seine Kollegen ihn von der auf ihm liegenden Schweinehälfte befreiten. Nächtelang verbrachte er mit seinen Glaubensbrüdern mit Diskussionen und Gebeten, bis sie dunkle Druckstellen auf der Stirn bekamen. Sie verteufelten den Alkohol, alles Fremde und strickten

tagaus, tagein munter an ihrem Dogma. Mit dem Tod seiner Frau, meiner Mutter und einigen seiner Freunde, gewöhnte er es sich an, abends zur Grünanlage auf der Frankenallee zu gehen. Er wartete, bis sich die Zecher auf die Suche nach einem Schlafplatz machten, und setzte sich dort auf eine der Bänke. Dort erlitt er eines Tages einen Herzschlag, kippte zur Seite, seine Hand hing schlaff herab, so ausgestreckt, als wollte sie noch eine Bierflasche greifen. Zwei Tage hatte es gedauert, bis man bemerkte, dass er nicht betrunken war.

Kieselsteine knirschen unter den Rädern des herannahenden Polizeibusses. Gutgelaunt fahren die Beamten über den Rasen. Mitten auf ihrem Weg pickt eine Taube Brotkrumen auf. Als der Bus auf ihrer Höhe ist, macht er rücksichtsvoll einen Bogen um sie und fährt auf zwei frühstückende Schwarzafrikaner zu, die beim Anblick der Polizei routiniert nach ihren Dokumenten greifen. Ich beuge mich über das Wasser und betrachte mein Spiegelbild. Ich könnte nicht sagen, ob ich gealtert bin oder nicht. Es gibt in meinem Umfeld keine Menschen, die mich mit den Worten: „Du hast dich gar nicht verändert“ begrüßen. Nicht mal mehr meinen strengen Geruch nehme ich wahr. Meine von Sonne und Regen geprägte Haut zeigt keinerlei Risse. Meine Haare sind noch so schwarz und glänzend wie in meiner Jugend, nur um die Hälfte länger, sie reichen hier vom Kai bis ins Wasser. Meine Zähne sind, obwohl ich seit 10 Jahren keine Zahnbürste mehr benutze und sie nur mit dem Finger putze, alle noch gesund. Das Essen in den Kirchen ist eben sehr gut und regelmäßig, möglich, dass dies der Grund, ist weshalb ich an mir keine Verfallserscheinungen wahrnehme. Und wenn, ich hätte doch keine Vergleichsmöglichkeit. Vierunddreißig ist nun mal kein Alter, in dem man schon große Veränderungen bemerken könnte. Ich weiß nicht, was ich heute täte, wenn mein Leben in anderen Bahnen verlaufen wäre. Während der Zeit in Tanger träumte ich oft von einem Anwesen und dort abends auf dem Pavillon stehend und tagsüber mit Kopftuch und Brigitte-Bardot-Brille in einem roten Flitzer die Serpentina der Côte d'Azur entlangpreschend. Idole fand ich auf der Leinwand genügend, nie war es aber meine Mutter, die nur kuscheln und heulen konnte.



Foto: Abdellatif Youssafi – Großvaters (1. v. l.) Gnaoua-Truppe



Foto: Abdellatif Youssafi – Mutter mit Arbeitskolleginnen, Hamburg 1963





Foto: Abdellatif Youssafi – Werkausweis vom Vater, Hamburg, 1960

Am Römer fährt das erste Brautpaar in einer Limousine vor, in wenigen Minuten werden sie den Bund fürs Leben geschlossen haben. Gerne hätte ich auch geheiratet und Kinder bekommen. Damals glaubte ich, die Liebe zu meinem Onkel würde ewig halten. Ich war mir der Lage, in der wir uns befanden, nicht bewusst. Ich vertraute ihm, wenn er mir sagte, ich dürfe niemals jemandem davon erzählen. Bis zu dem Tag, als er mir seine Braut vorstellte. Heute denke ich natürlich anders darüber, wem hätte ich mich auch anvertrauen können. Der letzte Mensch, dem ich vertraute, war nun mal er. Um sich aus der Affäre zu ziehen, wollte er mich, mit dem Einverständnis meiner Eltern versteht sich, an einen Greis verscherbeln. Er lud ihn zu uns nach Hause ein. Zu diesem besonderen Anlass gab es Cola und Kekse. Für mich stand damals eindeutig fest, eher würde ich mir einen Kaktus einnähen lassen, als mich je wieder mit einem Mann einzulassen. Zitternd nahm er das Glas Cola in die Hand, trank und verschluckte sich an der nicht gewohnten Kohlensäure. Ich hoffte, er würde sterben, was die beste der schlechten Möglichkeiten gewesen wäre. Er tat es nicht.

Mein letzter Hilfescrei war ein Brief an meine Cousine in Frankfurt. Ich berichtete ihr detailliert von meinen Selbstmordabsichten. Zwei Wochen später erhielt ich ein dickes Kuvert von ihr, mit ihrem Pass. Ich verabschiedete mich von all meinen Freundinnen der Privatschule, vermachte ihnen mein Hab und Gut und versprach zu schreiben.

Ich wollte ein neues Leben beginnen, meinen Geburtstag auf den Tag der Wiedereinreise datieren. Meine Freude ließ mich all die Jahre des Verharrens vergessen. Ich war voller Tatendrang, endlich konnte ich über mein Leben bestimmen. Dass meine Eltern mich verstört und unterkühlt empfinden, hatte für mich keine Bedeutung, so wie sie für mich bedeutungslos geworden waren. Zwar mussten einige Formalitäten mit der Ausländerbehörde geklärt werden, unter anderem, wie und wann ich eingereist war. Doch im Verhältnis zu der schlimmen und schweren Zeit, die ich hinter mir hatte, glich das einem Osterspaziergang. Schließlich bin ich hier geboren, gäbe es da ein stärkeres Argument? Nach längerem und hartnäckigem Bedrängen meiner Eltern, was ich denn machen werde, falls die Ausländerbehörde mir

mein Aufenthaltsrecht dennoch verweigern würde, sagte ich spontan ohne Überlegung: „Dann heirate ich eben einen Deutschen.“ Allein der Gedanke meiner Eltern, dass ihre Tochter einen Fremden, einen Hund, so wie sie Andersgläubige titulierten, heiraten würde, hatte seltsame Folgen. Meine Mutter sang sich in Tränen und heulte die ganze Nacht, während mein Vater bis zum Morgengrauen betete. Anscheinend ging es ihnen nur um ihr eigenes verzerrtes Gewissen. Doch mir wurde klar, dass es niemals um mich ging, wenn sie eine Entscheidung trafen. Ich verspürte etwas wie Genugtuung, obwohl es nicht beabsichtigt war, wärmte es mich, als ich sie leiden sah.

Das Brautpaar kommt soeben raus, Reiskörner fliegen ihnen entgegen, Sektorken knallen, Händeschütteln, Umarmungen. Ich ziehe weiter und schiebe meinen Wagen in Richtung Zeil. Zielstrebigkeit breitet sich mit der Sonne über den jungen Tag. Die Blicke klar, Taschen fest im Griff, werden Räume mit Geschäftigkeit gefüllt. Keine Nischen für Trägheit, Unentschlossenes wird ausgeschlossen. Der Sog bereitet dem Erfolg seinen Weg.

Der Inder begrüßt händereibend den neuen Tag und legt nochmals Hand an seine ordentlich sortierten Zeitschriften. Freundlich und mit einem herzlichen Lächeln begrüßt er alle Käufer und bietet ihnen seine Zeitschriften an, als wäre dort eine von ihm selbst verfasste Big-Story abgedruckt. Das ist seine Aufgabe, denke ich mir, welche er mit sichtlichem Stolz und unermüdlich von morgens über die Spätausgabe bis zum Abend hin erfüllt. Als unsere Blicke sich kreuzen, begrüßen wir uns mit den Augen. Er rollt eine Zeitung zusammen und bringt sie mir mit einem Pappbecher voller Kaffee. Das macht er jeden Morgen mit sichtlicher Freude, die ich erwidere. Wir haben nie ein Wort miteinander gewechselt. Ich vermute auch nur, dass er Inder ist. Wissen tue ich es nicht, auch weiß ich nicht, weshalb er mir jeden Morgen eine Zeitung schenkt. Zur Steigerung der Freude, die er mir allmorgendlich bereitet, schenkt er mir jeden Tag eine andere Zeitung oder Zeitschrift. Auch seine Kunden behandelt er alle mit der gleichen Freundlichkeit. Dabei spielt es keine Rolle, ob jemand die FAZ, Rundschau, Bild-Zeitung, den Stern, Spiegel oder das Journal kauft. Nie habe ich bei ihm auch nur die Nuance einer Regung entdeckt. Obwohl der Käufer eines Spiegels im Vergleich zu einem der Bild-Zeitung einen fast zehnfach höheren Umsatz einbringt. Ist es sein Glaube an die Wiedergeburt, der ihm diese ausgeglichene Freundlichkeit beschert? Der ihn alles rücksichtsvoll behandeln lässt, so als würde in jeder Pflanze, jedem Tier und in jedem Menschen ein Teil von ihm selbst existieren. Er ist der einzige Mensch, den ich mag. Es irritiert ihn zum Beispiel keineswegs, dass ich Selbstgespräche führe.

Als ich mir in Tanger diese Möglichkeit der Kommunikation eignete, um die deutsche Sprache nicht zu verlernen, bemerkte ich, dass die Schulkameraden sich nach und nach von mir distanzieren. Zu den wöchentlich stattfindenden Überraschungspartys der verschworenen Gruppe von Privatschülern, die fast alle vorher im Ausland lebten und ein ähnliches Schicksal mit mir teilten, wurde ich nicht mehr eingeladen.

Ich vermute, dass sehr viele Menschen Selbstgespräche führen, eben nur nicht sichtbar. Ich bezweifle auch, dass jeder, der mit einem

Handy hier vorbeiläuft und reinbrüllt, tatsächlich am anderen Ende einen Gesprächspartner hat. Nur Menschen ohne eigene Meinung führen keine Selbstgespräche. Sie kaufen eben Zeitungen oder Zeitschriften mit vorgefertigten Meinungen und Kommentaren, treffen sich abends mit Gleichgesinnten, vergleichen ihren Bildungsstand, baden sich im angeeigneten Meinungsgebränge, haken wie auf einer Liste ihr vermeintliches Wissen ab und begeben sich erleichtert in ihre Wohnungen, mit der Erkenntnis auf der Höhe und gut informiert zu sein.

Das Selbstgespräch ist das einzige Mittel, in mir Frieden zu schaffen. Ich kann jederzeit über alles mit mir reden, ohne Scham oder Tabus. Verdrängte Themen bringe ich mir so lange ins Gespräch, bis ich sie verarbeite, es bleibt nichts im Dunklen. Je weiter solch eine Zwiesprache entwickelt ist, umso besser kann ich mit Denkweisen und Entscheidungen umgehen, sie anzweifeln oder annehmen, ohne auf das Vertrauen anderer angewiesen zu sein.

Als ich bemerkte, dass meine Eltern sich für meine Unart schämten und mich bei Besuchen von Verwandten isolierten, begann ich die Selbstgespräche zweisprachig zu führen. Bis zu jenem Tag, an dem mein Vater mir vor lauter Wut und in Anwesenheit von Verwandten einen Blumentopf hinterherschmiss. Es war das erste Mal, dass ich von zu Hause losriss und ziellos durch die Straßen irrte.

Ich kramte in der Erinnerung, und meine Gedanken schwirrten um die Zeit, als ich zur Niederräder Grundschule ging. Um sicher zu sein, dass ich die Zeit nach der Schule sinnvoll nutzte, stellte mir mein Vater spezielle Aufgaben. So musste ich nach Schulschluss, bis zu seinem Eintreffen nach der Arbeit, fünfhundertmal *Ich darf kein Straßenmädchen werden* schreiben. Ich summtete jeden dieser stumpfsinnigen Sätze vor mich her, bis es nach ungefähr hundertfünzigmal melodisch klang und ich am Schluss stolz auf meine Komposition war.

Nach einiger Zeit des Herumstreichens suchte ich alte Schulfreundinnen aus dieser Zeit auf. Die meisten waren verheiratet, hatten Kinder, Berufe oder beides und lebten in einer für mich fremden Welt. Ich musste feststellen, dass ich zwar die Sprache noch beherrschte, mein Denken aber nur mir selbst verständlich war. Eines Tages traf ich meine Cousine. Sie berichtete mir, dass meine Eltern, nachdem sie eine Vermisstenanzeige aufgegeben hatten, ständig in Deutschland umherreisen mussten, um weibliche Leichen als mögliche Tochter zu identifizieren. Sie überredete mich und brachte mich zu meinen Eltern.

Der Inder ist wie im Rausch, eine Zeitung nach der anderen, falten, kassieren, herausgeben, und immer lächelnd. Freddy ist mit seinem Riesenschнауzer im Anmarsch. Sein Kopf verborgen unter der Krempe des breiten Lederhuts, schlaff hängt der Poncho über seinem schlaksigen abgemagerten Körper. Dicht gefolgt von dem wendigen Müllwagen, der ihn samt Hund aufzufegen droht, stapft er müde zu seinem Stammplatz, unter dem Vordach der alten Post. Seit zwei Jahren sitzt er dort. Bis vor Kurzem spielte er den ganzen Tag Gitarre. Seit Tagen beobachte ich, dass er es aufgegeben hat. Er kann nicht mehr spielen. Beim letzten Mittagessen in der Katharinenkirche sagte er mir, er sei kaputt. Bleierne Schwere überziehe sein Gemüt und

raube ihm die letzte nötige Kraft, um seinen Geist zu lüften. Seine Augen waren gerötet und die Züge verhärtet.

Die ersten Glastüren der Kaufhäuser werden geöffnet. Authentisch gekleidete schwarze Sheriffs sichern die Pforten. Ein Duftstrom weht von der am Eingang platzierten Kosmetikabteilung. Geschminkte und gestylte Frauchen drehen Däumchen. Gegenüber zimmern Bauleute an einem neuen Gebäude. Bald ist Eröffnung, im ganzen Haus wird es nur Duftwässerchen geben. Der Bedarf ist groß.

Meine Gegnerin bei der Ausländerbehörde beschwerte sich über meinen Gestank. Es wäre eine Zumutung für ihren Geruchssinn. Ich versuchte ihr zu erklären, dass ich weder freiwillig noch gerne herkomme und dass mich der Gestank ihrer inneren Verwesung auch anwidere und ich sogar befürchte, dass ihre kampfbereiten Fäulnisbakterien mich angreifen würden. Sie zermürbte mich mit ständigen Zwangsladungen und Ablehnungen. Ich solle doch in meiner Heimat betteln gehen. Den Kampf um ein Aufenthaltsrecht habe ich zwar gewonnen, dafür jedoch jede Illusion an einer Heimat verloren. Jegliches Verlangen nach einem Ort, nach einer Gesellschaft wurde mir geraubt. Die Straße ist meine Heimat. Nur die Straße kennt keine Zukunft, nur die Gegenwart, verfolgt von der Vergangenheit. Die Perspektive auf blankgeputzte Schuhe, die alles zermalmen, was zwischen sie gerät. Vagabunden, Penner, Obdachlose, Junkies, Bettler – nur einige Begriffe, die dem Erfolg und Ehrgeiz als Reflektor dienen. Ein kurzer Blick beim Vorüberschreiten gibt ein unverfälschtes Zeugnis über das eigene Erreichte.

Manchmal erkenne ich von Weitem Bekannte, die bei meinem Anblick, in lächerlichen Manövern, sich hinter anderen Passanten verstecken oder kehrtmachen. Einige sind dreister und geben mir große Geldscheine, in der Hoffnung, dass ich mir damit eine Fahrkarte zu einer entfernten Stadt leiste. Niemals kam eine meiner früheren Freundinnen und sprach ein Wort mit mir. Als befürchteten sie, beim Herabbücken ihre schönen Titel, Karrieren wie ein loses Goldkettchen zu verlieren.



Foto: Abdellatif Youssafi – Als Spieler des FC Marock, 1976, Frankfurt am Main – untere Reihe, 3. v. l.



Der große Schwarze schleicht an den Schaufenstern entlang. Verschlafen und in eine graue Decke gehüllt, setzt er sich vor die Schaufensterscheibe von Radio Diehl, streckt die Beine aus, stellt einen Pappbecher hin und lässt sich von den Klängen der neuesten Stereoanlagen beschallen. Auch er wird von ständigen Kontrollen zermürbt, obwohl er ein Aufenthaltsrecht hat. Oft habe ich mich gefragt, welcher Zustand es wohl sein mag, in dem nicht einmal der menschliche Notanker, die Scham, einen Menschen vor solch einer Biographie bewahrt. Er ist großgewachsen, breitschultrig, und seine Haltung ist keineswegs gebeugt. Manchmal steht er plötzlich auf, umarmt jeden Baum, setzt sich wieder hin, schluchzt und lacht gleichzeitig.

Die vor Kurzem noch fast ausgestorbene Stadt füllt sich mit Leben. Der Franzose baut als Erster sein Podest auf. Streift sich sein weißes Gewand über und schminkt sich Hände und Gesicht weiß. Den ganzen Tag wird er als Statue verharren, bis die Grenzen zwischen Beobachten und Beobachtetwerden gänzlich verschwunden sind. Die ersten Zigeunerinnen huschen über die Fußgängerzone und suchen nach Menschen, die noch offen für Weissagungen der Zukunft sind. Das erste Rudel Dealer ist auf dem Weg zum markierten Revier.

Taschendiebe machen Lockerungsübungen. Musiker stimmen ihre Instrumente, um dem Tag eine angemessene Begleitung zu beschenken. Ich mache erste Notizen.

Meinen Vater sah ich das letzte Mal lebend, hier vor meinen Füßen stehend flehte er mich an, ihn von dieser Scham zu befreien und mit nach Hause zu kommen. Er wolle mir alles verzeihen. Auch die größte Pein, die er im Leben erlitten hatte.

Er fragte mich damals, was ich denn tun wolle, um endlich zu einer geregelten Aufenthaltsgenehmigung zu kommen. „Ich heirate einen Hund“, war die Antwort. Er fand es verwerflich, so über seinen zukünftigen Mann zu reden, und bat mich, ihn einzuladen. Vielleicht hoffte er, dass mich eine Heirat von der Straße loseisen würde, er war innerlich zu allem bereit. Er lud Verwandte ein, wie es traditionell üblich ist, meine Mutter kochte leckere Sachen, verführerische Süßspeisen standen schön dekoriert auf den Tischen. Die Besucher waren festlich gekleidet, sie erwarteten die Wiederkehr der verlorenen Tochter. Stille herrschte im Wohnzimmer bei meinem Eintreten. Ich hatte mir Freddy's Riesenschnauzer ausgeliehen und begrüßte die Gäste mit den Worten: „Darf ich vorstellen, mein Zukünftiger.“



Foto: Abdellatif Youssafi – Mit Mutter (li.) und Tante

### Niemandsland

An der Fensterfront stand ein hagerer junger Mann. Das Gesicht von einem spärlichen Bartwuchs bedeckt, die Haare wirr, lief er von einem Fenster zum anderen, schaute heraus und sprach etwas, dass Moritz nicht verstand. Moritz war noch betäubt von den Mitteln, die man ihm verabreicht hatte. Nach und nach begann er zu realisieren, wo er sich befand. Langsam schritt er in eine Ecke des Raums und begann, die Fuge sanft zu streicheln. Er war von der Präzision und Genauigkeit derart fasziniert, dass er immer wieder mit der Rückhand daran hoch und runter glitt, voller Bewunderung für den Künstler, der etwas Derartiges vollbrachte, kam er nicht mehr von der Ecke los, stellte sich immer wieder vor, wie der Schöpfer dieses Werks mit seiner Kelle, in unendlicher Geduld, die Wände in solch einer Harmonie zusammenfügen konnte. Der Selbstgespräche führende, hagere Mann hatte sich ihm inzwischen genähert. Zwischen den Fingern seiner gespreizten Hand ragte jeweils eine Zigarette heraus. Moritz sah darin den Kopf der Freiheitsstatue. Die Worte sprudelten nur so aus dessen Mund:

„Einfach machen, nicht denken, oft sind es die Zipfel von Sätzen oder Ereignissen, an die wir uns hängen. Schillernd, flirrend umgeben sie einen. Suggestieren damit, jede Furcht, etwas nicht zu bekommen, dadurch zu kompensieren. Wenn man ihnen nur folgt, losgelöst, jeglicher Anziehung entledigt, folgen wir in dem Glauben, dass selbst der Teufel manchmal Gutes tut. Dennoch sind die eigenen Windungen so tief gekerbt, dass das Neue schnell eingebettet ist, in den Hirnloipen, und das Selbstbewusstsein ein Geschick in der Täuschung erreicht hat, das selbst jedes Versatzstück als Erfindung des eigenen Geistes gefeiert wird.“

„Wir kennen uns nicht, oder?“, fragte er Moritz, der immer noch mit der Ecke beschäftigt war. „Wir kennen uns nicht?“, wiederholte der Mann und hielt Moritz die Hand mit den Zigaretten zum Gruß hin. Moritz wollte sich daraufhin eine Zigarette herausziehen, als der Mann mit weit aufgerissenen Augen flüsterte:

„Nein, nein auf keinen Fall anfassen, niemals anfassen.“

Und dann wieder: „Wir kennen uns nicht, oder? Ich bin Erfinder. Aber Erfinder mag man in diesem Land nicht.“

Er begann stark zu husten, hielt die Hand vor den Mund, als fürchtete er, die Mandeln könnten aus der Schale springen. Steckte sich aber nach dem Anfall eine Zigarette an und redete weiter:

„Ich bin Erfinder der ersten Freihand-Nikotin-Anlage. Ein Freihand-Headset mit Spracherkennung. Wie beim Handy. Selbst beim Autofahren oder im Gespräch braucht man nur eine Zahl oder ein Wort zu sagen und sofort fließt Nikotin durch eine Kanüle in die Vene. Der Vorteil fragen Sie? Kein Ärger mit militanten Nichtraucherern, keine Probleme mit Rauchverbotszonen, kein lästiger Qualm, Vermeidung von Prozesslawinen Lungenkranker, kein Kussverbot, keine gelben Finger, Vorhänge, Tapeten. Funktioniert alles unsichtbar, wer will, kann seine Sucht auf ewig verbergen.“

Er ließ Moritz stehen und wanderte zum nächsten Fenster und von da aus zu einer Säule, vor der er stehen blieb. Die Zigaretten zwischen seinen Fingern hatte er bis auf eine aufgeraucht.

„Wir kennen uns nicht“, sprach er jetzt auf die Säule ein, „Wir kennen uns nicht, oder? Gestatten Stramm, Max Stramm. Irgendwoher kenne ich Sie. Zigarette? Sie rauchen nicht? Sehr gut. Sie fragen sich, weshalb ich etwas tue, was das Gegenteil von sehr gut ist? Kein

Raum für Philosophie, verstehen Sie? Anders bleibt man sonst nicht im Rennen. Nachdenken heißt Zeit verlieren, von der Überholspur abkommen. Machen wir uns nichts vor, es gibt keine Alternative, nur Überholspur, sonst nichts.

Natürlich ist das anstrengend. Keine Verschnaufpause. Wozu hat man Versicherungen? Unvorhersehbare Zwischenfälle, verstehen Sie? Sorgenlos die Weltkugel vor sich herschieben, das Tempo selbst bestimmen. Klingt für Sie widersprüchlich? Sie halten sich zu sehr mit dem Sinn auf. Es gibt nur zwei Lebensformen: Entweder mit etwas Glück zu Geld kommen oder mit etwas Geld zu Glück. Nur mit Geld kommen Sie weiter. Mit Glück kann man nicht auf dem Mond leben, aber mit Geld. Seien Sie nicht so starr. Sicher kann man dort leben. Wenn Tauben in U-Bahn-Stationen leben können, na dann der Mensch doch erst recht auf dem Mond.

Natur ist eine Erfindung von Romantikern. Menschen werden auch auf der Erde sein, wenn es nichts mehr zu atmen gibt, die Ozeane nur noch Glibbermasse sind. Fisch in Aspiq, verstehen Sie? Dann braucht der Mensch in einem Leben vielleicht drei Lungen, vier Nieren und zwei Herzen. Klingt pietätlos, aber wir werden unsere Ersatzteillager haben. Alles just in time. Zigarette? Pardon, ich vergaß.

Ob ich Kinder habe? Nein, nein. Bin das damals mit meinem Berater durchgegangen. Veraltete Anlageform, verstehen Sie? Zu lange Laufzeit und sehr riskant, was die Rendite angeht. Passt nicht in unsere Struktur. Grassierende Konsum-Bulimie. Statt Ranzen Notebook, teure Programme. Kinder gehören nicht mehr uns. Müssten Verband der Eltern gründen und über Werbespots an die Kinder appellieren. Nein, nein. Was meine Anlagestrategie angeht, hatte ich immer einen guten Riecher. Habe alles erreicht, möchte jetzt ein wenig verschnaufen, mir ein Stück Niemandsland aneignen und weiter erfinden. Wo dieses Niemandsland liegt? Überall dort, wo zwei Länder aneinander stoßen. Sie kennen das bestimmt, wenn Sie mal im Ausland waren; da gibt es zwischen den beiden Grenzposten immer ein paar hundert Meter. So ein Streifen zieht sich an der ganzen Grenze lang. Aber erst mal jemand finden, der Niemandsland verkauft.

Jeden Schritt muss man planen, sollen andere ihr Leben in die hohle Hand des Schicksals legen. Ich nicht. Ins außereuropäische Ausland ziehen? Niemals, auf keinen Fall im hohen Alter zum Ausländer werden. Die Orientalen zum Beispiel: Tun so als ob und verkünden das Todesurteil in lyrischen Versen. Oder der Chinese: Lächelt dich an, während er das quietschende Fallbeil ölt, um dir in zeremoniellem Ton zu verkünden, dass der Mensch ein Recht auf Ruhe hat. Da bevorzuge ich doch ein schnörkellos, gallig hingeschmettetes Reinokabular. Oder nehmen Sie den Inder. Diese Körperbeherrschung: Einen mächtig herandonnernden Furz kurz vor dem Ausgang stoppen und zur Umkehr bewegen. Aber kann er davon leben, der Inder? Ausländer im Museum, das gerne. Aber wenn man denen die letzte Banane vor der Nase wegschnappt, dann ist's vorbei mit der Gastfreundschaft.

Ganz im Vertrauen: Das mit der Gastfreundschaft ist purer Egoismus, reine Investition. Eine sehr risikoreiche Anlage übrigens. Von wegen selbstlos. Die erwarten, dass das erwidert wird. Jemand, der wohlhabend ist, macht mit Gastfreundschaft nur Verluste. Wer solche kleinen Dinge nicht begreift, wird bis zum Greisenalter im Schatten dahindämmern. Verstehen Sie? Ich bleibe lieber hier und erfinde.“





Meine [Lebens-]Geschichte













# Ein Buchprojekt der Hochschule Magdeburg-Stendal und des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK)

Gefördert durch



Dokumentationszentrum  
und Museum über die  
Migration in Deutschland e.V.

Ein Buchprojekt der Hochschule Magdeburg-Stendal und des Deutsch-Marokkanischen Kompetenznetzwerkes (DMK)